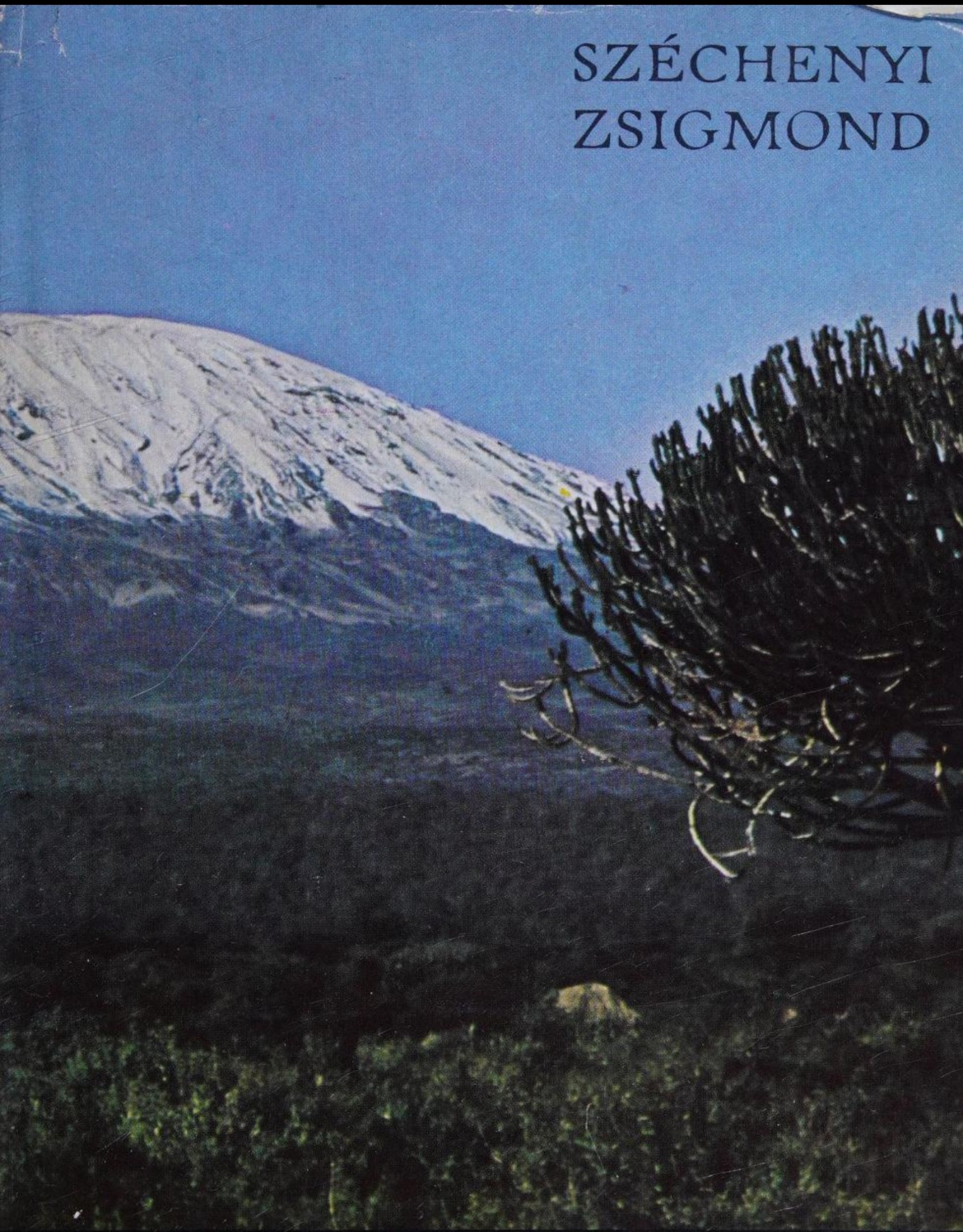
SZÉCHENYI ZSIGMOND



DENATURÁLT AFRIKA

Széchenyi, Zsigmond - Denaturált Afrika

Entzaubertes Afrika - 1964 1968

ERSTER TEIL AUFWÄRMEN

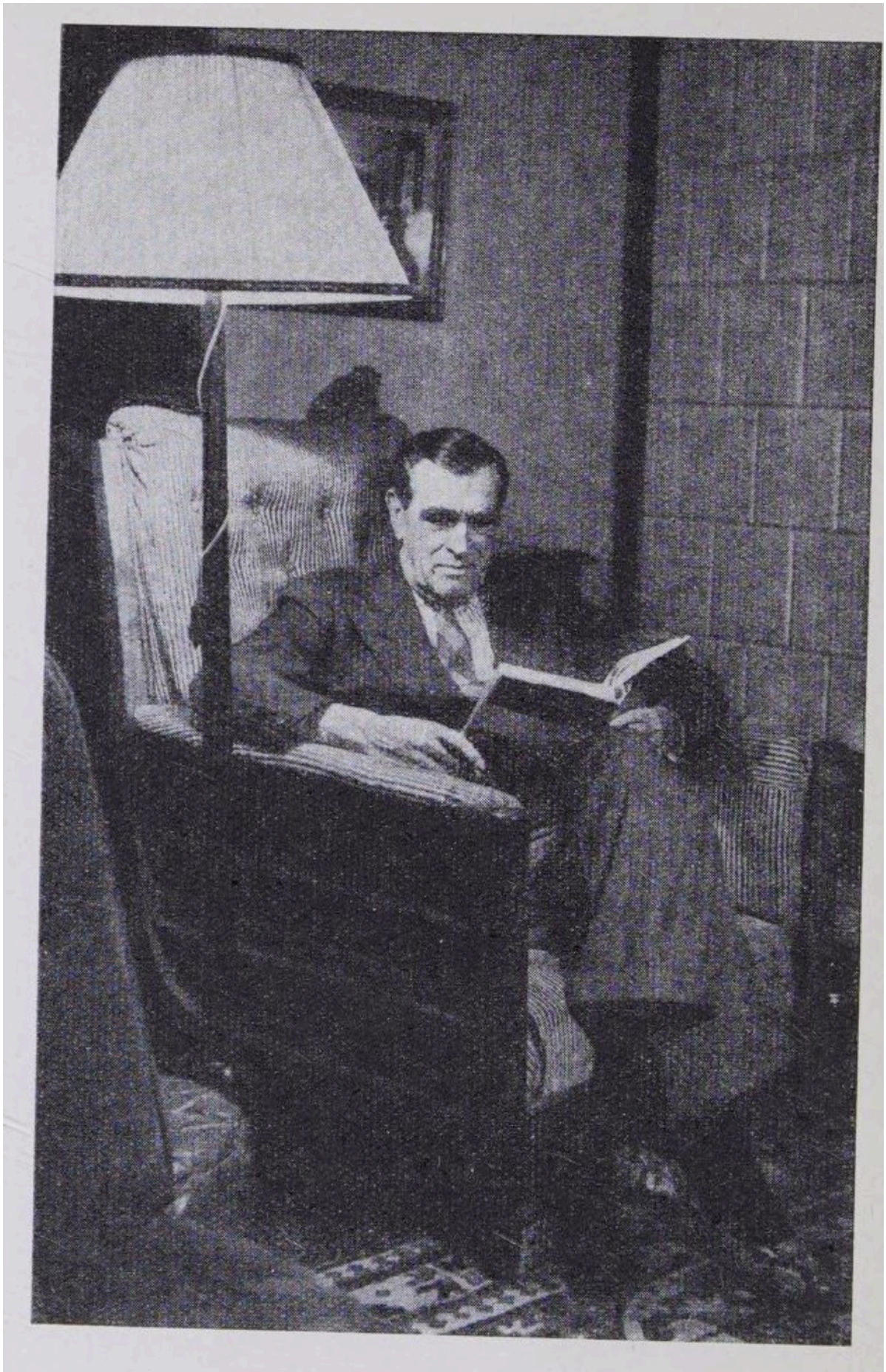
Ich muss damit beginnen, dass der Titel meines Buches nicht mein eigenes Kind ist! Ich habe ihn heimlich von jemand anderem gestohlen, in niederträchtiger Diebesmanier. Ich habe ihn bei Daniel W. Streeter, einem mir unbekannten amerikanischen Kollegen, gewildert, dessen 1920 in New York erschienenes Reisebuch mit dem Titel „Denatured Africa" ich an Bord der „Gripsholm" las, auf der Heimreise von meiner fünften Afrika-Reise. Streeter vermisste schon damals, vor runden vierzig Jahren, Afrikas ursprüngliche Natürlichkeit. Schon damals rümpfte er die Nase über das „Denaturierte". Nehmen Sie es also nicht übel, werter Fachkollege Daniel, aber ist es mir nach Verstreichen so langer Zeit nicht auch erlaubt, nach Fremdem zu greifen? Schließlich haben sich seither bereits vierzig Jahre der Denaturierung auf die damaligen geschichtet! (Kálmán Kittenberger beklagte erst vier Jahre später, 1930, sein „Verändertes Afrika"). Meine fünfte Heimkehr war ohnehin keine alltägliche, sondern eine sehr denkwürdige Reise, selbst ohne die eben gestandene Wilderei! Seltsam war das Schiff, noch seltsamer seine Passagiere. Weder die Einschiffung noch das Ausbooten verliefen wie gewöhnlich. So viele außergewöhnliche Erlebnisse lassen diese Reise anschwellen, dass es vielleicht nicht langweilig sein wird, wenn ich einige erzähle. Schon das Buch mit dem entwendeten Titel verdient Erwähnung. Zweimal wurde ich deswegen bei der Schiffskapitänsschaft angezeigt!

Meine Kabinennachbarn auf beiden Seiten zeigten mich an – wegen Ruhestörung, namentlich unter der Anklage, ihnen das Ausruhen unmöglich zu machen. Ich pflegte nämlich nachts in dem in Nairobi gekauften Buch zu lesen. Niemand hatte es mir empfohlen, ich hatte nichts davon gehört, ich kaufte es aufs Geratewohl, wie das blinde Geflügel, zusammen mit ein paar anderen Jagdbüchern als übliche Reiselektüre. Aber bekanntlich findet auch ein blindes Huhn mal ein Korn. Dies aber war ein so seltenes Korn, eine so humorvolle, zum Lachen reizende Schrift, dass mir nicht nur die Tränen kamen, sondern ich sicherlich vor Freude sogar laut aufschrie. (Damals war ich freilich noch leichter zu erheitern.) Meine Nachbarn zu beiden Seiten – ältere Leute, die früh zu Bett gingen – wurden durch meinen Lärm berechtigterweise nervös. So waren sie gezwungen, sich nach einigen schlaflosen Nächten zwecks Abhilfe an die Schiffskapitänsschaft zu wenden. Doch bevor es zur Abhilfe kommen konnte, hatte ich das Buch beendet, ich musste nicht mehr lachen, und die Nachbarn konnten sich ausschlafen. Die „Gripsholm" war übrigens das schönste und größte Passagierschiff, das sich jemals in den Hafen von Mombasa verirrt hatte. Etwa dreimal so groß wie jene, die man damals durch den Suezkanal passieren ließ. Sie hatte sich tatsächlich nach Mombasa verirrt, denn ihr ursprüngliches Ziel war die Umrundung des Erdballs. Seit Jahren befand sie sich auf Weltreise, ihr war schon fast schwindlig davon. Bis sie einmal – auf dem Heimweg – des Kreislaufs überdrüssig wurde. Es geschah im Hafen von Shanghai, wo sie einige Tage verweilte. Dieser Stillstand hatte ernste Folgen für einige Passagiere. Der Kapitän bemerkte nämlich, dass von seinen Kabinen – fünfundvierzig leer standen! Als sparsamer Seemann gab ihm diese unerwartete Entdeckung zu denken und veranlasste ihn zu folgendem glücklichen Entschluss: Er sandte ein Funktelegramm von Shanghai nach Nairobi, dass die „Gripsholm", falls das dortige Reisebüro bereit wäre, die fünfundvierzig Tickets „en bloc" von Mombasa bis Villefranche zu übernehmen, von ihrer Erdumlaufbahn abweichen, in Aden nach Süden abbiegen, an der afrikanischen Küste bis Mombasa hinunterlaufen, für die Passagiere einen Sonderzug bestellen und sie mit einem zweitägigen ostafrikanischen Ausflug überraschen würde!

Er würde ihnen das wunderbare Erwachen der berühmten Athi-Plains zeigen, die zu beiden Seiten der Eisenbahn wimmelnden Wildmassen. Er würde sie mit Nairobi bekannt machen, die Afrika-Reisenden, die auf die leeren Kabinen reflektierten, einsammeln, dann nach Mombasa zurückkehren, auf dem Absatz umdrehen und heim nach Europa segeln. Mit dieser treffenden Idee des Kapitäns begann es. Doch das war nicht genug, es bedurfte einer ganzen Reihe glücklicher Zufälle. Die nächste Nummer der Reihe war, dass die Ankunft der „Gripsholm" fast mit dem Abschluss meiner Afrika-Reise zusammenfiel. Zu dieser Zeit wurde mein Besuch in Nairobi zwecks Schiffskartenbestellung fällig. Damals waren die Schiffe noch überfüllter als heute, obwohl dreimal so viele verkehrten wie heutzutage. Passagierflüge gab es kaum. Man musste also rechtzeitig die Frage der Heimreise lösen. Ein alter Bekannter arbeitete im Schiffsbüro, er hielt Ausschau nach Gelegenheiten und informierte mich ständig. Sobald ich eintrat, um mich nach Möglichkeiten zu erkundigen, sprang er hinter dem Tresen hervor: - Kind des Glücks! - freute er sich. - Nächste Woche startet die berühmte „Gripsholm", das schwedische dreißigtausend Tonnen schwere „Schlossschiff"! Fünfundvierzig Karten haben wir vorgestern bekommen, dreiundvierzig habe ich schon verkauft! Zwei sind noch zu haben! Soll ich eine für Sie reservieren? So eine Gelegenheit bietet sich nicht so bald wieder! Ich biete Ihnen das vorletzte Ticket des Weltumseglers der schwedisch-amerikanischen Gesellschaft, der „Svenska-Amerika Linien", zum Kauf an! Gefällt es Ihnen? - Geben Sie es her, aber sofort, bevor es jemand anderes wegschnappt! Erklären Sie mir aber erst, was diese „Gripsholm" eigentlich ist, warum man darum so viel Aufhebens macht? - Dieses gewaltige Überseeschiff - erklärt er - wurde nach dem mittelalterlichen Kastell der schwedischen Könige benannt, der auf einer Insel im Mälarsee errichteten Burg Gripsholm. Seine Haupträume – Theater, Speisesäle, verschiedene Salons, Bibliothek – wurden nach dem Vorbild der Burg Gripsholm gestaltet. Sogar die Einrichtung ist eine Nachbildung der alten Möbel der Burg. Ich kann Ihnen auch sagen, dass das Schiff von Mombasa direkt Kurs auf Villefranche nimmt und dort seine nach Europa strebenden Passagiere absetzt. Aden und die ägyptischen Häfen lässt es aus. „Villefranche-sur-Mer" liegt – falls Sie es nicht wissen – zwischen Nizza und Monte Carlo an der französischen Riviera. - Ach ja, richtig - fügt er hinzu -, fast hätte ich es vergessen! Zwischendurch läuft es auch noch Palästina an! Es liegt drei Tage lang in Haifa, zeigt seinen Passagieren das Heilige Land! Dann drückt es auf den Knopf und eilt mit voller Kraft Richtung Villefranche, es will den Zeitverlust seines afrikanischen Seitensprungs wieder einholen.

Ich warne Sie übrigens: Es passt nicht in den Hafen von Mombasa. Es wird irgendwo draußen auf offener See stehen bleiben! - Entschuldigung für einen Moment - bemerke ich -, haben Sie mir dieses vorletzte Ticket auch wirklich fest reserviert? - Und ob ich das habe! Von mir aus können Sie es gleich mitnehmen, ich stelle es sofort aus. - In Ordnung - beruhige ich mich -, meinetwegen können Sie das letzte ruhig schon verkaufen! - Ich glaube kaum, dass es in zehn Minuten noch zu haben sein wird. Sie haben die Zeit gut berechnet, Sie kamen genau vor Torschluss herein! Vielleicht interessiert es Sie, wem ich gestern eines der letzten Tickets verkauft habe? - Es interessiert mich nicht im Geringsten. Aber lassen Sie hören! - Jenem berühmten schwedischen Berufsjäger, Baron Blixen! - Klug! Ein persönlicher Freund von mir. - Und das andere einem noch berühmteren Mann! Jenem namhaften amerikanischen Romanschriftsteller, irgendwas mit Henryway oder Hemingway – der Name fällt mir nicht ein. Derjenige, der diese spannenden spanischen Stierkampf-Romane schreibt. Er reist auch mit diesem Schiff. - Hemingway? - wundere ich mich. - Ich habe gehört, dass er auch hier gejagt hat! Na, das verspricht wahrlich eine besondere Schiffsreise zu werden! - Ich habe übrigens auch eine Passagierliste bekommen! - fährt mein Freund fort. - Hier ist ein Exemplar, das können Sie einstecken und studieren! Vielleicht finden Sie noch andere Berühmtheiten! So setzte sich also die Reihe der glücklichen Zufälle fort. Denn wenn ich zehn Minuten später das Büro betreten hätte, wäre ich unrettbar zu spät gekommen für diese Reise, die immer interessanter zu werden versprach, mit Jerusalem, Hemingway und vielen anderen

Besonderheiten! Ernest Hemingway, den späteren Nobelpreisträger unter den amerikanischen Schriftstellern, und seine damalige Frau hatte ich flüchtig schon einmal getroffen. Ich freute mich also auf die Erweiterung der Bekanntschaft. In meiner Hotelunterkunft durchforstete ich die Passagierliste. Aus dem Namensverzeichnis ging hervor, dass sich auf der „Gripsholm“ eine durchaus internationale Gesellschaft zusammengefunden hatte. Außer den bereits Erwähnten konnten wir sogar mit Herrschern prahlen. Hier sehe ich die sechsköpfige dänische Königsfamilie! Nur den König selbst haben sie zu Hause vergessen, seine nähere Verwandtschaft (Brüder, Schwestern) ist vollzählig anwesend. - Wir haben sogar einen richtigen Zaren! Ferdinand I., der einstige bulgarische Zar, erscheint ebenfalls auf der Liste derer, die in Nairobi zustoßen. Seit seiner Abdankung vom bulgarischen Thron bereist er unter dem Pseudonym „Graf Murányi“ die Welt. Übrigens ist er ein ernsthafter Naturwissenschaftler und Ornithologe. Er bereitet sich mit unzähligen Vogelbauern von seiner afrikanischen Sammelreise auf die Heimkehr vor. Mit dem Einpacken meiner vielen Trophäen, dem Auflösen meiner langen Safari und der Abrechnung vergeht die verbleibende Woche schnell. Mit einem Gelegenheitsauto fahre ich hinunter zum Hafen von Mombasa. Das gewaltige Schiff erblicke ich schon von weitem. Es leuchtet weiß für sich allein da draußen, ein gutes Stück vom Ufer entfernt – offensichtlich wagt es sich nicht in die Nähe der Korallenriffe des Kilindini-Hafens! Für drei Uhr nachmittags ist die Einschiffung festgesetzt. Ein frischer Wind weht. Eine Reihe weißköpfiger, tosend brechender Wellen bestürmt das Ufer, eine lange Schaumwoge nach der anderen rollt heran. Ziemlich erbärmliche Jollen befördern uns hinaus – samt Gepäck. Wir müssen gegen die entgegenrollenden, weißmähnigen Rösser kämpfen. Ihre fliegenden Kämme entleeren sie immer wieder in die schwer beladenen Boote. Wir sind vollkommen durchnässt. Die Passagiere des großen Schiffes lehnen dicht an dicht an der Reling und beobachten interessiert durch ihre Ferngläser die Annäherung des in den Wellen badenden afrikanischen Kontingents. Der weißbärtige „bulgarische Zar“ trifft als Letzter ein – inmitten seiner übereinandergestapelten Vogelbauer verursacht der grobe Wellengang einen Riesenspektakel.



Das Publikum an der Schiffsbrüstung feiert den mit den Elementen kämpfenden zaristischen Vogelkundler mit stürmischen Ovationen. Wir schaffen es alle erfolgreich an Bord – sogar sämtliche Käfige. Die erfrischende Wellendusche tut in der mörderischen

Hitze von Mombasa regelrecht wohl. Auf die detaillierte Schilderung der Reise kann ich leider nicht eingehen, sie liegt auch lange zurück, runde zweiunddreißig Jahre. Ich habe auch Wichtigeres zu tun, ich möchte mein neuestes Afrika-Buch schreiben. Dies ist nur ein kleiner vorläufiger Rückblick! Jener schelmische Daniel hat mich von meinem Weg abgebracht, obwohl ich ihn im Leben nie gesehen habe – ich habe nur den Titel meines Buches von ihm gestohlen! Aber wenn ich mich schon so sehr in die „Gripsholm" verstrickt habe, werde ich sie mit der einen oder anderen eingestreuten Bemerkung noch ehren. Am zehnten Tag erreichen wir die palästinensische Küste und legen in Haifa an. Verdächtige Taxifahrer bieten sich am Ufer an, wir lassen uns auch in einem nieder, zusammen mit meinem schwedischen Berufsjäger-Freund. Wir machen uns gegenseitig Mut, denn unser Chauffeur erweist sich als gemeingefährlicher „Lenker". Er gehört zu jener bekannten Sorte, die nur die eitle Zurschaustellung ihrer Waghalsigkeit hinter das Lenkrad treibt. In schwindelerregendem Tempo rast er die steile Serpentinenstraße hinauf, lässt seinen Wagen in jeder Kurve ausbrechen, und innerhalb von Minuten bricht mir der Schweiß aus, natürlich überkommt mich auch die in solchen Fällen fällige Seekrankheit! Das Schiff hat mich bis hierher ungestört gebracht, aber dieser mörderische Amokläufer bringt mich mit palästinensischer Kaltblütigkeit zum Erbrechen. Übelkeit empfindend fahren wir in die biblische Stadt Jerusalem ein. Und mit gemischten Gefühlen stelle ich fest, dass sie doch – ziemlich weit von Makó entfernt liegt! Meine Ankunft im weltberühmten „King David"-Hotel (ich glaube, seither ist dort einiges Unheil geschehen, es brannte ab oder wurde in die Luft gesprengt?) ist etwas ernüchternd. Ich muss vorausschicken, dass ich aus der Bibliothek der „Gripsholm" die dort auffindbare Palästina-Literatur herausgesucht hatte; ich wollte Vorab-Informationen sammeln, das Wenige auffrischen, was ich bisher über das Heilige Land wusste. Ich war darauf aus, eine dem Anlass entsprechende, biblische Stimmung in mir zu wecken. In diesem Bemühen hindert mich erstens der leichtsinnige Fahrer-Akrobat, zweitens die aus der Hotelhalle wirr heraufjaulende Jazzband. Ich trete an das offene Fenster und blicke auf die beruhigende Stille des Gartens Gethsemane. Doch aus dem anderen Fenster blicke ich in den abgelegenen Hotelhof auf die dort versammelten, um die Wette knatternden, riesigen Omnibusse. Ein großes Schild hängt an jedem, sie wetteifern prahlerisch: „Jerusalem-Bethlehem", „Jerusalem-Nazareth", „Jerusalem-Jericho"! Das bringt mich nun endgültig aus meiner biblischen Stimmung! Aber ich kann die Beschreibung jener alten Reise nicht fortsetzen. Es geht schließlich nicht um die „Gripsholm", sondern um meine neueste Reise von vorgestern. Dies ist nur ein kurzer Appetithappen, ein afrikanisches Aufwärmen. Ich hoffe, aus dem Appetithappen wird später kein Appetitverderber! Aber da es jetzt schon viel zu lang gerät, füge ich vielleicht nur noch ein, dass ich Hemingway täglich traf, vor allem beim Spaziergang. Es herrschte unangenehmes, windiges Wetter; Hemingway trug einen weiten Mantel mit großem Kragen, und seine damalige Frau (ich erinnere mich nicht, welche es war), die von auffallend kleiner Statur war, hüllte er in seinen weiten Umhang ein, ließ sie völlig verschwinden und schützte sie so vor dem pfeifenden Orkan. Sooft wir uns trafen, wickelte ich den umfangreichen Lodenmantel aus und prüfte nach, ob seine winzige Reisegefährtin darin war. Oft blähte er den Mantel absichtlich auf, damit ich raten sollte, was darunter sei. Und wenn ich ihn auswickelte – war er leer! Über dieses Rätselspiel haben wir viel gescherzt. Jetzt, aus der Distanz von zweiunddreißig Jahren, blitzt mir vor allem dies im Zusammenhang mit dem weltberühmten Schriftsteller auf

Über den zaristischen Vogelkundler aber jenes, dass von seinen Vögeln wiederholt der eine oder andere entwich und verzweifelt auf dem Deck umherflatterte und sich verirrte. In solchen Momenten rief er uns zu Hilfe – besonders die Jäger. Ich erinnere mich gut, wir haben seine entflohenen Vögel oft gejagt. Das Schiff traute sich der Vogel natürlich nicht zu verlassen, um sich in die Unbekanntheit des stürmischen Meeres zu stürzen. Wir jagten ihn so lange, bis er erschöpft war, wir ihn in irgendeiner Ecke fangen und wieder in seinen Käfig sperren konnten. Die „Gripsholm" hatte noch eine Besonderheit. Auf den

meisten Schiffen finden sich ein oder zwei schöne Mädchen. Aber auf der „Gripsholm“ waren so viele, dass es wirklich schwierig gewesen wäre, eine „Miss Gripsholm“ zu wählen. Das war freilich vor zweiunddreißig Jahren!

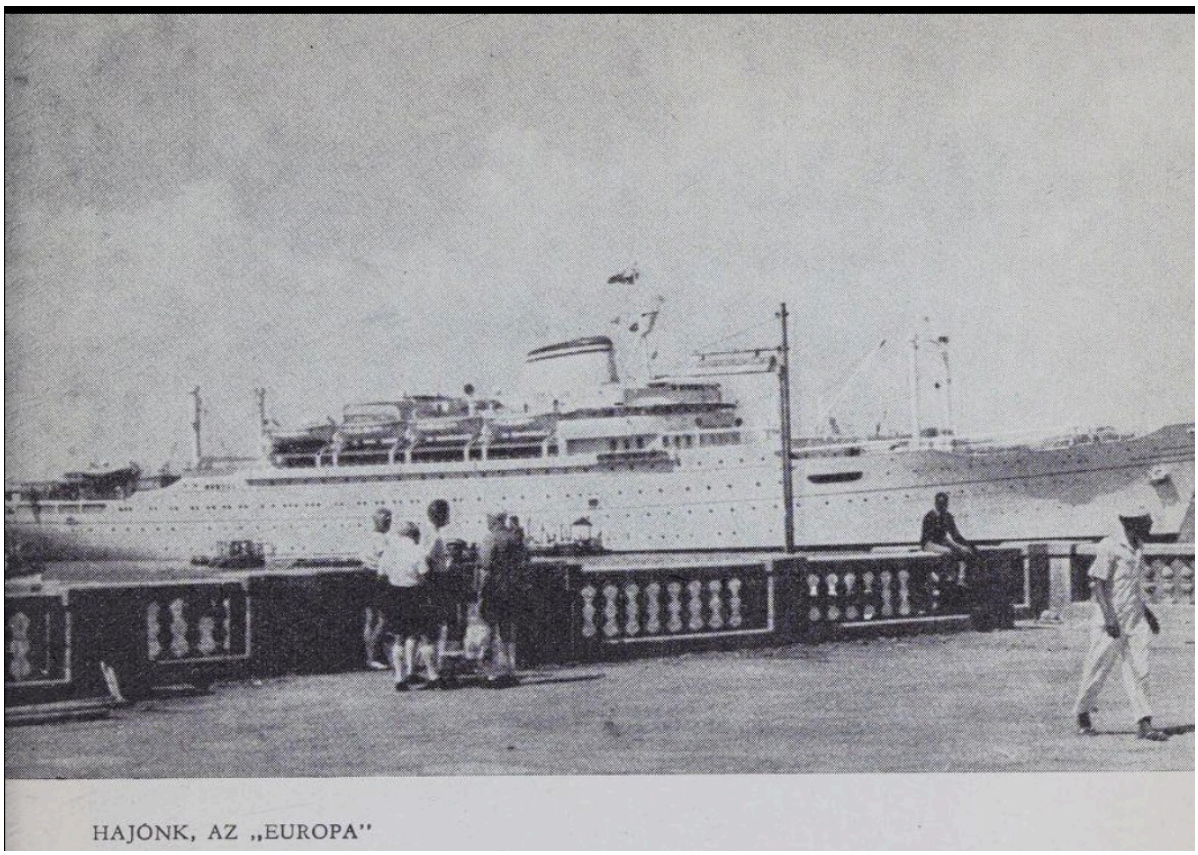
ZWEITER TEIL WIE KAMEN WIR ZU ZWEIT NACH AFRIKA?

Dezember 1963.

An Bord der „Europa“ Wir haben dieses unser neuestes Unternehmen erst kaum begonnen, unser Schiff, die „Europa“, hat erst vor kurzem den Hafen von Triest verlassen. Eigentlich habe ich noch kaum etwas aufzuzeichnen, meine Schreibmaschine habe ich auch noch nicht in Betrieb genommen, ich habe gerade erst meinen Bleistift gespitzt. An Zeit mangelte es mir auch nicht, es dauert zwei lange Wochen, bis wir Mombasa, den Hafen von Kenia in Ostafrika, erreichen. Mit der Veranschaulichung der in meinen früheren Büchern wiederholt beschriebenen, ohnehin allgemein bekannten Schiffsreise – die sich auch diesmal nicht als andersartig als die früheren verspricht – beabsichtige ich den Leser nicht zu langweilen. Die verschiedenen Arten der Seekrankheit, das erste Erblicken der afrikanischen Küste, die übliche Komödie der „Äquatortaufe“, der bunte Betrieb in den Häfen von Port Said, Aden und Mombasa wurden in Reisebeschreibungen bis zum Überdruss ausgeschöpft. Nun ja – um großspurig mit Hamlets Worten zu sprechen – „es gibt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde, Horatio“. Auch unter meinen Jagderinnerungen findet sich so manches andere, worüber man sprechen könnte. Schon allein deshalb, um meine bisherigen, etwas biografisch anmutenden Schriften in gewisser Weise zu ergänzen. Den Schauplatz meiner in „Wie es begann“ detailliert beschriebenen, glücklich erinnerten Jugend habe ich seither nicht mehr gesehen, obwohl er nahe liegt, kaum eine Autostunde entfernt! Und ich vertraue fest darauf, dass ich ihn auch nicht mehr sehen muss. Er soll in meiner Erinnerung so makellos bleiben, wie ich ihn in meiner Kindheit kennenlernte, wie ich ihn fast fünfzig Jahre lang lieben durfte. Es war ein Schlachtfeld 1945, ein Kampffeld! Es wurde von hier und von dort beschossen, wechselte wiederholt den Besitzer. Selbst unter dem Gesichtspunkt des Zielschießens ist es nicht mehr interessant, welcher Seite Geschützen es gelang, einen Volltreffer zu landen. Ich höre übrigens mit Freude, dass seine Ruinen dennoch nicht umsonst verloren gingen. Sie dürften einen bescheidenen Teil am Wiederaufbau des Landes gehabt haben

Und siehe da, nach dem Ablauf der wechselvollen Jahre kann ich dank der Güte unserer Nation nun schon zum zweiten Mal mit altem Enthusiasmus in die Welt aufbrechen! Ich kann mit dem beginnen – dessen Hoffnung ich schon begraben hatte! Ich kann erneut nach Afrika reisen! Und zwar diesmal zu zweit – mit meiner Frau! Wie dieses Weltwunder verwirklicht werden konnte, auf welche Weise und unter welchen Umständen es mir gelang, vom sprichwörtlichen Frosch-Hintern auf das Deck der „Europa“ emporzuklettern – das möchte ich nun kurz erzählen. Denn ich halte es nicht nur für interessanter und außergewöhnlicher, sondern auch für aufzeichnungswürdiger als die abgedroschenen Klischees einer gewöhnlichen Schiffsreise. Um weitere Missverständnisse zu vermeiden, möchte ich vor allem meine Familienverhältnisse klären. Von meiner englischen Frau – die den Lesern von „Nahar“ unter dem Namen F bekannt ist – ließ ich mich 1945 scheiden und heiratete vierzehn Jahre später erneut. Vielleicht muss ich meine zweite Frau auch nicht mehr vorstellen, denn meine letzten Bücher – „Wie es begann“ und „Feiertage“ – sind allein das Ergebnis ihres beharrlichen Drängens. Und dieses Buch wird – nach den bisherigen Anzeichen – genau das sein. Dennoch geschieht es immer wieder, dass mich der eine oder andere Leser mit lebhafterer Fantasie folgendermaßen anspricht: - Ich habe Sie sofort wiedererkannt – von Ihren Bildern in „Nahar“! Sie haben sich seit sechsundzwanzig Jahren kaum verändert! Diese Behauptung bedarf jedoch einer gewissen Korrektur. Ich kannte sie damals zwar noch nicht und kann nicht aus Erfahrung sprechen, aber ich behaupte felsenfest, dass sie sich gewaltig verändert haben muss! Jetzt

ist sie nämlich außerordentlich schlank, eine voll entwickelte Erwachsene, während sie vor sechsundzwanzig Jahren laut damaligen Fotografien und Zeugenaussagen von Bekannten ein ausgesprochen pummeliges Schulmädchen mit einer Schleife im Haar war. Sie kann also kaum identisch mit jener F aus „Nahar“ sein! Das erste Lebenszeichen meiner chronischen Afrika-Nostalgie, die aus einem langen Scheintod erwachte, äußerte sich in Form eines seltsamen, nicht gerade als herzlich zu bezeichnenden Dialogs. Ich erinnere mich gut daran und versuche ihn wortgetreu wiederzugeben: - Du bist verrückt! - warf sie mir mit blitzenden Augen an den Kopf. - Ein Fantast, der kindische Luftschlösser baut, ein unheilbarer Besessener! Ich habe immer behauptet, dass man dich nicht ernst nehmen darf, man muss dich behandeln wie ein Kindergartenkind, mit dir lohnt es sich nicht einmal zu streiten. Wo lebst du überhaupt, auf dem Mond oder unter Wasser? Dieser Angriff geschah nicht erst vor kurzem. Er war vor Jahren, als ich ihr noch den Hof machte, als wir noch in der Bibliothek von Keszthely arbeiteten – sie als Pflanzenpflegerin und Putzfrau, ich in der Eigenschaft einer „außerplanmäßigen Hilfskraft“ Ihr Ausbruch wurde durch meine folgende Bemerkung ausgelöst: - Es ist nicht ausgeschlossen - bemerkte ich mit einer einem unsicheren Bewerber angemessenen Zurückhaltung -, dass ich im Alter noch einmal nach Afrika hinauskomme! Im ersten Moment konnte sie gar nichts sagen. Sie verdrehte die Augen irritiert zum Himmel, tippte sich auch an die Stirn und signalisierte so, dass mir wohl ein Rad im Kopf fehlen müsse. Ich aber – als Afrika-Jäger – erschrak nicht, sondern nutzte die augenblickliche Verwirrung des Erstschlags geschickt aus und setzte sofort einen Doppelschlag auf meinen vorigen Satz:



HAJÓNK, AZ „EUROPA"

Sogar das halte ich nicht für unmöglich, dass man uns später zu zweit hinausschickt, zur afrikanischen Tiersammlung! Daraufhin brach die Schande endgültig aus, in der oben erwähnten erlesenen Form. Schon damals überraschte sie mich mit ihrer unverblümten, aber hemmungslosen Sprechweise, dabei war sie, wie gesagt, noch gar nicht meine Frau. Seither natürlich Aber lassen wir die Geschichte. Denn im Nachhinein betrachtet mochte meine Aussage wahrlich wahnsinnig geklungen haben aus dem Mund einer aus Budapest ausgewiesenen, sechzigjährigen Hilfskraft. Besonders in werbender Absicht. Aber wir waren „Waffengefährten“, obgleich wir erst im folgenden Monat Eheleute wurden. Das

elterliche Zuhause meiner Frau erlitt nämlich ein ähnliches Schicksal wie das meine. Es wurde von der Weltgeschichte weggefegt, auch sie putzte mittellos in der Keszthelyer Helikon-Bibliothek. Und siehe da, mit welch erschütternder Genauigkeit meine vielleicht instinktive, vielleicht nur scherzhaft gemeinte Prophezeiung eintraf. Denn im folgenden Jahr, in den letzten Tagen des Jahres 1959, war ich selbst Mitglied der fünfköpfigen ungarischen Sammelexpedition, die nach Afrika aufbrach.

Und nun, im Dezember 1963, darf ich wieder hier sein, auf dem nach Afrika eilenden Schiff, diesmal zu zweit – mit meiner Frau! – Erinnerst du dich, was ich dir in Keszthely vor fast fünf Jahren gesagt habe? – erkundigte ich sich gestern, während wir uns auf die Schiffsreling stützten und dem entschwindenden Venedig zum Abschied winkten.

– Und ob ich mich erinnere – gab sie fast wie aus der Pistole geschossen zurück. – Schon damals habe ich dir gesagt, dass du verrückt bist! Lohnt es sich denn heutzutage, umsonst zu prophezeien?

Doch ich muss die spannende Geschichte der immer bedeutenderen Wendung meines Lebens zum Guten fortsetzen. Denn schon im November 1960, bald nach meiner Heimkehr aus Afrika, zeichneten sich die Umrisse einer neuen Reiseerregung am Horizont meiner immer bereitwilligeren Fantasie ab – eine indische Jagdexpedition!

Sie wurde nicht verwirklicht. Unerwartet fiel sie ins Wasser. Dabei schien sie schon beinahe sicher zu sein! Aber vielleicht fiel sie doch nicht umsonst ins Wasser. Denn bald erwachte sie zu neuem Leben, zu einer neuen Expedition. Sie formte sich um, durchlief einen wunderbaren physischen Prozess. Sie wandelte sich zu unserer jetzigen Expedition! Doch die Geschichte dieser besonderen, fast romanhaften Metamorphose muss ich ausführlich erzählen. Anfang November 1960 waren wir mit meiner Frau auf Verwandtenbesuch in Österreich. Nicht nur meine selige Mutter, meine beiden Großmütter, sogar alle vier Urgroßmütter waren gebürtige Österreicherinnen – so lebt eine große Zahl meiner Verwandten über ganz Österreich verstreut. Und obwohl ich mich über die lange nicht gesehenen österreichischen Landschaften freute, über viele denkwürdige Jagdreviere meiner Jugend, erkannte ich den Großteil der Sippschaft kaum wieder. Einstige heiratsfähige Mädchen waren zu ehrbaren Großmüttern geworden, einstige Jagdkameraden zu krächzenden, taub werdenden alten Herren. Mancher fehlte auch, war auf ungestörtere Jagdgründe umgezogen. Vierundzwanzig Jahre lang hatte ich die meisten Verwandten nicht getroffen!

Sie freuten sich also über das unerwartete Wiedersehen und waren in jeder Hinsicht darauf bedacht, uns zu Willen zu sein. Sie verschafften mir eine altmodische, prächtige Fasanenjagd, ja sogar einen winterhaarigen, schwarzen Gamsbock! Und einer von ihnen drückte mir, bevor wir uns schlafen legten, ein Buch in die Hand, mit dem Kommentar: – Das wird dich interessieren. Sogar von dir ist darin die Rede! Ich beeilte mich, damit ins Bett zu schlüpfen. Ohnehin bin ich ein miserabler Schläfer, aber dieses Buch legte ich wahrlich bis zum Morgen nicht aus der Hand. Mein Schießen am nächsten Tag litt auch unter der durchwachten Nacht. Die Fasane flogen ein ganzes Stück schneller als nötig Das Buch erwies sich übrigens als interessante Lektüre, als englischsprachige Schilderung einer Tigerjagd. Sein Verfasser war Kesri Singh, der Oberstjägermeister des Maharadschas von Jaipur, derselbe Kesri, den das fünfte Kapitel meines Reisetagebuchs mit dem Titel „Nahar“ so oft erwähnt! Der Titel des Buches lautet „The Tiger of Rajasthan“, da die neuere Geschichte das westindische Rajputana in Rajasthan geändert hat. Kesri Singh, der im Laufe seines fünfunddreißigjährigen Jägermeisteramtes unzählige Tigerjagden veranstaltete, bei der Erlegung von mehr als tausend Tigern zugegen war und die große Zahl der Jagdgäste seines fürstlichen Herrn miterleben konnte – er erzählt seine abenteuerlichen Erinnerungen äußerst spannend und doch mit glaubwürdiger

Sachlichkeit. Der Seite 161 seines Buches widmet er in besonders anerkennender, ja für mich fast zu schmeichelhafter Weise der Beschreibung meines einstigen Auftretens in Jaipur. Unter anderem behauptet er, dass ich nicht nur den Tiger treffe, sondern sogar Vögel im Flug schieße – mit der Kugelbüchse! Was natürlich nicht stimmt. Das heißt, es stimmt doch – mit der nötigen Erklärung. Wer mein indisches Jagdtagebuch „Nahar" kennt, schlage nach, was am 13. Januar geschah. Dort erzähle ich, wie ich mit einer Flobert-Kugel – aus purem Zufall – eine über mir wegfliegende indische Wachtel schoss! Und wie sehr ich mich davor hütete, meinen auf purem Glück beruhenden Schuss erneut zu versuchen! Nachdem Kesri jedoch in seinem Buch ausführlich bei der Würdigung meiner „Meisterschüsse" verweilt war, beendet er seine Lobeshymne damit, dass er nicht nur meinen Namen, sondern auch meine Nationalität präzise angibt. Und zwar so: „Dieser begabte österreichische Jäger hieß Siccini." Die vom Lob geschwellte Laune wurde mir durch diesen zitierten Satz gründlich verbittert. Noch am selben Abend schrieb ich Kesri, obwohl ich sechsundzwanzig Jahre lang nichts von ihm gehört hatte. Ich dankte für die ehrenden Zeilen seines Buches und korrigierte die weniger ehrenden. Ich erklärte, dass ich meinen Namen neuerdings nicht italienisch, sondern ungarisch schreibe und dass ich zudem kein Österreicher bin, ungeachtet der Tatsache, dass ich über vier österreichische Urgroßmütter verfüge

Postwendend kam die indische Antwort. Kesri entschuldigt sich nicht nur für den in sein Buch geschlüpften Irrtum, sondern teilt mir auch mit, dass die in Kürze erscheinende deutsche Version seines Werkes bereits mit der entsprechenden Korrektur das Licht der Welt erblicken wird. Später sandte er sie mir auch zu. In dem bei der Berliner Firma Parey erschienenen „Ein Mann und Tausend Tiger" bin ich bereits Ungar und heiße Széchenyi. Nicht dieser Teil des Buches ist wichtig, ja er ist sogar sehr unwesentlich. Dennoch gehört er – zugegeben, über einen recht verschlungenen Umweg – zur Geschichte meiner neuesten Afrika-Reise. Denn Kesris Brief machte nicht nur den erwähnten Schreibfehler gut. Er diente auch mit einer viel wichtigeren Nachricht. Er nehme mit Freude zur Kenntnis – schreibt er –, dass ich noch lebe und offensichtlich auch das Gewehr noch tragen könne. Er hingegen sei gründlich gealtert, mühe sich nicht mehr mit Tigern ab und verbringe seine alten Tage im Ruhestand. Aber wenn ich nach Afrika fahren könne – fährt er fort –, warum käme ich nicht noch einmal nach Indien, das bekanntlich viel bequemer als Afrika sei! Ich solle nur getrost und so bald wie möglich seinem Herrn schreiben, dieser würde sich zweifellos über unseren Besuch freuen! Er wisse bereits von meinem Brief, er würde mich samt meiner Frau unbedingt einladen, sicherlich würde er mir auch einen Tiger zudenken Meine Leser werden ermessen können, dass Kesris Brief – genauer gesagt der Schlusssatz seines Briefes – mich ungeheuer aufregte. Denn damit schien die Möglichkeit eines indischen Ausflugs – zumindest von indischer Seite aus – gesichert, ja unzweifelhaft! Das Übrige hing nur noch davon ab, von wem wir die nötige Unterstützung bekämen? Denn ohne diese – keine Rede vom Ganzen. Freilich wäre wesentlich weniger nötig als für eine Afrika-Reise. Zudem wären wir in Indien Gäste! – Nur das Schiffsticket? – Auch das geben sie nicht für eine halbe Pfeife Tabak! Darüber grübelte ich, zerbrach mir nächtelang den Kopf ... Dort bereits – redete ich mir ein – würde unser Gastgeber für uns sorgen. Und wenn er genug von unserer Gesellschaft hätte, würde er uns zu einem seiner Nachbarn weiterschicken, wie er es bei meinem damaligen Besuch getan hatte. Schließlich flatterten wir auch damals von Ast zu Ast, wie ein kleiner Vogel, beziehungsweise von Maharadscha zu Maharadscha

Die Fantasie – besonders die meine – wird mit derlei Bagatellen spielend leicht fertig. Der Preis für ein, zwei indische Schiffstickets macht ihr gar nichts aus. Es dauerte keinen Augenblick, da wähnte ich mich bereits im Dschungel von Jaipur, zusammen mit meiner Frau. Wir pirschten, fotografierten, filmten den Tiger. Vielleicht schossen wir ihn sogar – als Gäste! Genau wie einst, vor einem Vierteljahrhundert Die Entscheidung hängt freilich ausschließlich vom Urteil unserer heimischen Führung ab. Daran steht oder fällt alles: der

Tiger, das Fotografieren, der Film, das neue Indien-Buch – sogar die Ersparnis unseres Winterbrennstoffs! Denn von dort, vonseiten Indiens, ist kaum mehr eine Überraschung zu erwarten, das ferne Ende des Tigers ist sozusagen „in der Tasche", genau wie Kesris Brief! Aber das diesseitige! Der Preis für das Schiffsticket und der für das dortige Hin- und Herreisen! Schließlich trat ich mit künstlich aufgeblähtem Optimismus-Segel, aber etwas unsicheren Kniescheiben vor die Zuständigen. Ich trug mein Gesuch vor, erzählte – Selbstvertrauen heuchelnd –, was ich für die erbetene finanzielle Hilfe heimzubringen hoffte. Ich konnte keinen sonderlich stattlichen Gegenwert anbieten. Ich erwartete, dass sie mich mitleidig weglächeln und rundheraus erklären würden: „Es tut uns leid, aber für eine derartige Vergnügungsreise . . ." Aber es tat ihnen nicht leid. Sie lächelten nicht einmal. Geduldig hörten sie mich bis zum Ende an. Dann erklärten sie: Sie würden die Sache überdenken und mich über das Ergebnis in Kürze benachrichtigen. Sie benachrichtigten mich früher, als ich zu hoffen gewagt hätte. Die erbetene Unterstützung – das war der Sinn der Antwort – erhalte ich, sobald ich die Einladung des Maharadschas vorzeigen könne! Dass ich aufjubelte – damit habe ich nicht viel gesagt. Obwohl es ein Geheimnis ist, schäme ich mich dennoch nicht auszuplaudern, dass wir vor Freude in der Wohnung umhergeisterten. Denn nun hatte auch meine Frau das Reisefieber gepackt: Wir können nach Indien fahren – zu zweit! Wir können Tiger fotografieren, ein Indien-Reisebuch schreiben! So drehte sich das Rad unserer leichtfertigen Fantasie in unseren törichten Schädeln.

MAGUNKRA KAPJUK A BUNDÁT

Noch am selben Abend machte ich mich ans Werk und schrieb – unter Berufung auf Kesris Brief – dem Maharadscha. Ich unterrichtete ihn über die Hilfsbereitschaft unserer heimischen Behörden. Und ich schrieb, wie sehr ich darauf hoffte, Jaipur, die rosafarbene Märchenstadt, und Sawai Madhopur, den Dschungel von Jaipur, den nunmehr sechsundzwanzig Jahre alten Schauplatz der Erlegung meines ersten Tigers,

wiederzusehen! Meiner bescheidenen Meinung nach war es ein erschütternder Brief. Und scheinbar sicher. Kaum das Ziel verfehlend Ich gab ihn auf. Luftpost, Express, Einschreiben! Mit Wachssiegel. Dann zündete ich mir eine an (natürlich nur theoretisch, da ich seit Jahren nicht mehr rauche), lehnte mich bequem in meinem Sessel zurück, paffte kräftig an meiner eingebildeten Tschibuk-Pfeife und – wartete auf die Antwort.

Und zwar wartete ich so ruhig wie einer, dessen Felle im allerbesten Trockenen sind, der das Glück beim Schopfe gepackt hat, dem man – den Tiger gar nicht mehr wegnehmen kann! Schließlich war es mir gelungen, sämtliche eingebildeten Hindernisse, sowohl die von der diesseitigen als auch die von der jenseitigen Seite auftretenden, auszuschalten und die ersehnte Route glattzuebnen! Ausgenommen natürlich das Toben der dazwischenliegenden Meere. Nun, aber damit wird unser hervorragendes Apothekenmittel, das „Daedalon", schon fertigwerden! Ich wartete lange. Lange Monate hindurch! Mal geduldig, mal ungeduldig. Mal zuversichtlich, mal unter dem Zischen auserlesener Hindu-Flüche. In der Zwischenzeit hätte die Antwort viermal aus Indien eintreffen können. Sie kam dennoch nicht. Mit meiner Frau gerieten wir immer wieder aneinander. – Na, siehst du, ich hab's dir ja gesagt! – bemitleidete sie mich überlegen. – Du hast gar nichts zu sagen, du hast noch nie einen Maharadscha gesehen! Wenn die einmal etwas versprechen, darauf kannst du Gift nehmen! Manchmal fühlte ich mich wahrlich so, als hätte ich es bereits eingenommen. Sogar mit dem Briefträger bekam ich eine Affäre, ich verdächtigte ihn, meine indische Post verloren zu haben. Unsere Beruhigungstabletten nahmen reißend ab, unser Blutdruck schoss in die Höhe, unser Körpergewicht – zumindest das meiner Frau – sank besorgniserregend. Aber wir wollen die Sache nicht ausschmücken. Es ist die reine Wahrheit, dass das Ausbleiben des Antwortbriefes aus Jaipur unsere Nerven gründlich strapazierte und unsere täglichen Sorgen unnötig vermehrte. Als ich es vor Ungeduld nicht mehr aushielt, wandte ich mich erneut an Kesri. Aus seiner Antwort stellte sich heraus, dass sein Herr Indien noch vor dem Eintreffen meines Briefes verlassen hatte. Er war nach England gereist, zu einem halbjährigen Poloturnier. Und ich solle nun getrost der Maharani nach Jaipur schreiben. (Jener vor sechsundzwanzig Jahren jungen und hübschen Maharani, die wir im „Zenana" des Palastes von Jaipur unter so verwickelten Umständen zu besuchen vermochten!

Siehe Nahar, 16. Jan.) Sie wisse auch schon von unserem Plan und werde die Angelegenheit bei ihrem erlauchten Gemahl sicherlich erledigen. Ich schrieb der Maharani. Nach wochenlangem, nervenaufreibendem Warten stellte sich heraus, dass sie ihrem Mann in der Zwischenzeit ebenfalls nachgereist war. Mein Brief wurde von Indien nach England weitergeleitet. Nach langer Zeit traf sie ein – die Antwort der Maharani! Dass sie die Sache mit ihrem Mann besprechen werde. Und wenn sie es dann gründlich durchgekaut hätten, würden sie das Ergebnis mitteilen. Später, später, später. Wir warteten also weiter, harrten aus. Immer besorgter, immer nervöser. Und wir gerieten immer öfter aneinander. Das Bollwerk des Familienfriedens begann zu krachen und zu knirschen. Zuletzt wagte keiner von uns mehr, Indien zur Sprache zu bringen. Es war gleichbedeutend mit einem unrettbaren Gezänk. Aber sie kam dann doch – nun endlich, endlich – auch die Antwort des Maharadschas! (Er hatte zwischen zwei Polospielen doch noch Zeit dafür gefunden!) Den Großteil seines Briefes widmet er der Schilderung der grundlegend geänderten Verhältnisse. Und wie sehr die indischen Geldbeutel geschrumpft seien – unter anderem auch der seine. Leider sei er auch gar nicht mehr in der Lage, glanzvolle Jagden ähnlich denen von einst zu veranstalten. Zurzeit (beim Polospielen) könne er auch keine definitive Antwort auf unsere Frage geben. Aber sobald er in sein Geburtsland zurückkehre, werde er sogleich die Möglichkeiten einer Prüfung unterziehen. Und wenn er sie dann gründlich geprüft habe, werde er eine neue Nachricht senden. Später – später. Nur Ausflüchte, nur Drumherumreden. Ach, nur um irgendwie keine offene, unmissverständliche Antwort geben zu müssen! An den Höfen orientalischer Nabobs war der gerade Weg auch früher nicht sonderlich in Mode.

Schließlich sind auch die indischen Dschungelpfade solch verschlungene, gewundene Labyrinthe ... Unterdessen schritt die Zeit – was hätte sie auch anderes tun können – fleißig voran.

Mit unverminderter Geschwindigkeit verbrauchte sie den Kalender. Wir aber warteten und – hofften. Man muss wissen, dass die Passagierschiffe Richtung Fernost überfüllt sind! Und die immer häufigeren Flugverbindungen verringern den Schiffsverkehr rapide. Das Fliegen wiederum wäre in unserem Fall, obwohl wesentlich schneller, dennoch nicht geeignet. Der Fluggast darf nur äußerst wenig Gepäck mitnehmen, zudem sieht er nichts, er bereist die Welt blind. Im Gegensatz dazu ist die Schiffsreise mit ihren vielfältigen Sehenswürdigkeiten ein wesentlicher Bestandteil eines solchen Ausflugs. Und da meine Frau noch nie im Osten war – nicht einmal die ägyptischen Pyramiden kennt –, wollte ich sie nicht um das lebenslange Erlebnis der indischen Überfahrt bringen. Wer jedoch zu reisen gedenkt, sollte sich rechtzeitig sein Schiffsticket sichern, sonst bleibt er zu Hause. Mindestens ein halbes Jahr im Voraus muss man seine Kabine bestellen. Natürlich wird sie auch nur gegen eine entsprechende Anzahlung reserviert. Falls die Reise dann doch unterbleiben sollte, wird die Anzahlung zwar zurückerstattet, aber nur dann, wenn der Passagier seinen Rücktritt zwei bis drei Wochen vor Abfahrt des Schiffes anmeldet. Sollte er dies versäumen, ist seine Anzahlung futsch. Ich aber wollte die Anzahlung nicht zurückbekommen, ich wollte reisen! Ich behaupte, dass die geschilderten Vorgeschichten mich sehr wohl dazu berechtigten, mich als „Reisewilligen“ einzustufen. Ich zahlte also die teure Anzahlung ein. Das heißt, ich ließ sie von meiner opferbereiten ausländischen Verwandtschaft einzahlen. Für zwei Karten, aber nicht so ohne Weiteres! Kaum war sie eingezahlt, traf ein Telegramm ein. Ein Telegramm aus Jaipur. Während ich es aufriss, sprach ich triumphierend und zugleich verzeihend zu meiner Frau: – Na, siehst du, ich habe doch gesagt, dass hier alles in Ordnung kommt!

Und ich las das Telegramm vor: „Bitte um Verschiebung des Besuchs, Brief folgt.“ Sofort entwich aus mir all mein Triumph. Aber bald traf auch der im Telegramm angekündigte Brief ein! Ein liebenswürdiger, freundlich daherredender, typischer Maharadscha-Brief. Wie sehr es ihm leidtue – schreibt er –, dass er diesmal eine Enttäuschung bereiten müsse. Da jedoch nach Neujahr die politischen Wahlen fällig seien, bei denen nicht nur er, sondern alle Mitglieder seiner Familie anträten, wäre es ihm keineswegs möglich – so sehr er sich auch über unseren Besuch freuen würde –, uns gebührend zu empfangen! Er verspricht jedoch, dass er in der kommenden Saison, im Winter 1962/63, seine in diesem Jahr gescheiterte Einladung „wiedergutmachen“ (wörtlich schreibt er so) werde, er erwarte uns unbedingt, ja er lasse bereits einen genauen Reise- und Jagdplan für uns ausarbeiten! Er werde rechtzeitig Nachricht geben, damit wir unsere Vorbereitungen (lies: Schiffskartenbestellung) rechtzeitig treffen könnten. Sein Brief belebte auf einen Schlag meinen erloschenen Enthusiasmus wieder. Ein reines Glück, dass es mir gelang, die Schiffstickets noch zu stornieren und den Vorschuss der Verwandtschaft umgehend auszugleichen. Nur wollte das launische Schicksal unsere Sache nicht dabei belassen! Denn in der Zwischenzeit – bescherte es uns eine neue indische Verwickelung! Im Frühjahr 1962 traf ein leibhaftiger indischer Maharadscha in Budapest ein! Und zwar ein solcher, in dessen Land ich seinerzeit selbst einen Tiger schießen durfte. Meinen größten Tiger! Während meines Aufenthalts herrschte sein verstorbener Onkel, der, da er kinderlos war, den Sohn seines jüngeren Bruders zum Nachfolger bestimmt hatte. Der damals zehn bis zwölf Jahre alte, aber bereits auffallend dicke kleine Thronfolger war gerade kränklich und musste sein Zimmer hüten. Sein Vater bat mich, seinen kränkelnden Sohn zu besuchen und ihm von Afrika zu erzählen, die Jagd sei sein Ein und Alles

Nun, jener einstige kleine Thronfolger traf jetzt in Pest ein, in Gestalt eines ebenfalls recht umfangreichen Maharadschas! Offiziell hatte ich den Auftrag erhalten, den vornehmen Gast in der Jagdabteilung unseres Landwirtschaftsmuseums zu führen. Dort hatte ich nämlich früher gearbeitet, dort war es mir gelungen, nach der Belagerung von Pest Arbeit zu finden. Damals stellten wir die schöne Hirschgeweihsammlung zusammen. Da ich nicht nur etwas von Museumshirschen verstand, sondern auch schon das Vergnügen mit dem Maharadscha gehabt hatte, ergab es sich von selbst, dass ich unsere

hervorragenden Hirschgeweihe präsentierte. Ich rückte also zur Burg Vajdahunyad im Stadtwäldchen aus, vor das Landwirtschaftsmuseum. Pünktlich traf auch der Gast ein – der einstige kleine Junge, der jetzige Maharadscha. Ich erkannte ihn sofort, obwohl er sich nicht mehr an mich erinnerte. Worüber ich mich kein bisschen wunderte; seit sechsundzwanzig Jahren mochten ihm viele von der Jagd erzählt haben Er erzählte, dass auch er seither in Afrika gewesen sei. Wir unterhielten uns gemütlich über Löwen und Tiger inmitten der heimischen Hirschgeweihe, die scheinbar sein Gefallen fanden. Wenn er – sagte er – doch auch auf solche jagen könnte, wie viel besser sie doch als die indischen Hirscharten seien! An jenem Abend aßen wir auch zusammen zu Abend und verglichen unsere Jagderlebnisse. Am nächsten Tag gab die indische Gesandtschaft einen Empfang zu Ehren des Gastes. Auch wir waren eingeladen. Damals, vor sechsundzwanzig Jahren, hatte ich viele Fotos vom Vater des Maharadschas und seinem fürstlichen Palast gemacht. Ich nahm die Bilder also mit zum Empfang; ich dachte, sie interessierten den Gast vielleicht. Offensichtlich interessierten sie ihn auch, er blätterte das dicke Album wiederholt durch und bat mich schließlich nicht nur, ihm Abzüge der Bilder zu schicken – er lud uns zudem noch nach Indien ein!

Ihn sollten wir als Ersten besuchen – sagte er –, von dort könnten wir dann nach Jaipur weiterziehen. Er sagte es dort, in der Búzavirág-Straße Nr. 16 in Buda, in der indischen Botschaft, vor den Ohren der ganzen Gästeschar! Kaum vor wenigen Wochen hatte ich meine mit großer Mühe gesicherten Schiffstickets stornieren lassen. Nun bittet man mich erneut nach Indien?! – Was ist zu tun? – fragte ich meine Frau zaghaft. – Soll ich die Stornierung rückgängig machen? – Fällst du schon wieder darauf rein? – fragte sie mit leisem Vorwurf. Ich mag es nicht, wenn man auf meine Frage mit einer Gegenfrage antwortet. Dabei kennt meine Frau Indien gar nicht. Sie hat nur dies und jenes darüber gehört. „Nahar" hat sie offensichtlich aufmerksam gelesen. Mich aber überflutete erneut der leichtfertige Optimismus: – Nun haben wir schon zwei sichere Einladungen! Irgendeine – hoffte ich rechtmäßig – wird schon klappen! Umgehend fertigte ich die vom Maharadscha gewünschten Fotos an und schickte sie ihm, in ein hübsches Album gebunden, hinterher. Er bedankte sich auch artig. In einem stattlichen Brief mit Goldwappen schreibt er – unter anderem –, wie sehr ihm Budapest gefallen habe, wie wohl er sich im Grand Hotel auf der Margareteninsel gefühlt habe! Schließlich habe es ihn an Indien erinnert, so laut hätten die Gartenpfauen jeden Morgen gemiaut, genau wie in Mysore! Mit großem Interesse höre er übrigens – und zwar von seinem Kollegen aus Jaipur –, dass wir im Laufe des Winters – nach Indien reisen! Seine eigene Einladung erwähnt er jedoch mit keinem einzigen Wort! Kaum ein Monat war vergangen, seit er mich eingeladen hatte – und schon hatte er es vergessen?

Meine indische Korrespondenz, nicht nur die erhaltene, sondern auch die Kopien meiner eigenen Schreiben, habe ich der Kuriosität halber aufgehoben. Denn falls sich unter meinen Lesern ein Zweifler finden sollte, könnte ich ihm die Dokumente zur Verfügung stellen.

So begann also – mit allem Drum und Dran – die Aufregung vom letzten Jahr von vorn. Sie können sich gar nicht vorstellen, mit welcher Herzbeklemmung ich auf die aus Jaipur versprochene, alle Zweifel klärende „rechtzeitige Nachricht" wartete! Und wie sehr ich mich damit quälte, ob ich es nun erneut versuchen sollte, unsere überaus umständliche Schiffskartenreservierung vorzunehmen?

Wäre die bereitwillige Verwandtschaft – zu neuerlicher Bereitschaft bereit? Und wenn ich die Kartenbestellung später erneut stornieren müsste? Meiner Frau wagte ich das peinliche Dilemma gar nicht mehr einzuweihen. Ich zögerte so lange, bis es mir schließlich doch gelang, auf das richtige Pferd zu setzen – ich bestellte keine neuen Schiffstickets! Und wie weise ich handelte! Denn der doppelt sicher erscheinende indische

Gastbesuch – beide fürstlichen Einladungen – scheiterte, fiel ins Wasser, schlug fehl – wie es Ihnen beliebt. Die ständige Unsicherheit zwischen Hoffnung und Zweifel ruinierte unseren Winter gründlich, von unseren Nerven gar nicht zu reden. Wir waren fast erleichtert, als schließlich Weihnachten und dann auch der Neujahrstag 1963 verstrichen waren – ohne Nachricht der Maharadschas. Denn dann konnten wir unser so sorgfältig aufgebautes indisches Luftschloss getrost in die Ecke werfen – mitsamt all seinen Tigern! Wir haben seither nicht einmal mehr etwas von unseren reichen Freunden gehört! Aber ihre glänzenden Wappenbriefe habe ich – nicht zu Dokumentationszwecken, rein zur Erinnerung an die mit meiner Frau ausgefochtenen Scharmützel – sorgfältig aufbewahrt.

Den Lesern von „Nahar", aber vielleicht auch anderen, ist es kein Geheimnis, dass ich einst fast ein halbes Jahr lang Gast im Indien der Maharadschas war. Dass ich unvergessliche Tage in der Pracht ihrer glanzvollen Höfe verbringen durfte, im Wildparadies ihres Tiger-Dschungels. Dass mir eine beispiellose Gastfreundschaft und lebenslange Jagderlebnisse zuteilwurden. Ich kann mit Fug und Recht behaupten, dass ich das alte Indien aus Tausendundeiner Nacht noch in seinem vollen Glanz sehen konnte, gerade noch vor Torschluss Mein Buch berichtet ausführlich über all dies Auch über meine tiefe Dankbarkeit, die – damit kein Irrtum entsteht – auch heute noch von unverminderter Tiefe ist! „Nahar" weist jedoch, wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, auch immer wieder auf die Schattenseiten der fürstlichen Einladungen hin. Namentlich am Weihnachtstag 1937, anlässlich der Feierlichkeiten des „300 Club"! Es erzählt, wie schön, wie begehrenswert eine Einladung vom Maharadscha ist! Nur steht sie hin und wieder – wie soll ich sagen – auf etwas wackeligen Beinen. Und dass sie in solchen Momenten erst recht in der Lage ist, das Nervenkostüm des Gastkandidaten zu strapazieren Meine durch das fast zweijährige Gefopptwerden aufgewühlte Fantasie wollte sich wahrlich nur schwer beruhigen. Nachts oder auch tagsüber, sogar wenn ich auf der Straße ging, drehte sich in meinem Kopf alles nur um Indien. Keineswegs wollte ich klein beigeben, mich in das Unabänderliche fügen. Ich hatte Blut geleckt durch den anfänglichen Erfolg unserer Planungen, vor allem aber durch die Hilfsbereitschaft unserer heimischen Führung. Ich spekulierte auf immer neue, immer kühnere Reisepläne, erhitzte mich immer mehr. Wenn sie bereit gewesen wären, mir nach Indien auszuhelfen, vielleicht dann auch nach Afrika? – Unersättlicher Pfaffe – brummte es in mir, völlig zu Recht – mein eigenes Gewissen. Bei Unersättlichkeit ertappe ich mich freilich oft. Wenn mir jemand den kleinen Finger reicht, greife ich nach allen zehn Und niemand könnte leugnen, dass unsere Regierung, als ich unseren todsicher erscheinenden Indien-Plan vorlegte, mir durch die Übernahme unserer Reisekosten wahrlich ihren galanten kleinen Finger gereicht hatte! „Ein schamhafter Bettler hat eine leere Tasche" – sagt das ungarische Sprichwort. Ich legte also auch alle meine Schamhaftigkeit ab – statt des kleinen Fingers ergriff ich die ganze Hand. Das heißt, ich wagte die schon fast unverschämt anmutende Frage: Gibt es wohl Hoffnung darauf, dass unser gescheiterter Indien-Reiseplan – auf irgendeine mystische Weise – in einen afrikanischen umgeändert wird?

Die Hoffnung – so die Antwort – darf man nie aufgeben. Doch bald forderte man mich auf, genau vier bis fünf Arten von Reiseplänen auszuarbeiten, für eine afrikanische Sammel- und Fotoexpedition für zwei bis fünf Personen! Ich solle mit dem kenianischen Jagdamt korrespondieren, um ein detailliertes Preisangebot bitten und es vorlegen, sobald ich es erhalte. Ich schrieb alles kleinteilig auf – noch in derselben Nacht. Auch darauf wollte die Antwort nur schwer kommen – aber diese kam wenigstens! Und wie schwer ich nun auf die oberste Entscheidung wartete, das könnte nur der ermessen, der alle Wunschträume meines Lebens kennte! Dass es mehrere sind, brauche ich wohl gar nicht zu erwähnen. Eine solche Vielfalt von Wunschträumen, wissenschaftlich ausgedrückt: Multiplizität, ist schon deshalb zweckmäßig, weil egal, welcher in Erfüllung geht, man immer behaupten kann, es sei der größte! Einer meiner Wunschträume war es jedenfalls,

Afrika auch meiner Frau nahezubringen! Zumindest einigermaßen ...damit ich einmal in das „Elefantenland“ hineinschnuppern kann! Die endgültige Entscheidung lautete wie folgt: Unter der Organisation der Generaldirektion für Forstwesen können wir für einen etwa sechswöchigen Aufenthalt nach Kenia in Ostafrika reisen, mit dem dreifachen Ziel, die zerstörte zoologische Sammlung unseres Naturwissenschaftlichen Museums im Rahmen des Möglichen zu bereichern, so viele Lebendaufnahmen von Wildtieren wie möglich zu machen und über unsere Reise der ungarischen Öffentlichkeit in Form eines ausführlichen, bebilderten Buches Bericht zu erstatten.

BÖVEN JUT KÖZÜLÜK A TURISTÁK FEJÉRE

Meine Frau – nun meine offizielle Reisegefährtin – griff, als ich mit der großartigen Siegesnachricht bei ihr auftauchte, wieder zu ihrer alten Leier, diesmal in Form eines Sprichworts:

– Je größer der Narr, desto mehr Glück hat er!

Die wahre große Freude folgte erst jetzt. Ich glaube nicht, dass es in ganz Budapest ein glücklicheres Paar hätte geben können. Die Welt um uns herum wurde strahlend hell, der Weg vor uns frei, und die Ungewissheit der vergangenen zwei Jahre – die vielleicht wohlmeinenden, uns aber gründlich aufwühlenden Vertröstungen der Maharadschas – wurde belanglos. Sofort vergaßen wir Indien, denn das Tor nach Afrika öffnete sich weit vor uns, und zwar genau so, wie ich es am meisten gehofft hatte – in Gestalt eines wahrhaftigen Wunschtraums! So kam es also zu dem denkwürdigen Ausflug, so wurde schließlich aus dem ins Wasser gefallenen Indien – das begehrenswerte Afrika!

Schon lange lag der Fahrplan der Schiffe nach Afrika auf meinem Schreibtisch. Er war schon gründlich zerfleddert, so oft hatte ich ihn in den letzten zwei Jahren gewälzt und darin herumgekritzelt. Schließlich verlief die erste Hälfte der gescheiterten Indienreise auf derselben Route wie die afrikanische. So war es für mich ein Leichtes, das für uns am besten geeignete Schiff auszuwählen: die mir bereits sehr vertraute „Europa", die am 17. Dezember von Triest ablegte! Unverzüglich telegraphierte ich nach Triest. Es war Juni, bis zur Abfahrt war noch ein halbes Jahr Zeit, dennoch fürchtete ich, wir kämen zu spät. Doch bald traf die beruhigende Antwort ein: Unsere Kabine war reserviert, und zwar an dem von mir gewünschten Platz, auf der linken Seite des Schiffes, mittschiffs!

Hierzu bedarf es einer gewissen Erklärung. Früher, vor 25 bis 30 Jahren, war sich ein Reisender, der in den Osten strebte, der Qualität seiner Kabine sehr wohl bewusst. Er wusste genau, dass auf der Hinfahrt die linke Seite und auf der Rückfahrt die rechte Seite begehrenswert war. Denn auf dem Weg nach draußen ist das „Larboard" (Backbord) und auf dem Heimweg das „Starboard" (Steuerbord) nach Osten gewandt. Und die östliche Schiffsseite bekommt wesentlich weniger Sonnenlicht ab; sie ist acht bis zehn Grad kühler als die westliche! Dieser Umstand spielt heutzutage, da die meisten modernen Schiffe klimatisiert sind, längst nicht mehr eine so große Rolle wie einst, vor der Zeit der „Airconditioning". Damals heizte die drei volle Wochen dauernde Schiffsreise nach Mombasa – besonders während der drei oder vier erbarmungslosesten Tage auf dem Roten Benmeer – das Quartier der auf der Westseite Schwitzenden in einen regelrechten Martinsofen auf. Denn von Mittag bis zum Abendrot brannte die unerbittliche Sonne darauf und trieb das Thermometer nicht selten über sechzig Grad! Während die nach Osten gewandte Schiffswand, die ab 11 Uhr in den Schatten gelangte, bis zum nächsten Morgen einigermaßen abkühlte und eine ungestörtere Ruhe ermöglichte.

Die Klimatisierung – wie gesagt – hat die Unannehmlichkeit des grausamen Schwitzens fast völlig beseitigt. An ihre Stelle hat sie freilich eine andere gesetzt – die unvermeidliche Erkältung! Davon kann ich leider noch ausführlicher berichten. Uns gelang es jedenfalls, Plätze auf der östlichen, der sogenannten „kühlen" Seite zu sichern, und zwar mittschiffs, was wiederum im Hinblick auf die Seekrankheit ratsam ist. Bei Sturm schwanken der Bug und das Heck des Schiffes am stärksten, in der Mitte ist die Lage verhältnismäßig erträglicher. Da ich nicht nur zu Schlaflosigkeit, sondern auch so sehr zur Seekrankheit neige, dass mich schon beim Anblick eines schaukelnden Schiffes vom Festland aus der Ekel packt, kann man meine Kabinenwahl kaum als Wichtigtuerei bezeichnen. In meinen Erinnerungen findet sich auch eine Schiffsreise, die ich sozusagen von der Abfahrt bis zur Ankunft durchgekotzt habe und fast halbtot, ohne die geringste Begeisterung, das Gelobte Land der afrikanischen Küste betrat . . .

Die Kabinenfrage war zwar entschärft, dafür erschwerte sich die der Pässe und der verschiedenen Visa. Meine Frau jedoch – deren Ausdauer und vor allem deren Geduld die meine bei Weitem übersteigt – wurde mit dieser komplizierten und immer schwieriger werdenden Aufgabe relativ leicht fertig. Hingegen setzten ihr die obligatorischen Schutzimpfungen – Typhus, Cholera, Pocken, Gelbfieber, Tetanus, Polio – gründlich zu. Noch Wochen später schmerzten sie die verschiedenen Einstichstellen.

Doch schließlich überstanden wir die vielfältige Aufregung der Vorbereitungen und verließen am 12. Dezember – mit viel Gepäck, Medikamenten und noch mehr guten Wünschen – das in den Winter gehüllte Budapest. In Wien besorgten wir noch dies und jenes, namentlich unsere bereits zuvor in Aussicht gestellte Film- und Fotoausrüstung, und trotz all meiner vorherigen Schwüre kletterten wir – in dicke Pelze gehüllt und fröstelnd – in den Schnellzug nach Venedig. Dabei hatte ich meiner Frau, die Kälte ebenso sehr scheut wie ich, schon Monate zuvor hoch und heilig versprochen, dass sie sich am 15. Dezember 1963 um zehn Uhr abends in der Halle des Wiener Südbahnhofs

endgültig vom Winter verabschieden könne. Dies war übrigens der Ausgangspunkt meiner langen Reihe von Prophezeiungen.

Ich konnte das ruhigen Gewissens tun, denn seit Menschengedenken war es so gewesen; ich baute mein Versprechen auf das solide Fundament von etwa zehn Jahren Erfahrung. Immer pflegte ich mich in Wien von meinem Pelz, meiner Strickjacke und meiner warmen Unterwäsche zu trennen, um nur im leichten Frühlingsmantel in den angenehm geheizten Schlafwagen zu springen, in dem wohligen Bewusstsein, alle Widrigkeiten des Winters hinter mir gelassen zu haben. Denn bei Tagesanbruch würde mich bereits der einschläfernde Sonnenschein Italiens liebkosen, und wenn ich mich vielleicht auch nicht im vollen Sinne des Wortes sonnen würde – Wintersachen würde ich auf keinen Fall mehr brauchen. So war es immer – es konnte von nun an nicht anders sein. Darauf hätte man Gift nehmen können – genau wie auf die Einladung der Maharadschas . . .

Aus Erfahrung weiß ich auch, dass Pelz und Ofen an der Adriaküste gleichermaßen entbehrlich sind, wo um diese Zeit die Mimosen bereits in voller Blüte stehen, faustgroße Nelken prangen und unser Schiff uns aus dem lauen Frühling in einen immer heißer werdenden Sommer trägt, und aus dem Sommer in eine solche Affenhitze, dass wir nur so nach kühlenden Getränken lechzen! All dies und noch viel Ähnliches hatte ich Mangi – die eigentlich auf den Namen Margit getauft worden war, aber seither unter ihrem Kinderspitznamen lebt – im Laufe der vergangenen Jahre unzählige Male erklärt. Ich hatte ihr jeden Moment der ostafrikanischen Reise so oft geschildert, vom Ablegen des Pelzes in Wien bis zur glücklichen Heimkehr in den ungarischen Frühling, dass sie eigentlich – wenn man es recht bedenkt – gar nicht hätte mitkommen müssen! Denn sie wusste genau, wo, wann und was passieren würde; sie war in den Verstecken des afrikanischen Urwalds bereits in Pest heimischer als im Dschungel der Vorräte unter dem Ladentisch des „KÖZÉRT"-Ladens gegenüber unserer Wohnung. Dabei verirrte sie sich auch dort nicht.

Aber nicht nur in den verschiedenen Dschungeln, offensichtlich gibt es auch auf der bestgeplanten Afrikareise böse Geister. Sie hatten sich gegen mich verschworen! Denn einer nach dem anderen straften sie mich Lügen und ließen mit hämischer Schadenfreude jede einzelne These meines sechsjährigen Seminars, das ich für meine Frau gehalten hatte, durchfallen! Meinen Ruf als Weltreisender ruinierten sie und machten mich zum Gespött.

Alles geschah anders, als ich es zu Hause angekündigt hatte!

Nichts ist mehr so, wie es bisher war; all meine Vorhersagen stehen kopf. Am Ende wird sogar die ägyptische Cheops-Pyramide nicht mehr dort stehen, wo sie der selige Pharao Cheops vor läppischen 4500 Jahren errichten ließ.

Schon beim Einsteigen in Wien fing es an. Eine mörderische Kälte, ein eisiger Schneesturm tobte; ich brachte es nicht übers Herz, Mangi den Pelz ausziehen zu lassen, ja, aus reiner Loyalität behielt ich meinen eigenen auch an. Bis zum Kinn zugeknöpft, die Beine in Decken gewickelt, froren wir im Schlafwagen; vor Kälte wagten wir nicht, uns auszuziehen. Sogar die Lampen flackerten nur mühsam; auf der ganzen Wagenlänge war die Leitung eingefroren, weder Heizung noch Strom! So konnte man nicht einmal lesen, was einen vielleicht vom Frieren in den Schlaf gewiegt hätte Der Zug rollte dennoch unerschütterlich weiter, obwohl der Sturm immer rabiater gegen ihn rammte. Er drohte nicht nur unsere Fenster einzudrücken, sondern trieb auch ordentlich Schneesplitter durch die Ritzen der Wagenfenster, die sicherlich als luftdicht geplant worden waren.

Wenn ich auf dich höre – unterbrach Mangi die in mehrfacher Hinsicht frostige Stille –, könnte ich die Expedition eigentlich gleich beenden! Ohne Pelz wäre ich bereits zu einem Eiszapfen erstarrt. Aber ich ziehe ihn auch nicht aus, nein, nicht bevor ich nicht am

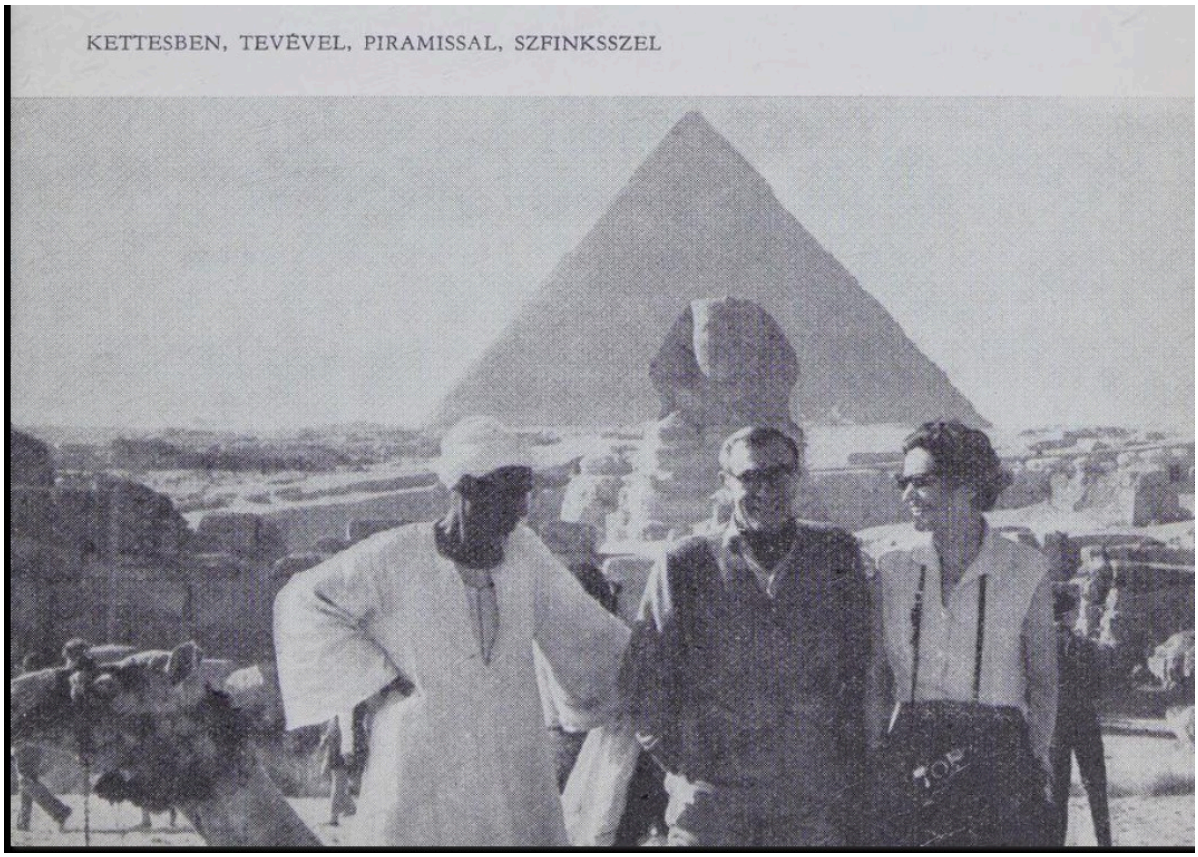
eigenen Leib diese angebliche afrikanische Wärme spüre, die nach dem bisherigen zu urteilen ebenfalls nur ein Produkt deiner krankhaften Fantasie sein kann.

Ich möchte dich bitten, diese unangenehmen persönlichen Angriffe zu unterlassen. Es handelt sich um eine einzige Nacht, die werden wir schon irgendwie überstehen. Die Pelze aber – ich hauchte meine blau anlaufenden Nägel an – lassen wir in Triest, im Lager des Hotels. So mache ich es auch immer, wenn ich sie in Wien versehentlich anbehalten habe.

Über das Pelzproblem einerseits und die Zuverlässigkeit meiner Versprechen andererseits grübelten wir noch eine Weile nach, nutzten dann die illusorische Wärme von ein paar Tassen Thermos-Tee, zogen uns hastig aus und begaben uns zur sogenannten Ruhe.

Selbst unter dem schweren Gewicht von Pelzen und Decken ließ das erbärmliche Zähneklappern nur schrittweise nach.

Draußen aber wütete das Schneegestöber immer unbarmherziger.



Wir schliefen – und auch wieder nicht.

Am nächsten Morgen erkenne ich den Schaffner kaum wieder, der mit unserem Morgenkaffee anklopft und mit einer über die Ohren gezogenen Pudelmütze in einem dicken Pelzrock verkündet, dass er diese Strecke seit fünfzehn Jahren fahre, aber von solchem Wetter nicht einmal von seinen Vorfahren gehört habe!

In unserem Abteil hat sich die Lage auch nicht viel geändert. Die eingefrorene Heizung funktioniert noch immer nicht, unser Atem dampft beharrlich, und wir haben keine Lust, unter der dreifachen Decke hervorzukriechen.

Doch Triest nähert sich, wir müssen handeln!

Das Hochziehen des Fensterrollos lässt mir den ohnehin nicht begehrenswerten, lauwarmen, sauren Kaffee im Halse stecken. Ich sehe einen waagerecht dahinziehenden, dichten Vorhang aus Schneeflocken, hier und da ein paar schwarz hervorstechende, fast doppelt gebogene Zypressen, vom Sturm gepeitschte, zerzauste Mimosen – genau dieselben, die ich Mangi noch am Abend in voller Blütenpracht versprochen hatte! Vom Meer hingegen – obwohl ich sie auch damit ständig geködert hatte – nicht eine handbreit! Auch das hat das dunkelgraue Wirbeln verschlungen. Der Triester Bahnhof könnte meinetwegen auch ein abgelegener Winkel in Nordsibirien sein. Weder Eisenbahner noch Gepäckträger, nicht einmal ein einziger Wartender zeigt sich. Da es aber der Endbahnhof ist, sind wir gezwungen, aus dem vergleichsweise milderen Klima des Zuges hinauszumarschieren. Wir schleppen also unser vielerlei Hab und Gut auf den kahlen Bahnsteig, und während Mangi Wache hält, mache ich mich selbst auf die Suche in dem menschenleeren Bahnhofsgebäude.

Auf dem Platz vor dem Ausgang ragen zwei oder drei herrenlose Autos aus dem meterhohen Schnee hervor. Der Sturm fegt förmlich durch ihre Fenster. Räder – falls sie welche hatten – sind jedenfalls nicht zu sehen. Ratlos stehe ich vor den eingeschneiten, verlassenen Autos. Doch nun schält sich ein fuchtelnder Schneemann aus dem Getümmel. Ein als Eskimo getarntes Wesen von unbestimmtem Geschlecht, das sich bald als Agentin der Schifffahrtsgesellschaft „Lloyd Triestino“ entpuppt. Aus ihrer Zeichensprache verstehe ich – sie hat ihren Kopf nämlich in einen dicken Schal gewickelt –, dass sie zu unserem Empfang gekommen sei, sich aber verspätet habe, da ihr Wagen im Schnee stecken geblieben sei Dennoch tritt sie in Aktion und hilft uns aus der Patsche. Mit der Zeit treibt sie auch irgendwo einen Gepäckträger auf, ja im Weiteren sogar ein Taxi, das wütend prustend wie ein Schneepflug versucht, mit uns Richtung Hotel zu gelangen, wobei es asthmatisch keucht.

Das „Savoia“ ist ein modernes Großstadthotel. Ich habe schon mehrmals darin gewohnt und weiß daher, dass es direkt am Meer gebaut ist. Natürlich hatte ich auch dies in Aussicht gestellt, ja, wenn ich mich recht entsinne, Mangi sogar versprochen. Auch, dass unser Fenster zum Meer hin gehen würde; ich hatte ausdrücklich ein solches Zimmer von Wien aus bestellt. Ich gab auch mein Wort darauf, dass die „Europa“ dort direkt vor unserem Fenster ankern würde, man könne fast hinüberschreien, wie in einer schmalen Gasse zum gegenüberliegenden Gebäude Ich muss einschieben, dass Mangi extrem wachsam aufpasst – selbst wenn sie friert. Was ich einmal ausgesprochen habe, prägt sie sich bis zum letzten Buchstaben ein, um es dann gegebenenfalls einzufordern. Jetzt fällt ihr das Sprechen zwar etwas schwer, aber so viel bringt sie noch klappernd heraus:

– Wo ist das Meer? Wo ist das Schiff?

– Das Meer – stammelte ich auch mit zusammengebissenen Zähnen – tost hier direkt vor deiner Nase! Das Graue da! Das Nasse! Und das Schiff aber wahrlich, sosehr ich auch in Richtung des Getoses deute, keine Handbreit Adria ist zu sehen – und von einem Schiff erst recht keine Spur! Das Dröhnen der unsichtbaren Brandung lastet dennoch bedrückend auf meiner Seele. Es lenkt meine Sorge auf die morgige Einschiffung. Und in diesem Zusammenhang auf vieles andere. Auf einen möglichen Schiffbruch, ein leckgeschlagenes Rettungsboot, eine Rettungsweste, die fünf Nummern kleiner ist als meine Größe, das Treiben auf eine einsame Insel, während man sich mit blutigen Nägeln an ein einziges Brett klammert Und auf endloses Kotzen.

Der Portier trippelt in Filzstiefeln hinter seinem Tresen und trägt einen bodenlangen Pelz. Dabei hält die öffentliche Meinung in Triest Pelze für unnötige Artikel. Nicht nur den Pelz, auch den Ofen. Der letzte Teil meiner Prophezeiung bewahrheitet sich jedoch! Denn

der Ofen – ob es ihn gibt oder nicht – funktioniert jedenfalls nicht! Die Heizung des Hotels – sie wurde lange nicht benutzt – hat den Dienst quittiert.

Seit drei Tagen wird sie repariert – seither wütet das arktische Strafwetter –, aber es ist noch nicht gelungen, den Fehler zu finden.

– Deshalb laufe ich seit drei Tagen im Nikolauskostüm herum – entschuldigt sich der „Großpelzige" –, deshalb ist auch Ihr Zimmer ungeheizt, obwohl wir Ihre Bestellung rechtzeitig erhalten haben. Es tut uns unendlich leid, aber mit so etwas konnten wir wirklich nicht rechnen. Unser Haus ist auch leer, jeder ist vor dem Wetter geflohen. Sie sind also unsere einzigen lieben Gäste! Ich schicke sofort das Frühstück hinauf. Und dann steigen Sie bitte so schnell wie möglich in die Badewanne, unsere Warmwasserleitung funktioniert noch. In der Zwischenzeit arbeiten die Monteure hart. Im Laufe des Tages gelingt es uns vielleicht, auch das Zimmer etwas anzuwärmen.

– Nun, und die „Europa", wo hält die sich um diese Zeit auf? – werfe ich leise ein, als Mangi sich gerade abwendet. – Wir beabsichtigen nämlich, mit ihr nach Afri. . .

– Hier liegt sie, mein Herr, angeblich noch unversehrt, vor dem Haus! Solange ihre Taue halten. Gestern jedenfalls lag sie hier, heute habe ich sie selbst noch nicht gesehen . . .

– Aber sie wird doch, selbst wenn sie zufälligerweise hier läge, morgen nicht auslaufen?

– Ich selbst würde auch nicht glauben, dass der Kapitän sich zu einer solchen Leichtfertigkeit hinreißen ließe. Meines Wissens hat er sich noch nicht geäußert. Bis morgen kann sich die Lage aber stark verbessern. Es stimmt zwar, dass sich die übliche Bora erst am fünften Tag zu legen pflegt. Morgen ist erst der vierte. Aber dies ist eine ganz besondere, mit Schneegestöber gepaarte Bora der Windstärke elf bis zwölf, orkanartig, darüber weiß niemand Genaueres. Es ist anzunehmen, dass dies schon der vierte Tag ist . . .

Wir haben die langwierige Prognose des Portiers satt und suchen unser Zimmer auf. Jene im Voraus bestellte Unterkunft mit Meerblick, die eher dem Begriff eines Kühlhauses als dem eines südländischen Hotels entspricht. Ich will auf den Balkon zum Meer hinausgehen, aber wegen des hohen Schnees lässt sich die Tür nicht öffnen. Nur deshalb zeige ich Mangi doch noch die „Europa"! Und – Wunder über Wunder – die „Europa" liegt tatsächlich hier! Ihre Taue halten sie! Für einige Augenblicke schält sie sich aus dem dichten Schneegestöber-Schleier heraus. Aber sie liegt hier, kein Zweifel! Nicht nur ich sehe es, auch Mangi sieht es!

– Nicht wahr, ein schönes Schiff? – stotterte ich. – Tja, wenn ich erst einmal etwas verspreche . . .

Doch bevor Mangi es genauer in Augenschein nehmen kann, verschlingt es der Schneenebel schon wieder. Die kurze Momentaufnahme bewies jedoch nicht nur die Anwesenheit unseres Schiffes, sie enthüllte auch den Verursacher des unsichtbaren Meeresrauschens: die das Ufer belagernde, hoch aufschäumende Brandung . . .

Trotz allem tut das warme Frühstück gut. Das heiße Bad erst recht. Wir ziehen Lose um den Vorrang. Es ist meiner, aber höflich überlasse ich ihn dem schwächeren Teil; sie klappert so überzeugend mit den Zähnen. Kaum taucht sie jedoch bis zum Hals in das warme Wasser ein, lässt sie schon versöhnliche Seufzer vernehmen. Sogar ihr gewohnter Wissensdurst flammt auf, sie will nacheinander die Sehenswürdigkeiten von Triest abklappern.

– Und in was für einem Schuhwerk gedenkst du dem bodenlosen Schnee zu trotzen?

Diesmal lässt sie meine Frage unbeantwortet. Sie kann nur zwischen dünnen, tropischen Halbschuhen wählen. Als sie nach langer Zeit mit krebsrot dampfendem Körper aus der Wanne klettert – wie man hört, ist das in China oder vielleicht Japan so üblich? – flüchtet sie schnurstracks in ihren Pelz.

– Ich wäre ja dumm, ihn hierzulassen – schwört sie –, ich nehme ihn mit nach Afrika!

Und nachdem das warme Wasser auch meinen eigenen Kreislauf ein wenig belebt hat, kehrt auch meine Lebenslust zurück. Sogar die „Europa" blickt öfter aus der Trübe hervor, vergisst sich minutenlang draußen. Auch ihr Schornstein scheint vergnügter zu qualmen – ihr Inneres wird offensichtlich beheizt. Scheint nicht auch der Heizkörper in unserem Zimmer lauwarm zu werden? Dampft unser Atem vielleicht nicht mehr so dicht? Jedenfalls – bestellen wir ein weiteres Frühstück.

Und warum – könnte jeder fragen –, warum seid ihr nicht vom Zug direkt auf das Schiff gestiegen? Warum wärmt ihr euch nicht, statt eines weiteren Frühstücks und statt der Hotelbadewanne, im sicheren Unterschlupf eurer Schiffskabine?

Ja, geneigter Leser, aber der „Lloyd Triestino" – und auf der „Europa" führt er das Regiment – hat die Einschiffung erst für morgen Vormittag um zehn Uhr festgesetzt. Unser Ticket tritt erst dann in Kraft, erst dann werden wir vollberechtigte Afrika-Reisende, die nicht nur ihre Kabine, sondern auch die übrigen Räumlichkeiten der „Europa" in Benutzung nehmen können – in ihrer Küche satt werden, an ihrer Heizung sich wärmen können Was also die „Europa" betrifft, so könnten wir ihretwegen – bis morgen Vormittag um zehn Uhr – hier im erstklassigen Komfort des „Savoia Excelsior Palace" zu Knochen gefrieren. Oder auch draußen, im gastfreundlichen Schoß des Schneegestöbers.

Dabei müssen wir uns wieder hinauswagen, wir müssen zum benachbarten Gebäudekomplex gelangen, zum Büro der Schifffahrtsgesellschaft. Dort müssen wir unsere Fahrkarten abholen und gleichzeitig erfragen, ob das Auslaufen des Schiffes morgen tatsächlich zu erwarten ist. Ein Taxi ist nicht zu bekommen, der Autoverkehr ist völlig eingestellt. Wir ziehen uns so gut es geht an – nur für unsere unteren Enden finden wir keinen angemessenen Schutz. Mit dünnen Leinenschuhen, wie sie für die Elefantenjagd geeignet sind, haben wir uns reichlich eingedeckt Und wir wagten uns erneut in die von der Bora gepeitschte Außenwelt.

Da ich größeres Schuhwerk trage als Mangi, gehe ich voran und breche ihr die Bahn. Außer unserer eigenen stört weder eine menschliche noch eine tierische Spur die Öde der arktischen Landschaft. Der Gehweg ist mit Straße und Platz verschmolzen, ein anderthalb Meter hohes Schneelaken bedeckt die Trostlosigkeit des Triester Hafens. Der Sturm trägt unermüdlich Schnee herbei und türmt stellenweise bereits unpassierbare Wehen auf. Wir kommen ins Schwitzen, bis wir uns zum benachbarten Häuserblock durchgekämpft haben. Dem Triester Lloyd gehört der ganze Block, dennoch müssen wir ringsherum stapfen, bis wir auf den versteckten Eingang der Kasse stoßen. Mit blau gefrorenen Händen lösen wir unsere Fahrkarten. Wir erfahren, dass unser unnachgiebiger Kapitän trotz des Strafwetters die „Europa“ fahrplanmäßig auslaufen lässt. Wir ergattern auch die Passagierliste, ein knallrotes Heftchen in zwei Exemplaren, und stellen sogleich fest, dass unsere Namen darin fehlerfrei aufgeführt sind. Was keineswegs wichtig ist, aber dennoch bemerkenswert. Bei jedem Ozeandampfer, mit dem ich in meinem Leben gereist bin, habe ich das übliche Passagierverzeichnis aufgehoben und in ein Album geklebt, zusammen mit dem Bild und der Beschreibung des betreffenden Schiffes. In diesem Album ist es auch im Nachhinein schön zu stöbern. Ohnehin bin ich eine Sammlernatur, das ist meine Manie, ich habe in meinem Leben eine Menge Krempel zusammengetragen, ich könnte es bald gar nicht mehr aufzählen. Pflanzen und Mineralien, Baumblätter und Briefmarken, Zigarrenbauchbinden und Vogelfedern. Eisenbahnfahrkarten und

Jagdliteratur, Porzellenvögel und Schnupftabakdosen, Vogeleier und Hirschzähne, Raupen und Schmetterlinge, Grillen und Käfer. Von Elefantenstoßzähnen, Büffelhörnern und ähnlichen Kleinigkeiten ganz zu schweigen. Von allem habe ich eine mehr oder weniger stattliche Sammlung erworben!

Dennoch kann ich mich nicht als glücklichen Raffer bezeichnen, denn so gut wie jede meiner Kollektionen findet, sobald sie eine ernsthafte Größe erreicht, ein unerwartetes Ende! Ich verschenke sie, oder sie bekommt Beine, jemand macht sie kaputt, oder sie wird in Trümmer gebombt, wird Raub der Flammen oder anderer Katastrophen. Aber was soll's – mit unverminderter Leidenschaft sammle ich weiter. So kann ich dann – wenn wir glücklich heimkehren – mein besagtes Album um eine weitere Passagierliste bereichern, das bereits die Fotos von sechsunddreißig Ozeandampfern enthält und fast ebenso viele Passagierlisten. Doch finden sich darunter insgesamt nur vier solche Raritäten, die meinen Namen richtig schreiben! Deshalb freue ich mich also über dieses fünfte fehlerfreie Exemplar. Die übrigen bedachten mich mit den abwegigsten Variationen. Mit noch seltsameren als der zitierten Schöpfung meines Freundes Kesri Singh! Unser Ausflug dauerte nicht lange, dennoch hatte der Schnee unsere Spuren zugeweht; auf dem Rückweg musste ich eine neue „Weiche" treten. In der Zwischenzeit legt der Portier den großen Pelz ab und zieht stattdessen eine kurze Jacke an!

– Es ist uns gelungen, die Heizung zu reparieren – schwärmt er –, das Gebäude fängt an, warm zu werden. Wenn wir so weitermachen, können Sie abends schon in Straßenkleidung speisen!

Wir laufen in unser Zimmer, werfen unsere nassen Sachen ab und legen uns – aus reiner Prophylaxe – wieder in die warme Wanne. Danach ins warme Bett. Und unter der Bettdecke amüsieren wir uns mit dem Studium unserer soeben erbeuteten Passagierliste. Jeder zieht alle seine Decken über sich, und dann untersucht man im Schein der Taschenlampe, in der trauten Einsamkeit des Decken-Zeltes, vor allem, ob sich unter den Passagieren ein Bekannter findet oder zumindest jemand, von dem man vom Hörensagen weiß, wer er ist und was er darstellt.

Auch damit vergeht die Zeit, ohne dass man frieren muss. Bis wir uns aus unserem Versteck hervorwagen, hat sich die Lage außerhalb der Bettdecke wieder ein Stückchen gebessert, ja bald – müsste man auch zu Mittag essen. Einstweilen wage ich mich nur auf den Flur zu einer kurzen Geländebesichtigung. Ein reges Kommen und Gehen ist festzustellen, neue Gäste trudeln ein, vermutlich Passagiere der „Europa". Auch sie hoffen auf eine Besserung des Wetters, zumindest auf die bessere Einsicht des Kapitäns. Aber selbst bei weiterem Sturm gibt es keinen Grund zur Verzweiflung. Wir fahren ja nur bis Venedig, dort werden wir dann ankern und zwei volle Tage festsitzen! Die Fahrzeit dorthin beträgt nur zwei bis drei Stunden, und das ist nicht die Welt, dafür ist nicht einmal unbedingt Seekrankheit nötig. Wir müssen deshalb achtundvierzig Stunden im Hafen von Venedig ausharren, weil achtzig Prozent der Passagiere dort zusteigen; der Großteil der Zug- und Flugverbindungen mündet dort und umgeht den Umweg über Triest. Was für uns in jedem Fall vorteilhaft ist. Wir können nicht nur dem unangenehmen Sturm vielleicht entgehen, sondern bis Venedig auch bequem auspacken und unsere Kabine nach Belieben einrichten. Wir können uns das dort zu erwartende Masseneinsteigen mit dem damit verbundenen Lärm und der unnötigen Aufregung ersparen. Wir kommen noch in den Genuss weiterer Vorteile, darauf werde ich noch eingehen.

Wir kommen gerade aus dem Hotelrestaurant hinauf, wo wir „Branzino" mit holländischer Sauce verzehrt haben. Auf diesen erstklassigen Fisch waren wir schon sehr erpicht. Wir müssen auch gestehen – falls es jemanden interessieren sollte –, dass wir beide leidenschaftliche Fischesser sind. Vom Angeln verstehen wir zwar nichts, aber von

gutem Fisch umso mehr. Das Mittelmeer, besonders die Adria, ist ein hervorragendes Fischwasser. Vielerlei Fische und Krustentiere – Calamari, Gamberetti, Ombrina, Hummer, Languste, Scampi, Crevette – sind gleichermaßen unsere Favoriten. Und da wir nur sehr selten zu so etwas kommen – in unserer heimischen Markthalle tauchen sie nur sporadisch auf –, ist jetzt die Gelegenheit da. Die italienische Schiffsküche legt erst recht Wert auf Fischgerichte und allerlei Meeresgetier. Das Klima – zumindest im Restaurant unseres Hotels – zeigt eine entschieden positive Tendenz. Pelzlos schlemmen wir bereits den Branzino, wenn auch noch im dicken Pullover und mit einer gewissen Gänsehaut. Außerhalb des Fensters hingegen rast die Bora mit ungebrochener Kraft; die „Europa" wird immer wieder vom Schneegestöber verschluckt. Doch im Laufe des Nachmittags – scheint sich das Versprechen des Portiers zu erfüllen. Er trennt sich demonstrativ von seinem Pelzrock, und auch wir Gäste können in einfacher Kleidung zum Abendessen-Hummer schreiten. Sogar unsere Gänsehaut glättet sich. Die Heizung ist angesprungen, es wird angenehm lauwarm, das bisher frostig erstarrte „Savoia" erwacht zum Leben. Aber draußen – ist die Welt immer noch unverändert. Obwohl die „Europa" versucht, sich begehrenswert zu machen – sie hüllt sich in Festbeleuchtung! Sie lässt ihre unzähligen bunten Lampen aufblitzen und entzündet sogar die um sie herum wirbelnden Schneeflocken zu farbigen Diamanten! Ihre Scheinwerfer tasten umher und entlarven das wütend tobende, schäumend wirbelnde Meer. Hier ragt das große Schiff im Schimmer des glänzenden Schneesturms empor, es ist keine dreißig Meter entfernt, beim Abendessen beäugen wir es. Erst jetzt sehen wir es in seiner vollen Größe; es überragt unser zweistöckiges Hotel bei Weitem. Das maritime Lampenlicht verschönert es regelrecht! Es verzaubert es in etwas Festliches, Imposantes, fast Mitreißendes – in einen aus dem tobenden Getümmel einladend funkelnden, riesigen Weihnachtsbaum!

Dabei ist es im Grunde nur eine elende kleine Nußschale, die Neptuns Laune ausgeliefert ist und für etwa tausend Menschenleben die Verantwortung trägt...

17 Dezember

Als wir am Morgen aufstehen, hat der Schneefall nachgelassen, aber die grausame Bora respektiert die Gewohnheit ihrer Vorgängerinnen nicht – auch am fünften Tag wütet sie mit unverminderter Kraft! Wir versuchen also, sie zu überlisten: Wir wappnen uns mit einer doppelten Dosis Medikamenten und blicken so der Seekrankheit ins Auge. – Dann stapfen wir, bis zum Kinn zugeknöpft, im über das Knie reichenden Schnee den stark zugigen, aber zum Glück nur dreißig Meter langen Triester Abschiedsspaziergang zwischen Hotel und Schiff! Und wir stellen fest, dass die „Europa" jetzt viel weniger ansprechend ist als gestern Abend in ihrem beleuchteten Zustand. Sie ist auch gar nicht mehr so gewaltig, vielleicht auch nicht mehr so sicher. Zudem scheint sie überaus aufgeregt zu sein. Selbst so, ans Ufer gekettet, kommt sie nicht zur Ruhe, sie stampft auf der Stelle, vermutlich friert sie auch, jeder ihrer Drähte zittert Ihr Inneres hingegen ist umso überzeugender. Unser Gepäck – alle dreizehn Stücke – wurde vollzählig in unsere angenehm beheizte Kabine gebracht. Die Anzahl unserer Gepäckstücke habe ich absichtlich auf dreizehn abgerundet. Teils, weil ich nicht abergläubisch bin, teils, weil dies meine Glückszahl ist. Bei jeder Lotterie, jedem Pferderennen, jeder Tombola, jedem Roulette setze ich aus Prinzip nur auf die Dreizehn. Ich gewinne auch nie. Die Umgebung ist vertraut, ich wohne nur ein paar Kabinennummern weiter als vor drei Jahren, als ich zwischen Weihnachten und Neujahr auf die „Europa" zog. Damals war meine Zimmernummer 24, jetzt ist es die 20. Aber in den Reihen der Mannschaft, ja selbst unter den Offizieren, sehe ich keinen Bekannten! Fremd ist auch der Kapitän; offensichtlich wurde die Mannschaft von vor drei Jahren komplett ausgewechselt.

Mangi hat sich bereits ans Auspacken und Einrichten gemacht. In solchen Momenten ist es nicht ratsam zu stören. Zu fragen oder Hilfe anzubieten, erst recht nicht. Man muss sich bescheiden zurückziehen und sich nach einer anderen Beschäftigung umsehen. Genau wie zu Hause zur Zeit des Großreinemachsens.

Ich suche also den „Headsteward" auf – aus Sicht des Passagiers der wichtigste Beamte des Schiffes. Wahrlich, noch wichtiger als der Kapitän, der allmächtige Heiler unserer täglichen Sorgen. Anstelle meines Freundes von vor drei Jahren finde ich auch hier einen neuen Mann, wenngleich einen unverändert freundlichen und dienstfertigen.

Der hochwichtige Zweck meines Besuchs: Tischreservierung im Restaurant.

Es gibt nur wenige Zusteiger in Triest, der Speisesaal ist halb leer, ich kann nach Belieben wählen. Am Fenster suche ich einen Tisch für zwei Personen in der Nähe des Eingangs aus. Von wo aus man nicht nur den Blick aufs Meer genießen kann, sondern – im Falle von etwaiger Appetitlosigkeit – auch unauffällig nach Hause verschwinden und sich in die Einsamkeit der Kabine zurückziehen kann.

Das Einsteigen in Triest hat – wie ich bereits erwähnte – vielerlei Vorteile. Nicht nur die Sicherung des Esstisches und des Liegestuhls. Auch die übliche Voranmeldung im Friseursalon, was besonders im Falle eines weiblichen Passagiers angebracht ist.

Denn in ein paar Tagen, nach dem Ende der „Belagerung von Venedig", wird es keinen einzigen freien Tisch mehr im Restaurant geben, an jedem Liegestuhl an Deck wird der Namenszettel hängen, der die Reservierung anzeigt, und die Damenfriseurin wird höchstens noch in den frühen Morgenstunden eine Haarwäsche übernehmen können.

Das bitterste Los erwartet jedoch den verspäteten Tischreservierer: Er ist rettungslos auf den verbliebenen Stuhl irgendeiner zehn- bis zwölfköpfigen „gemischten Gesellschaft"

angewiesen, in der Nachbarschaft des langweiligsten Reisegefährten – nehmen wir an, eines preußischen Statistikers.

Seine Tischgenossen gewinnen ihn so lieb, dass sie nicht nur beim Essen, sondern auch später nicht mehr von seiner Seite weichen! Sein Missgeschick hat ihn in ein zwei Wochen dauerndes Miteinander gespült, in eine namenlose Clubmannschaft, und die nimmt ihn gefangen, vereinnahmt ihn endgültig. Seine Clubkameraden wollen nun mit ihm gemeinsam ins Schwimmbad gehen, spazieren gehen, Ausflüge in den Hafen machen, abends das Kino besuchen, Karten spielen, ja vielleicht sogar tanzen; sie vergällen ihm ungeniert das Leben – unter dem Vorwand einer „freundschaftlichen Tischgesellschaft". Damit ist die sogenannte erfrischende, nervenberuhigende Wirkung des Schiffslebens hoffnungslos am Ende. Nicht weniger wichtig ist die Frage des Liegestuhls an Deck. Dort verbringt der Passagier – außer in seiner Kabine und im Restaurant – so gut wie jede freie Minute. Dort liest, schreibt, lümmelt, schlummert er, diskutiert mit seinen Nachbarn zur Rechten und Linken – dort lebt er sein Privatleben. Es sei denn – wovor unser Ahnvater Nimrod jeden gutwilligen Afrika-Jäger bewahren möge – es sei denn, er wird in eine der Restaurant-Gemeinschaften gezwungen. Ein vorsichtiger Passagier geht sogar noch weiter. Er verhandelt sogar schon im Voraus mit der Wäscherei wegen seiner Unterwäsche – der allzu Vorsichtige sogar mit dem Fotografen wegen seiner zu entwickelnden Filme! Diese vielfältigen, in Laienaugen vielleicht übertrieben scheinenden Äußerungen der Prophylaxe sind ebenso berechtigt wie das Herunterschlucken einer doppelten Dosis Daedalon.

Als es mir gelingt, alle „vorbeugenden Abwehrmaßnahmen" unter Dach und Fach zu bringen, dröhnt das Schiffshorn zum dritten Mal! Durch den Bauch der „Europa" geht ein Zittern. Diesmal nicht vor Kälte, sondern vom Rattern der in ihr anspringenden Dieselmotoren. Unterdessen ist auch Mangi mit unserer Kabine fertig geworden. Sie hat alles so vorbildlich in Ordnung gebracht – unsere Kleidung, Unterwäsche, Schuhe im Schrank, unsere Schreibmaschinen auf jeweils einem eigenen Tischchen, unsere Papiere und Notizen griffbereit, für jeden etwas zum Lesen in der Buchhalterung neben dem Bett, Familienfotos auf dem Schreibtisch, Waschmittel, Toilettenartikel in Reih und Glied auf dem Regal im Badezimmer Sogar unsere leeren Koffer hat sie mit bunten Decken abgedeckt und sie in Tischchen und Bücherregale verwandelt. Aus der eben noch unpersönlichen Schiffskabine hat sie im Laufe einer halben Stunde ein liebes, wohnliches Heim gezaubert – wenn ich eintrete, kehre ich regelrecht nach Hause zurück. So etwas versteht sie prächtig. Vorausgesetzt natürlich, dass sie niemand stört. Nur etwas fehlt! Nur einen wichtigen Einrichtungsgegenstand vermisse ich. Auf meinen früheren Reisen pflegten sie hier immer an irgendeinem Haken zu hängen. Gemeinsam warteten wir auf die Ankunft, auf die vielfältigen Abenteuer, die uns bevorstanden Mein Gewehr! Davon bringe ich auch welche mit, und zwar zwei! Seither ist es mir gelungen, sie zu besorgen. Eine Mannlicher Schönauer 7x64 und einen kleinen Anschütz-Karabiner, .22 long rifle (den Nachfolger der einstigen „Walther"), ein „Flobert" zum Erlegen von Vögeln für die Küche. Für deren Abwesenheit kann Mangi jedoch nichts. Ein höflicher Schiffsbeamter kam vorhin, um sie abzuholen; er hat sie in seine Obhut genommen. Er schließt sie in der Waffenkammer des Schiffes ein, das ist die Vorschrift, dort können sie sicher reisen. In Mombasa, vor dem Aussteigen, werden wir uns wiedersehen.

Aber wieder tutet unser Horn, unsere Lautsprecher melden auf der ganzen Schiffslänge das Ablegen – auf Italienisch – auf Englisch – auf Französisch Wir werfen uns die Pelze über, und als wir an Deck rennen, hat sich die „Europa" tatsächlich vom Ufer getrennt. Langsam, vorsichtig dreht sie sich um ihre eigene Achse. Dann richtet sie ihren Bug in Richtung Venedig, kehrt ihrem eigenen Nest, dem im Schnee versunkenen Triester Hafen, den Rücken. Wir legen mit zweistündiger Verspätung ab. Angeblich wegen der streikenden Hafenarbeiter. Mangi ist jedoch trotz des schrecklichen Strafwetters nicht

vom Deck herunterzubekommen. Sie rennt überall auf dem seifig-glatten, vom Sturm gefegten Boden herum, mit strahlender Begeisterung, mit gerötetem Gesicht und wirr flatterndem Haar beginnt sie ihr neuestes Unternehmen, die heikle Arbeit der Expeditionsfotografin. Ich sehe, dass sie in ihrem Element ist. Dass sie auch dies mit der von ihr gewohnten Energie und gewissenhaften Genauigkeit ausführen wird. Das Fotografieren ist offensichtlich in guten Händen. Ich werde getrost jagen können. Aber bald sieht auch sie ein, dass jetzt wahrlich kein Fotowetter ist. Dass es in jedem Fall schade um den guten Film ist. Schließlich ist nicht einmal das Herumspazieren ratsam, man wird vom Deck geweht. Wir müssen uns ineinander einhaken, damit der Sturm uns nicht gegen irgendeinen Mast oder das Eisengeländer knallt. Es sei denn, unser Gummisohlen-Fuß rutscht vorher aus und wir brechen uns etwas.

So wie sich die Pechsträhne anbahnt – wäre das fast schon naheliegend Mit solcher Kraft pfeift der Wind, dass er uns, wenn wir uns ihm entgegenstellen, sogar den Atem raubt. Er macht uns stumm, überrollt uns, lässt selbst unseren Protest nicht zu Wort kommen. Wir kämpfen auch nicht weiter gegen ihn an, wir halten von uns aus den Mund und verzichten einstweilen auf unsere Fotopläne. Schaudernd ziehen wir uns in unser wohlbehagliches Nestchen zurück. Dort stelle ich fest, dass ich mich über das Schneegestöber, das von Zeit zu Zeit die Adriaküste fegt, eigentlich gar nicht so sehr empören müsste! Schließlich berichtet mein vor etwa dreißig Jahren erschienener Reisebericht aus der Wüste mit dem Titel „Rollender Sand“ von einem fast ähnlichen Aufbruch am 19. Januar 1935: „Nicht nur in Venedig schneit es, sogar im süditalienischen Brindisi peitscht ein dichter Schneesturm die überraschten Palmen . . .“

Hier herrscht offensichtlich alle dreißig Jahre ein solches Unwetter, und ausgerechnet ich muss jedes Mal eines erwischen! Doch kaum sind wir aufgewärmt, ertönt auch schon das Suppenlied, das die Mittagsmahlzeit ankündigt. Aus versteckten Lautsprechern erklingt sanft ein sanft bimmelndes Glockenspiel, das an ein Ammenmärchen erinnert. (Wie viel liebenswürdiger als das früher übliche, kasernenartig krächzende Trompetensignal!) Im Restaurant sind nur wenige Tische besetzt. Infolgedessen herrscht ein Übermaß an Bedienung; vier oder fünf Kellner wetteifern um uns, jeder will uns einen anderen Fisch aufdrängen Die Wellen schlagen hoch, sie hämmern dröhnend gegen die „Europa“ und lassen sie ordentlich schaukeln, doch unseren Appetit stört das nicht! Wir preisen die Kőbányai Pharmafabrik und ihr hervorragendes Präparat – das Daedalon. Nach diesem kurzen Einschub heimischer Arzneimittelpropaganda und dem Verzehr eines guten Mittagessens, aber eines umso schändlicheren schwarzen Kaffees, ziehen wir unter dem Vorwand eines Gesundheitsspaziergangs schwankend unsere Kreise auf dem schlüpfrig-schleimigen, unangenehm windigen Deck. Der Schneefall von Triest hat sich zu matschigem Regen verdünnt. Er fällt kläglich und scheint völlig unbegründet, hier mitten in der ohnehin feuchten Adria. Wir treffen auch niemanden, keine Menschenseele zeigt sich; jeder vernünftige Passagier wärmt sich in seinem windgeschützten Schlupfwinkel.

Wir jedoch müssen wohl anders sein, denn mit klappernden Zähnen torkeln wir über das Deck und werden ziellos nass und kalt. Unsere zitternden Ferngläser suchen vergeblich den vorerst völlig leeren, düstergrauen Horizont ab. Denn wir sind selbst in solchen Momenten begeisterte Weltreisende, unser Wissensdurst ist unlöschbar, wir dürfen nicht einmal die geringste Sehenswürdigkeit verpassen. Zugleich wissen wir, dass gegen Übelkeit – außer Daedalon – energische Bewegung an der frischen Luft am sichersten hilft. Doch wir haben das Schiff wohl noch keine zehnmal umrundet, da schält sich bereits aus der Trübe der ferne, blasse Streifen des Festlands heraus – die venezianische Lagune! Wir wissen wohl, dass darauf die „Stadt der Träume“ steht, die „Serenissima“ der Italiener, die „Königin der Adria“! Dort verbirgt sie sich auf jenem allmählich auftauchenden grauen Streifen, der nur etwas dunkler ist als das Meer! Und da wir beide schon wiederholt dort waren, warum sollten wir uns nicht gegenseitig damit brüsten, wie

viele Namen wir für sie kennen! Sogar einen vierten weiß ich noch! Erst jetzt, hier in der Kabine, fällt er mir ein; ich will damit Mangi imponieren, nicht dem Leser – „Markus-Stadt“ wird sie auch genannt! Natürlich nur von wirklich eingeweihten Experten. – Wir kennen sie – sage ich – beide, aber gemeinsam waren wir noch nie dort. Ich zwar öfter als Mangi. Sie jedoch – als Amateur-Kunsthistorikerin – wirft leichter mit Tizians, Tintorettos und Tiepolos um sich und weiß, welche Kirche, welcher Palazzo mit wessen Meisterwerken prahlt. Oder weiß sie es vielleicht doch nicht so ganz genau? Dabei gezieme es mir, informierter zu sein, habe ich doch seit meiner Kindheit viel über die auf 119 kleinen Inseln schwimmende, mit Marmorpalästen und Kunstdenkmälern fast überladene Märchenstadt gehört. Man hat mir auch eingeprägt, dass sie aus dem glücklichen Zusammentreffen der klassischen Kulturen Europas und des Orients, aus der Verschmelzung von „Barock und Byzanz“ geboren wurde. Dass diese besondere Verbindung diese völlig individuelle, eigenartige Art der Baukunst hervorbrachte, den – „venezianischen Stil“. Mein Großvater väterlicherseits, Dénes Széchenyi (1828–1892), war ein talentierter Amateurzeichner und Aquarellmaler, meine Großmutter hingegen (1838–1926) eine ebenso talentierte Amateurmusikerin. Im Hause meiner Großeltern, die sich besonders für die bildenden Künste und die Musik interessierten, verkehrten oft die hervorragenden Maler und Musiker der damaligen Zeit.

Besonders in Venedig, wo mein Großvater etwa zehn Jahre lang (1870–1880) den an den „Zattere“ erbauten Palazzo des russischen Fürsten Dolgoruki, den ehemaligen Kotschubej-Palast, gemietet hatte. Ich selbst kannte meinen Großvater zwar nicht mehr, meine Großmutter dafür umso besser. Ich war achtundzwanzig Jahre alt, als sie in Sárpentele, meiner ehemaligen Heimat, starb. Über ihr langes und überaus interessantes Leben, über ihre unzähligen Reisen führte sie ein genaues Tagebuch. Sie begann es 1848 an ihrem zehnten Geburtstag und beendete es an ihrem achtundachtzigsten Geburtstag, dem letzten Tag ihres Lebens! Am Vormittag notierte sie noch gewissenhaft ihren Plan für diesen Tag, danach legte sie sich zur Ruhe und wachte nie wieder auf. Diese aus etwa

fünfzig dicken Bänden bestehende Lebenschronik, die achtundsiebzig Jahre umfasst, befindet sich in meinem Besitz; ich wende mich oft hilfesuchend an sie. Jahreszahlen und andere historische Daten pflege ich aus dem Tagebuch meiner Großmutter „abzugucken". Unter den großen Musikern des 19. Jahrhunderts erwähnt sie wiederholt Liszt, Wagner, Brahms; sie alle verkehrten in ihrem venezianischen Haus. Von ihr weiß ich auch, dass Wagner im venezianischen „Palazzo Giustinian" den zweiten Akt seines Tristan und Isolde komponierte, ja, dass er sogar in Venedig starb, im „Palazzo Vendramin-Calergi", am 13. Februar 1883! Meinem Großvater – der in der zweiten Hälfte seines Lebens viel kränkelte – empfahlen seine Ärzte ein mildes Klima. Dieser Umstand sowie die gemeinsame künstlerische Neigung meiner Großeltern veranlassten sie dazu, etwa zehn Winter in Venedig zu verbringen. Dem ist es auch zuzuschreiben, dass mein Vater in seinen Kinderjahren und besonders meine Onkel, als sie ins Jünglingsalter kamen, reichlich Gelegenheit hatten, zu geübten Gondolieri heranzuwachsen! Oft erzählten sie, wie stolz sie waren, als sie endlich „frei" wurden und eigenständig in das bunt wimmelnde Labyrinth der Kanäle hinausfahren durften. Es muss ein ähnliches Gefühl gewesen sein wie für einen Fahranfänger, der es zum ersten Mal wagt, sich dem großstädtischen Verkehr

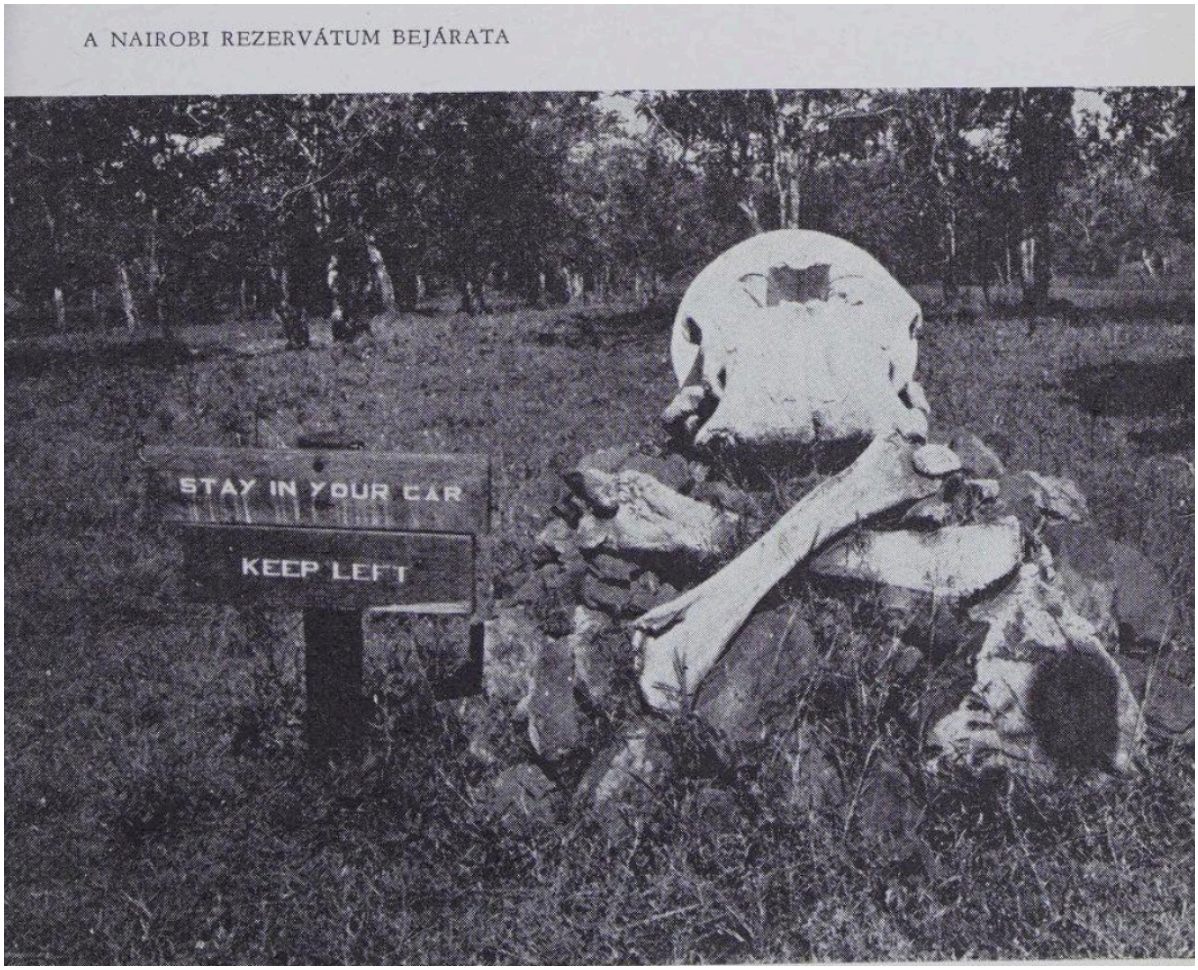
entgegenzustellen! Den alten Giovanni, den ehemaligen, in die blau-rote Széchenyi-Livree gekleideten Familien-Gondoliere meiner Großeltern, halten einige gelungene Aquarelle meines Großvaters fest. Mit all dem prahle ich kurz auch vor Mangi, damit sie sieht – wenn ich auch nichts von Kunstgeschichte verstehe –, dass auch ich zur venezianischen Gondel das eine oder andere beizutragen habe. Inzwischen schält sich die bekannte Silhouette der Lagunenstadt heraus. Und während wir näher kommen, während der Hafen, die Schiffe und Santa Maria della Salute Gestalt annehmen, stellen wir etwas enttäuscht fest: So begeisternd dieses Gefühl bei gutem Wetter auch ist – bei Sturm und Regen ist es wahrlich traurig und stinkend. Es riecht nach abgestandenem Kanalwasser. Doch die „Europa" stört das kaum. Begleitet vom gemeinsamen Gebell ihres heiseren Horns und ihrer rücksichtslosen Lautsprecher schmiegt sie sich so vorsichtig an den Kai der „Stazione Marittima", dass wir gar nicht bemerken, angekommen zu sein. Unbeschadet sind wir hierher gelangt, uns war nicht einmal übel – und nun können wir zwei volle Tage lang in der Sicherheit des Hafens verweilen! Wir ziehen auch gar nicht erst um, selbst der Versuchung der hervorragenden venezianischen Hotels zum Trotz. Denn Mangi hat unser Zuhause auf dem Schiff so hübsch eingerichtet, dass ich es selbst dann nicht verlassen würde, wenn das weltberühmte Hotel „Danieli" mir Geld zahlte – geschweige denn ich dem „Danieli"! Wir begnügen uns also mit einer kurzen, fröstelnden Nachmittagsrunde. Doch der eisige Schneesturm treibt uns bald nach Hause, und den geplanten Besuch der Baudenkmäler tausche ich gerne gegen die freundliche Wärme unseres Kabinen-Imbisses ein.

18 Dezember

Leider tobt die wahnsinnige Bora auch heute noch unvermindert, ja, sie jagt erneut Schnee vor sich her. Stadtweit schwappt das aufgewühlte, schmutzige Meerwasser über, der Markusplatz ist von knöcheltiefen Pfützen bedeckt, das Publikum bewegt sich auf meterlangen Holzstegen fort, in die Geschäfte der umliegenden engen Gässchen dringt das Wasser ein, die Ladenbesitzer warten drinnen in Gummistiefeln ab. Der Straßenverkehr kommt sozusagen zum Erliegen, erst nach einigen Stunden, bei Einsetzen der Ebbe, belebt er sich wieder. Das Wasser verschwindet aus den Läden, auch der Markusplatz trocknet ab ... Bisher hat auch die traditionelle Taubenschar vergeblich versucht, ihre seit Urzeiten zustehenden Gratisbrosamen aufzupicken. Sie kreist ratlos über der überfluteten „Piazza", da es keinen Platz zum Landen gibt. Der eine oder andere müde Vogel taumelt gar in die Sintflut hinein, schüttelt sich aber, schwimmt nach Entenart ein paar Züge, um auf eine der hier und da auftauchenden kleinen Untiefen zu

klettern. Dort drängen sich so viele nasse Tauben aufeinander, dass sie reichlich auf den Köpfen der Touristen landen, unter anderem auch auf unseren eigenen – während vor dem Eingang der „Goldenen Basilika“ unser obligatorisches „Markusplatz-Erinnerungsfoto“ entsteht. Seit Triest freuen wir uns über dieses zweitägige Intermezzo. Nicht nur, um gegenseitig mit unserer Ortskenntnis zu prunken und uns in venezianischer Informiertheit zu übertrumpfen – sondern auch, um dem Wetter Gelegenheit zur Ernüchterung zu geben. Vorerst macht es nicht den Anschein, als wolle es zur Vernunft kommen. Nachdem wir in Gesellschaft der klitschnassen Tauben verewigt wurden, kehren wir ebenso nass und zerzaust in die Florian-Bar unter den Arkaden der „Procuratie Nuove“ ein, um das Nachlassen des Sturms und das Einsetzen der Ebbe abzuwarten und Mangi Zeit zu geben, ihr vom Regen gepeitschtes und von Tauben zerzaustes Äußeres wiederherzustellen. Das Florian weckt Erinnerungen an längst vergangene Aufbrüche nach Afrika in mir! Wiederholt saß ich hier bei frischen Scampi in der Hoffnung auf frische Elefanten- und Löwenabenteuer Da ich auch dies Mangi gegenüber mehrfach erwähnt hatte, bestelle ich sogleich die traditionellen Florian-Scampi, um auch damit der Gefahr einer Rechenschaftsforderung vorzubeugen.

Der Herr muss wohl schon lange nicht mehr hier gewesen sein – bedauert mich der schläfrige und überaus ungekämmte Kellner –, seit Jahren sind wir in eine Konditorei umgewandelt worden! Um diese Zeit putzen wir, offiziell öffnen wir erst am Nachmittag – und frische Scampi bekommen Sie dort draußen in den Kneipen entlang der „Riva“! Doch nun lasse ich erst recht nicht von den Scampi ab, obwohl keiner von uns hungrig ist. Trotzig trete ich in das nächste Bistro ein – niemand soll mich leichtfertiger Vorspiegelungen beschuldigen können! Die Kneipen-Scampi kommen natürlich nicht an jene des ehemaligen Florian heran, aber wir schlucken sie hinunter, schon allein der Tradition wegen sowie in der Hoffnung auf eine Besserung des Wetters. Davon kann jedoch keine Rede sein. Unentwegt wütet der Orkan, es regnet Schneematsch. Wir verlassen also die nach Fisch riechende Kneipe und machen uns mit vorgespielter guter Laune auf in die enttäuschende, vor Nässe frierende „Märchenstadt“, die ihren Namen in keiner Weise rechtfertigt. Ihre unzähligen Schätze, ihre wunderschönen Kirchen und bunten Marmorpaläste werden von der Peitsche des Sturms fast zur Bettelarmut abgenutzt, er treibt jede Stimmung aus ihnen heraus. Wir sind schon weit drin – irgendwo in der Gegend der Rialtobrücke –, als wir plötzlich feststellen: Unsere geliehene Fotokamera fehlt! Laut Mangi hatte ich sie zuletzt – laut mir sie. Jetzt jedoch hat sie keiner von uns. Unser Entsetzen ist nur unter Kenntnis der Vorgeschichte ermessbar. Ich sagte doch, dass wir „in Wien unsere Film- und Fotoausrüstung besorgt haben“. Laut ursprünglicher Vereinbarung übernahm unser Staat die Reisekosten von Budapest bis Budapest sowie die gesamten Ausgaben der dazwischen liegenden Expedition. Er stellte die dafür nötigen Mittel gemäß dem von mir eingereichten Voranschlag bereit, ja, er ließ sie sogar schon im Voraus nach Nairobi, in die ostafrikanische Hauptstadt, schicken. Ausgenommen die Kosten für Waffen, Munition und Fotografie. Diese gehen zu unseren Lasten. Doch selbst beim Fotografieren wollte man uns helfen. Die Leitung des Ungarischen Fernsehens bot in überaus zuvorkommender Weise eine Leih-Filmkamera an. Samt Filmen und allem Drum und Dran – völlig kostenlos! Doch darauf haben wir nach reiflicher Überlegung freiwillig verzichtet, so bedeutend diese Hilfe auch gewesen wäre. Einerseits, weil wir in Sachen Filmen ziemliche Analphabeten sind und für das teure Gerät keine Verantwortung übernehmen wollten; andererseits, weil die Erfahrung mich lehrte, dass Jagd und Fotografie, wenn auch nicht unvereinbar, so doch Beschäftigungen sind, die sich gegenseitig behindern! Beides erfordert volle Konzentration. Wann immer ich mich in meinem Leben auf das Wild konzentrierte, verpfuschte ich das Fotografieren kläglich – oft vergaß ich sogar den Film in meiner Kamera. Wenn ich mich hingegen um ein vernünftiges Wildfoto bemühte, entging mir meist der begehrenswerteste Trophäenbissen.



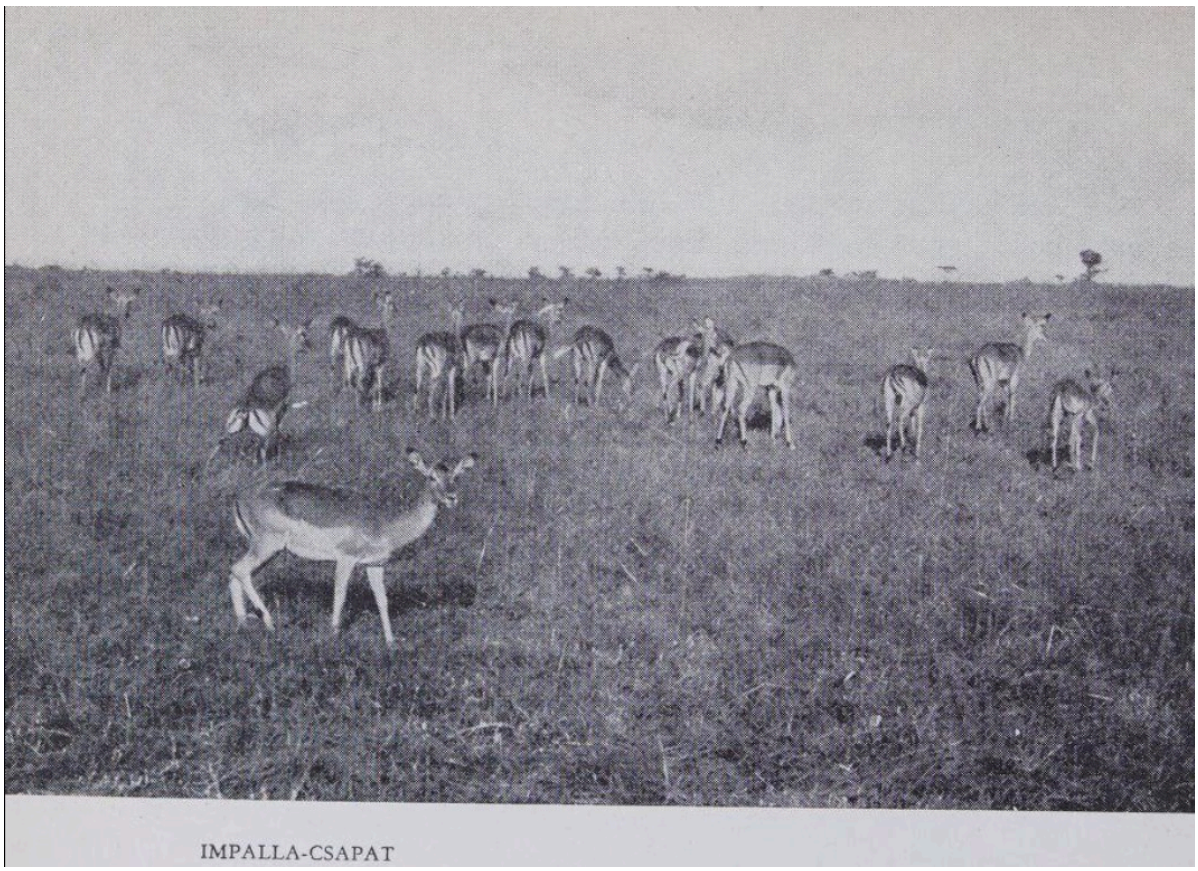
Ich war mir also der oft zitierten, alten Wahrheit bewusst: Entweder man jagt, oder man fotografiert! Aber jagend zu fotografieren oder gar fotografierend zu jagen – dieser Sport wurde noch nicht erfunden. Eines von beiden – das Gewehr oder die Kamera – zahlt immer drauf. In diesem Bewusstsein schmiedeten wir unseren Plan: Ich werde nur jagen, meine Frau wird nur fotografieren. Sie fotografiert die Jagd. Eine solche Vorstellung ist jedoch, so wünschenswert sie auch ist, nicht immer erfolgreich. Schon allein deshalb nicht, weil sich viel öfter Gelegenheiten zum Fotografieren bieten als zur Jagd. Und fotografieren wollen wir so viel wie möglich, da dies eines der Hauptziele unserer Reise ist. Ich hoffe, vielleicht sogar zu filmen! Die Wiener Verwandtschaft stellte eine Filmkamera in Aussicht Dank der Wiener Vertretung der deutschen Leica-Werke gelang es uns, das neueste „M 2"-Modell zusätzlich zu dem von uns gekauften zu erhalten. Wir brauchten zwei identische Kameras, um eine mit Schwarz-Weiß- und die andere mit Farbfilm laden zu können. In unserer Begeisterung wollten wir die Leihkamera sogar kaufen – damit wir uns keine Sorgen um sie machen müssten, man bot uns dafür auch einen günstigeren Preis an. Leider jedoch nicht günstig genug, so dass wir auf den Kauf der Leihkamera verzichteten. Umso mehr, als die Verwandtschaft unsere Hoffnung erfüllte und die von uns gewünschte Schmalfilmkamera besorgte. Eine kleine – aber unsere eigene, getreu der Theorie „klein aber mein". Klein ist sie in der Tat, eine kleinere wird gar nicht hergestellt. Abgesehen vom Preis könnte man sie fast bescheiden nennen, denn sie ist kaum zwei Fäuste groß und passt sozusagen in die Manteltasche. Und aufgrund ihrer Kleinheit benötigt sie keinerlei Hilfsmittel – Stativ, sperrige Filmtrommeln oder spezielle Teleobjektive sind nicht erforderlich. Und da wir nur mit einem Geländewagen rechnen können – ich erwähnte bereits die Schwierigkeit, Jagd und Fotografie zu verbinden –, konnten wir nur diese Lösung wählen. Wir waren uns natürlich bewusst, dass ein solcher 8-mm-Schmalfilm kein Handelsartikel ist und weder Kinos noch das Fernsehen interessiert. Er ist ausschließlich für Amateure gedacht und kann höchstens im Freundeskreis gezeigt werden. So mussten wir schließlich unser ganzes Vertrauen in

die Leica-Werke setzen. Das heißt, in den Wiener Vertreter der Fabrik, der ein alter Bekannter von mir ist – ein zuverlässiger Fachmann. Auf sein Konto geht es also, dass wir uns mit zwei identischen „Leica M 2"-Kameras und der neuesten Filmkamera der Fabrik, der 8-mm-„Leicina", bewaffneten. Wir haben unseren Entschluss auch nicht bereut. Falls wir am Ende doch scheitern sollten, das heißt, unser Film nicht gelingen sollte, wären wir niemandem Rechenschaft schuldig. Wir vergessen die Leicina einfach! Gleichzeitig ersparen wir uns die Sorgen um die vom Budapester Fernsehen so bereitwillig angebotene Leihkamera. Und nun stehen wir hier am Fuße der venezianischen Rialtobrücke, mitten in der unvermindert tobenden Bora, von Afrika ist noch gar keine Rede, und – bereits jetzt fehlt eine unserer Fotokameras!

Und zwar fehlt ausgerechnet diejenige, die wir geliehen haben. Was gleichbedeutend damit ist, dass wir die bereits gekaufte nach unserer Rückkehr abgeben müssten. Ich kann nicht behaupten, dass unsere Reise unter einem glücklichen Stern beginnt. Aber zumindest haben wir die Frage des Fotografierens vereinfacht. Keiner von uns muss mehr den Rivalen, die schmutzige Konkurrenz fürchten! Schließlich werden wir nur noch eine Kamera haben! Ich kann mich in Ruhe auf die Jagd konzentrieren und pfeife ab sofort aufs Fotografieren. Mangi kann sich ungestört zur Tierfotografin entwickeln und mit der einen Hand die Leica, mit der anderen die Leicina auf die Löwen abfeuern Im ersten Moment unseres Schreckens versuchen wir uns so gegenseitig zu beruhigen. Aber schon im nächsten Moment rennen wir auf unseren eigenen Spuren zurück in Richtung der Scampi-Kneipe. Und während wir rennen, flehen wir unsere himmlischen Fürsprecher an – von Hubertus bis Antonius. Von der besonderen Güte Letzteren konnte ich mich schon oft überzeugen. Hubertus hingegen erscheint im vorliegenden Fall, obwohl er der beliebte Patron der Jäger ist, weniger zielführend. Er war ein großer Herr, Bischof von Lüttich und zudem noch Fürst; ihn kann man kaum mit fünfhundert Lire bestechen. So viel riskierte ich nämlich für das Geschäft. Während der gütige Franziskaner, der altbewährte Helfer der in Not Geratenen, nicht nur ein armer Mann war, sondern auch ein Einheimischer aus dem benachbarten Padua. Und ein Armer ist immer leichter zur Hilfe zu bewegen als ein Reicher! Die Bescheidenheit des Antonius von Padua ist ebenfalls allgemein bekannt. Er mag es nicht, wenn man ihm Großes verspricht. Je bescheidener das in Aussicht gestellte Lösegeld ist, desto zuverlässiger reagiert er. Fünfhundert Lire sind selbst unter Brüdern nicht mehr als fünfundzwanzig Forint. Wahrlich eine zurückhaltende Belohnung für den ehrlichen Finder einer brandneuen Leica-Kamera Mangi findet das zwar zu wenig, sie möchte mich unbedingt dazu bringen, das Gebot zu erhöhen, und treibt es im schnellen Lauf bereits auf tausend Lire hoch. Was immer noch nur bei etwa fünfzig Forint liegt. Aber ich bleibe starr bei meinem ursprünglichen Angebot. Außer Atem erreichen wir die Kneipe. Als wir eintreten – neuerlicher Schrecken! Unser Tisch – an dem wir vor einer Viertelstunde noch sorglos die drittklassigen Scampi kauten – wurde von einer fremden Gesellschaft besetzt. Verdächtiges Gesindel vom Typ Seemann. – Ich habe es dir doch gesagt – flüstert Mangi vorwurfsvoll –, dass man hätte mehr bieten müssen Doch als ich ganz mutig hinzutrete, mich hinhocke und unter den dunklen Tisch spähe – da lächelt mir das braune Lederetui der Leica zwischen dem Durcheinander der Matrosenbeine entgegen! Triumphierend ziehe ich es ans Tageslicht – die Kamera ist drin, unversehrt!

Unser Paduaner Schutzherr hat also gut darauf aufgepasst – er hat die Matrosen nicht unter den Tisch greifen lassen! – Jetzt binde ich aber alle drei aneinander – gelobt Mangi –, damit sie nie wieder ausbüxen können. Und bis wir nicht unten in Afrika sind, bis uns nicht die wilden Tiere umschwärmen – gebe ich nicht einmal mehr deine aus der Hand! Wer von uns sie schließlich in der Kneipe vergessen hat, ist zwar Gegenstand einer vorübergehenden Debatte, wird aber letztlich nie endgültig geklärt. – Zerbrich dir lieber den Kopf über die Begleichung unserer Schulden – beende ich die Debatte –, das ist jetzt wichtiger als alles andere! Du konntest dich nun davon überzeugen, dass die Paduaner

Soforthilfe sicher und billig ist. Es ist aber auch allgemein bekannt, dass man mit säumigen Zahlern nicht mehr redet. Und wir könnten – den Vorzeichen nach – noch oft auf Soforthilfe angewiesen sein. Wir lassen also die überraschten Matrosen stehen und eilen schnurstracks zum Markusplatz, zum Antonius-Opferstock der Goldenen Basilika des Markus. Wir untersuchen die gewaltige Kathedrale ringsum aufs Genaueste, ich schwenke die fünfhundert Lire in der Hand, aber – es gibt keinen Schlitz, wo ich sie einwerfen könnte! Wir finden vieles, was wir sonst, hätten wir den Opferstock nicht mit solch akribischer Gründlichkeit gesucht, wohl gar nicht bemerkt hätten. Angesichts der unzähligen Schätze, die im Laufe von etwa tausend Jahren zusammengetragen wurden, schwindelt es dem Afrika-Jäger – denn fast jeder „Doge" bereicherte die Kirche mit wunderschönen Geschenken –, aber von einem Antonius-Opferstock – der selbst in der einfachsten Dorfkapelle nicht fehlt – findet sich keine Spur! Siehe da, dieser überraschende, in kirchenbesuchenden Fachkreisen sicherlich unbekannte Mangel der glänzenden Kathedrale wird erst durch das Verschwinden unserer Leica aufgedeckt. Wir versuchen herumzufragen, nur wenige Besucher schlendern umher, niemand will verstehen, was wir suchen. Erst nach langer Zeit stoßen wir auf den überaus schwerhörigen, alten Mesner, der uns schließlich ans Ziel führt: hinter den Hauptaltar, der die sterblichen Überreste des Evangelisten Markus bewahrt. Dort, im Schatten der edelsteinbesetzten Goldtafel der berühmten „Pala d'oro", steht er, der als Freiwild angebotene – Almosen-Tisch! Mangels anderer Möglichkeiten legen wir unsere Spende darauf ab. So bescheiden ich sie auch bemessen habe, sie muss sich in Gesellschaft der vielen Zehn- und Zwanzig-Lire-Münzen nicht schämen. Ob sie wohl beim Zuständigen ankommt? Damit er unseren Namen von der Liste der Schuldner streichen kann? Eine gründliche Besichtigung des Dogenpalastes stünde an. Doch das mit dem anstrengenden Leica-Abenteuer gepaarte ständige Nasswerden und Frieren bremst glücklicherweise selbst Mangis Wissensdurst. Uns fällt der traute Schutz unseres Winkels auf dem Schiff ein. Unser Schuhwerk ist klitschnass, bei Mangi zittert nicht nur der Mundwinkel, auch ihre Augen glänzen verdächtig. – Hast du nicht Fieber? – frage ich misstrauisch. – Aber nein – sagt sie –, aber es würde dennoch nicht schaden, jetzt umzukehren. Es ist anstrengend, bei diesem Wetter herumzugaffen, besonders in der Kälte Noch eine halbe Stunde Bangen auf dem wütend tanzenden, dumpf gegen die Anlegestellen prallenden „Vaporetto". Endlich die ermutigende Lichterkette der „Europa", unser freundliches kleines Zimmer – Wärme und Ruhe!



IMPALLA-CSAPAT

Mangi ist jedoch trotz all meines Zuredens nicht bereit, das Thermometer zu akzeptieren. An der Betonmauer ihrer Sturheit prallt jede vernünftige Argumentation ab. Besonders, wenn es um sie selbst, um ihre eigene Gesundheit geht . . .

19 Dezember

Kaum haben wir gefrühstückt, dringt das Stimmengewirr von aufgeregtem Hin- und Herlaufen, Kofferschleppen und gereizten Wortwechseln vom Korridor herein. Die Einschiffung der venezianischen Passagiere hat begonnen. Mangi will das natürlich auch nicht verpassen. – Schnell, gehen wir an Deck, nehmen wir die Zusteigenden in Augenschein! Wir werden zwei Wochen lang eingesperrt sein, schauen wir mal, was wir von ihnen halten! Etwa zweihundert Neuankömmlinge strömen auf das Schiff, begleitet von fast ebenso vielen Verabschiedenden. Aus der Passagierliste entdecken wir auch unsere bereits in Triest herausgepickten Bekannten, ein österreichisches und ein italienisches Ehepaar. Mich interessiert besonders der österreichische Mann, da er seit fünfzehn Jahren in der Nähe von Nairobi lebt und sich mit der Jagd beschäftigt! Sein ehemaliges, laut ihm eintöniges Leben tauschte er wohl gegen das abenteuerlichere Handwerk des ostafrikanischen „Professional Hunter“ ein. Er heißt übrigens Windisch-Graetz, ist ein Enkel des verstorbenen Kronprinzen Rudolf, und sein Vorname lautet – im Gedenken an seinen Urgroßvater – Franz Joseph! Auch er sucht nach uns, er hat gehört, dass wir Reisegefährten sein werden. Und da er auch von der Statur her kein alltäglicher Mensch ist – ein Zweimeter-Riese –, ragt er eineinhalb Spannen aus der Menge der Zusteigenden heraus. Nach gegenseitiger Begrüßung bildet sich sogleich unsere engere Reisegesellschaft. Wir reservieren einen ständigen Sechs-Personen-Tisch im großen Salon, in gebührender Entfernung vom Lautsprecher und der Kinoleinwand. Eine vorteilhaft gelegene, dennoch nicht auffällige Ecke, wo wir das Kaffeetrinken nach den Mahlzeiten, Konzerte, Kino und „unterhaltsame Gesellschaftsspiele“ in angenehmer Umgebung und relativer Zurückgezogenheit verbringen können. Es ist Brauch auf Ozean-Luxusdampfern, eine manchmal wahrlich etwas ermüdende Tradition, das Passagierpublikum pausenlos zu unterhalten. Die Schifffahrtsgesellschaften wollen sich

darin gegenseitig übertreffen und versuchen, durch ein abwechslungsreiches Programm an Popularität zu gewinnen. Konzert, Fernsehen, Kino, Lesung, Tombola, Tontaubenschießen, Decktennis, Shuffleboard, Tischtennis und verschiedene Sportwettkämpfe wechseln sich in dichter Folge ab. Auf einem Luxusschiff besteht der Luxus vor allem daraus. Den Passagier jedoch – besonders den, der Ruhe sucht – erschöpft die ständige Unterhaltung ein wenig. Am Abend klärt sich das Wetter etwas auf – meine Sorgen bezüglich der morgigen Abfahrt verringern sich entsprechend. Umso mehr, als Mangi gut gelaunt und mit relativ gutem Appetit zu Abend isst und nicht müde wird zu wiederholen, dass sie schon wieder kerngesund sei! Doch in der Nacht jagt sie mir einen ordentlichen Schrecken ein – sie fällt aus dem Bett! Ich fahre bei einem unerwarteten Plumpsen hoch. Ich mache Licht – meine Frau liegt draußen auf dem Boden und – schläft friedlich weiter! Ich rüttle sie wach, helfe ihr zurück ins Bett – Weck mich doch nicht um diese Zeit – beschwert sie sich –, wo es mir endlich gelungen ist einzuschlafen! Sie will gar nicht glauben, dass sie herausgefallen ist! Aus dem Bett eines am Kai angeketteten, völlig unbeweglichen Schiffes! Sicherlich muss sie vom Leica-Abenteuer geträumt haben und vor den dunklen Matrosen geflohen sein. Schlafwandeln habe ich bisher an ihr nicht bemerkt Was wird das hier erst morgen geben – sorge ich mich –, wenn erst einmal ernsthaftes Schaukeln beginnt?

20 Dezember

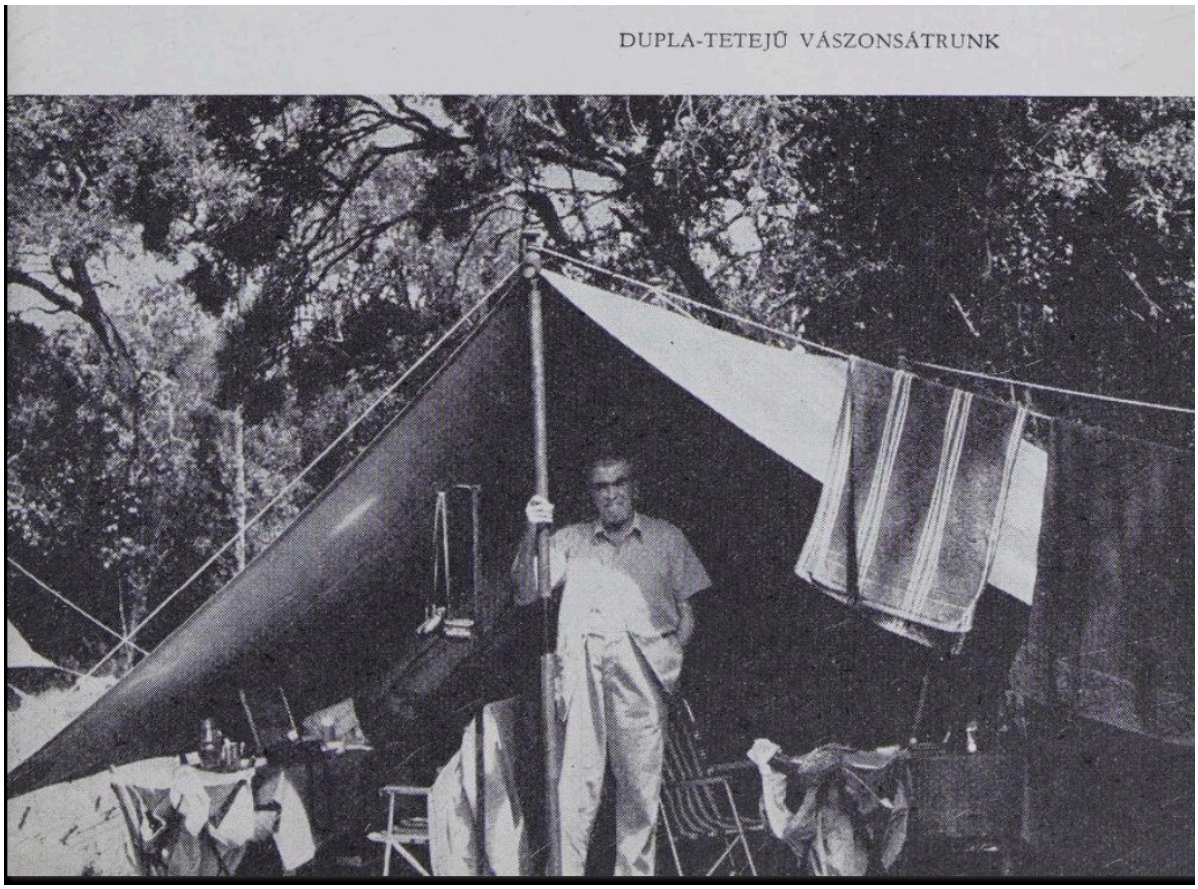
Der Schneeregen hat aufgehört, scheinbar ist auch die Kraft der Bora gebrochen. Zwar weht immer noch ein frischer, aber harmloser Wind, der unsere verschiedenen Flaggen flattern lässt. Auch Mangi wirkt ausgeruht, sie hat keine Ahnung von ihrem nächtlichen Turmsprung. Sie behauptet, ich hätte schlecht geträumt! Den ganzen Tag warten wir auf die Abfahrt. Zuerst war sie für den Morgen angesetzt, dann auf 17 Uhr nachmittags, vorhin wurde sie auf 21 Uhr abends verschoben. Angeblich verzögert sich das Verladen unserer Fracht, es gibt zu wenige Hafenarbeiter. Wen auch immer wir fragen, jeder sagt etwas anderes. Es blüht das in italienischen Häfen übliche Durcheinander, Gezänk und die mangelnde Organisation. Es wird Abend, wir essen zu Abend. Calamari in Weißwein. Danach lassen wir nicht nur den überaus minderwertigen Kaffee, sondern auch das noch schwächere Salonorchester über uns ergehen. Wir sind gezwungen, höflich auch dem Donauwalzer Beifall zu zollen, da der Dirigent uns demonstrativ anlächelt und sein Taktstock ausgesprochen in unsere Richtung fuchtelt Und obwohl unsere fleißigen Lautsprecher seit langem wiederholen: „La nave in partenza! Ultimo aviso! – The ship is about to sail! Last call! Visitors are requested to leave the boat immediately!“ – ist es doch schon fast Mitternacht, bis sich die Welt um uns herum endlich in Bewegung setzt. Wir schlüpfen in unsere Pelze, laufen hinauf aufs Deck, lehnen uns über die Reling und verabschieden uns vom hell erleuchteten Venedig. Zwischen den vielen Lichtern tanzen noch munter die Schneeflocken. Und ich wage jene historische Frage, von der ich bereits am Anfang meines Buches sprach Nun, da das in Lichterglanz schwimmende Venedig in der Nacht verschwunden ist, muss ich einiges erzählen, was ich nicht nur von Einheimischen gehört habe und was auch die auf unserem Schiff reisenden Italiener nicht leugnen, sondern eher bestätigen. In den vergangenen zwei Tagen habe ich es nicht erwähnt, ich wollte die Stimmung nicht verderben. Diese zwei Tage waren der Besichtigung, der Bewunderung, man könnte sagen, der Feier der Stadt gewidmet, nicht dem Läuten ihrer Totenglocke. Doch man sagt, dass Venedig schwer krank sei, auf dem letzten Loch pfeife und ohne dringende Hilfe unrettbar verloren sei! Früher oder später werden die Wellen des Meeres über ihr zusammenschlagen! Fast unbemerkt, aber unaufhaltsam versinkt sie in der Lagune!

Und wenn sich nicht bald die ganze Welt zusammenschließt, wenn sie sie nicht mit vereinter Kraft und um den Preis gemeinsamer Opfer heilt, wird die „Königin der Adria“ nur in unserer Erinnerung fortbestehen. Ich weiß nicht, wie ernst, wie glaubwürdig diese

wahrlich erschütternde Nachricht ist. Aber die Glaubwürdigkeit der Quellen schließt jede Unbegründetheit oder irreführende Missverständnisse aus. Ich höre, dass eine groß angelegte weltweite Rettungsaktion im Gange ist; es gibt viele Vorstellungen und Pläne. Inzwischen rast die Zeit, von Tag zu Tag verschlechtert sich die Lage, und die für die Wiederherstellung nötigen Kosten steigen. Zur Rettung Venedigs ist eine astronomische Summe vonnöten! Weder die Stadt noch der italienische Staat sind in der Lage, diese aufzubringen. Dabei wurden in den vergangenen zehn Jahren jährlich dreihundert Millionen Lire an Hilfe bewilligt, was nicht einmal ausreicht, um die anfänglichen Schwierigkeiten zu beheben! Denn es werden nicht Millionen – Milliarden benötigt! Es wurden bereits unzählige Reparaturen durchgeführt, enorme Summen flossen von Privatpersonen und aus staatlichen Sammlungen ein. Unter den örtlichen Mäzenen erwähne ich in erster Linie Baron Georg Franchetti, den ehemals bekannten Afrika-Jäger. Dieser vermögende, aber zugleich großmütige und zu jedem Opfer bereite Venezianer hat die „Ca' d'Oro", den einst vergoldeten, vielleicht schönsten gotischen Palast, vollständig restauriert, ihm seinen alten Glanz zurückgegeben und sogar die darin befindlichen wertvollen Meisterwerke bis auf das letzte Stück restaurieren lassen. Als er ganz fertig war, schenkte er ihn dem italienischen Staat. Heute ist darin die „Galleria Franchetti" untergebracht. Carlos de Beistegui, ein mexikanischer Finanzmagnat, ließ den unschätzbaren, mit zahlreichen Tiepolo-Gemälden prunkenden „Palazzo Labia" wiederherstellen. Zwei steinreiche Mailänder Schwestern namens Varzi renovierten die berühmte Renaissance-Kirche San Sebastiano, die die unersetzlichen Gemälde des Veronese beherbergt.

Ich habe von zahlreichen ähnlichen privaten Schenkungen gehört, aber das alles ist nicht genug – Tropfen auf den heißen Stein! Wir wissen, dass Venedig – dieses zwischen Meer und Himmel schwebende Weltwunder – zwischen dem 5. und 9. Jahrhundert auf einhundertachtzehn kleinen, sumpfigen Inseln durch den Fleiß der vor den Kriegen fliehenden Küstenbewohner erbaut wurde! Und zwar auf Pfählen! Unzählige, am oberen Ende zugespitzte Baumstämme wurden in den morastigen Boden der Lagunen getrieben, Pfähle, die auf den Kopf gestellt wurden. Das Fundament der Kirche Santa Maria della Salute soll aus anderthalb Millionen Pfählen bestehen! Ihr aus dem Wasser ragendes dickeres Ende wurde mit Planken belegt, auf diesem Fundament wurde gebaut. Bisher hielt dieser „auf dem Kopf stehende Wald" die Stadt. Die Venezianer bauten ihre Existenz auf das Meer, ihre Zukunft auf die Schifffahrt! Sie befuhren das ganze Mittelmeer, führten Kriege, trieben Piraterie und kehrten von überall her mit reicher Beute in ihre Inselstadt zurück. Sie wurden auch schnell reich. So lockten sie viele berühmte Architekten, Maler, Bildhauer, Goldschmiede und Mosaikmeister der Welt an. Sie „züchteten" die sechs hervorragendsten Maler jener Zeit heran: Bellini, Carpaccio, Giorgione, Tizian, Veronese, Tintoretto. Die venezianische Kunst des 15. und 16. Jahrhunderts wurde weltberühmt. Und die entsprechende Werbung wurde immer notwendiger. Dort erschien die erste Zeitung, dort wurde auch das erste Opernhaus gebaut! Unzählige Bücher wurden herausgegeben! Zwei Drittel aller Veröffentlichungen des 16. Jahrhunderts wurden in Venedig gedruckt. Es ist die einzige größere Stadt der Welt, in der sich in den vergangenen vierhundert Jahren sozusagen nichts verändert hat! Wenn ihr berühmtester Sohn, Tizian, heute zurückkehren könnte, würde er sich genauso zurechtfinden wie vor vierhundert Jahren! Schließlich würde er die wichtigeren Gebäude, die alten Paläste, auch heute unverändert vorfinden. Schon 1961 ging das Gerücht um, Venedig sinke, sein Schicksal sei besiegelt. Genaue Messungen belegen, dass sie seit 1908 um dreizehn Zentimeter gesunken ist. Ja, sie sinkt unaufhaltsam weiter – jährlich drei Millimeter! Infolgedessen beeinflusst auch die Meeresströmung immer spürbarer das Leben der Venezianer. Bei ungünstiger Witterung – wenn starker Wind, hoher Wasserstand und niedriger Luftdruck gleichzeitig auftreten – bleibt die hereinströmende Flut in der Lagune gefangen, kann nicht rechtzeitig abfließen, und die nächste Flut ergießt sich über den Rest der vorherigen. Dann passiert es – wie auch bei unserem Aufenthalt

neulich –, dass der Markusplatz zu einem halbmeterhohen „Salzsee“ wird, die Hotelhallen und die schönsten Geschäfte der Innenstadt sich mit knietiefem,



schmutzigem Meerwasser füllen. Unzählige wertvolle alte Möbel, Teppiche, teure Einrichtungen und Warenbestände gehen zugrunde, nicht nur durch das Wasser, sondern auch durch das unvermeidliche Hin- und Herräumen. Die Versicherungsgesellschaften übernehmen den Schaden natürlich nicht. Die immer häufigeren „Überschwemmungen“ lassen den Wasserspiegel selbst unter der höchsten Stadtbrücke so weit ansteigen, dass größere Fahrzeuge stecken bleiben und der Motorboot- und Gondelverkehr zum Erliegen kommt. Sogar die Kinder sitzen in der Schule fest und müssen das Abfließen der Flut abwarten. Vor kurzem war eine solche „neumodische Sintflut“ noch eine Seltenheit; in achtzig Jahren kam es nur in fünfzehn Fällen zu größeren oder kleineren Überschwemmungen. Aber in den letzten acht Jahren bereits in fünfundzwanzig Fällen! Die Lage verschlechtert sich also rapide. Neuere Berechnungen zeigen, dass ohne entsprechende Soforthilfe innerhalb von vierzig Jahren sämtliche Erdgeschosswohnungen unter Wasser stehen werden. Pessimistischen Meinungen zufolge ist es nicht ausgeschlossen, dass die immer häufigeren Überschwemmungen Venedig noch zu Lebzeiten unserer Generation unbewohnbar machen werden!

Die Pfähle sinken, die auf ihnen lastenden Fundamente beginnen zu zerbröckeln und einzustürzen. Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts sind von den berühmten venezianischen Kirchen bereits fünfzig eingestürzt! Mehr als die Hälfte der verbliebenen Kirchen und der wunderbaren „Palazzi“ bedarf einer dringenden Reparatur. Zehn Prozent aller Gebäude der Stadt sind bereits unrettbar!

Egal, wie viel man über Venedig gehört oder gelesen hat, der erste Anblick der zauberhaften Stadt erschüttert einen doch immer wieder aufs Neue. Die unerwartet aus dem Meer auftauchenden, in Perlmuttglanz schimmernden Paläste, die sich im grünlichen Wasser spiegelnden, anmutig geschwungenen Marmorbrücken und die pastellfarbenen

Kuppeln packen den Ankömmling an der Kehle. Er erkennt an, dass diese Stadt weltweit ihresgleichen sucht. Dass sie nicht nur den Italienern gehört, Venedig gehört der ganzen Welt! Dass die gemeinsame Lebensrettung die Pflicht eines jeden Landes, eines jeden zivilisierten Volkes gleichermaßen ist! Neben vielen anderen Sehenswürdigkeiten ist sie auch das Paradies der Fußgänger! Nicht, dass ich so sehr für das Gehen schwärmen würde.

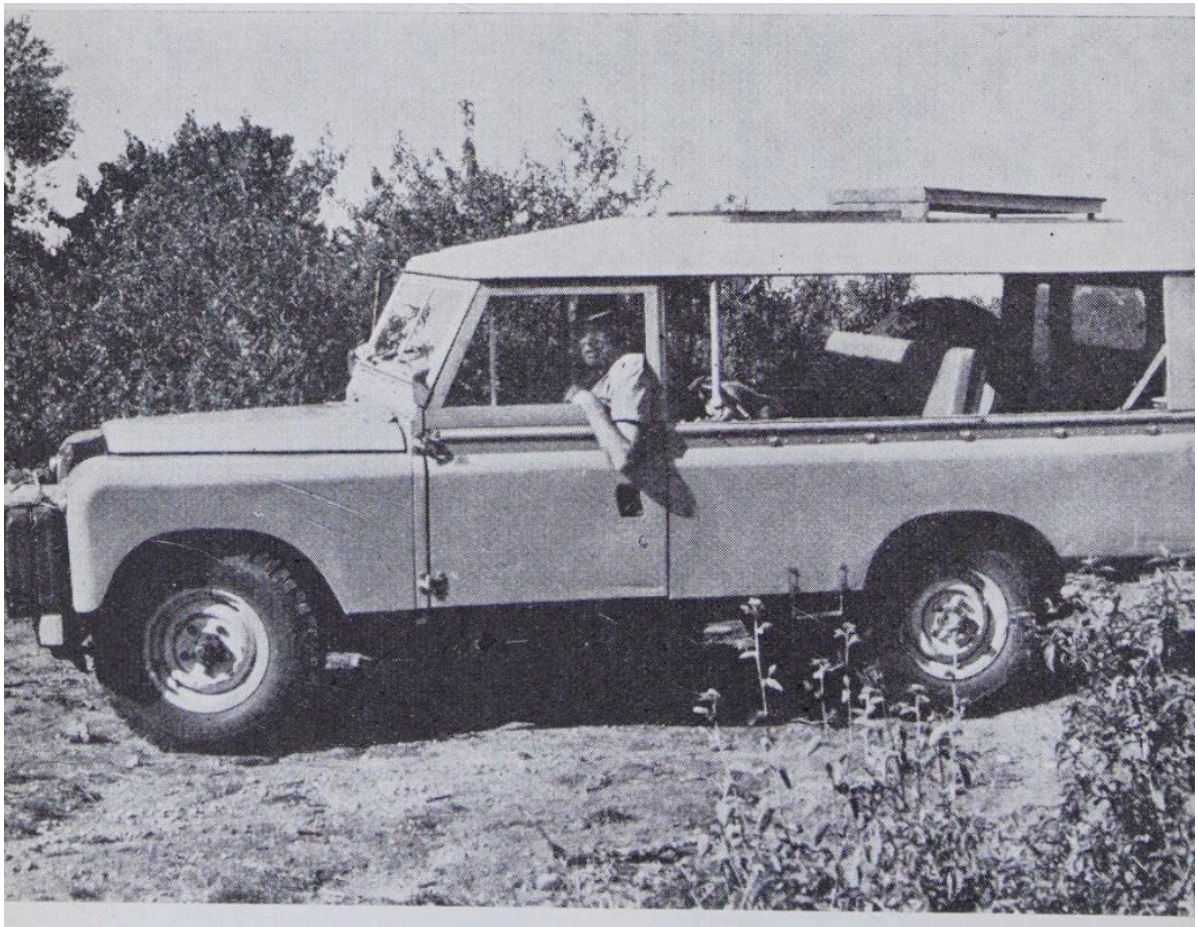
Aber in Venedig gibt es keine Autos, keine nervenaufreibend knatternden Motorräder, ja nicht einmal gewöhnliche Fahrräder! Wo findet man heute in Europa noch einen solchen paradiesischen Zustand? In Kenntnis der die Stadt bedrohenden Gefahr fällt mir unwillkürlich „Abu Simbel" ein, der dreitausend Jahre alte nubische Tempel. Denn auch dort wird eine weltweite Rettungsaktion vorbereitet. Ägypten und die UNESCO stemmen sich mit vereinten, übermenschlichen Kräften und, wie man hört, mit neunzig Millionen Dollar gegen das gigantische Unternehmen. Sie wollen das altägyptische Baudenkmal – den Felstempel des Pharaos Ramses und der Königin Nefertari – vor den Fluten des Nils retten. Ihn von seinem jetzigen Standort sechzig Meter höher und zweihundert Meter zurückversetzen! Und da das gemeinsame Gewicht der beiden Tempel 360.000 Tonnen beträgt – läppische dreihundertsechzig Millionen Kilogramm –, sind die veranschlagten neunzig Millionen Dollar vielleicht gar nicht so übertrieben? Und wenn zwei nubische Tempel der Welt neunzig Millionen Dollar wert sind, kann die Rettung Venedigs auch nicht viel mehr kosten! Begraben wir also – aber so tief wie möglich – das verfluchte Kriegsbeil! Statt ständiger Aufrüstung und unmenschlicher Zerstörung sollte die Bewahrung, Instandhaltung – Rettung – unserer Werte unser Ziel sein! Vergessen wir dabei jedoch auch unser ursprüngliches Vorhaben nicht! Meines Wissens habe ich dem Leser eine afrikanische Jagdreise versprochen. Ich darf also die Zeit nicht weiter hinauszögern; statt auf Löwenjagd zu gehen, kann ich mich doch nicht als venezianische Klageweiber verdingen?

21 Dezember

Das Meer zeigt sich vorerst wohlwollend, obgleich es die grobe Aufwühlung seines Magens nicht von heute auf morgen, richtiger gesagt von gestern auf heute, vergessen kann. Wenn die Oberfläche auch verhältnismäßig ruhig ist, so brodelt es in seinem Inneren doch noch und versetzt der „Europa" immer wieder Stöße. Auch die Luft ist unverändert winterlich. Was natürlich die sich erneut verschlechternde Erkältung meiner Frau in keiner Weise bessert. Könnte ich sie nur dazu bewegen, in der Kabine oder in den anderen, gleichmäßig beheizten Räumen des Schiffes zu bleiben! Doch sie läuft unaufhörlich umher und weigert sich, stillzuhalten. Was durchaus verständlich ist. Sie ist noch nie auf einem größeren Schiff gereist, ihr lebhafter Geist interessiert sich für alles. Sie entdeckt alles und kennt das verwinkelte Labyrinth der „Europa", ihre kreuz und quer verlaufenden Treppen und Lifte bereits besser als manch ein frischgebackener Matrose, der den Namen „Europa" auf seinem Mützenband zur Schau stellt. Sie hat bereits Kontakt zum Chef des Friseursalons, zum Schiffsfotografen und zum Leiter der Wäscherei aufgenommen und eine Verbindung zur Verkäuferin des Kunstgewerbebasars hergestellt. Sie weiß, wo man ein Funktelegramm aufgibt, wo die Sonntagsmesse abgehalten wird und in welchem Hafen Post aus der Heimat zu erwarten ist. Sogar eine Lösung hat sie ausgeknobelt, welches Schicksal viele unserer überflüssig gewordenen Wintersachen erwartet – falls der Frühling dann doch noch irgendwann einkehren sollte. Ach, könnte ich doch endlich jene unzählige Male versprochene Wärme herbeizaubern, das Sonnenbad auf offenem Deck! Es würde Mangis hartnäckige Influenza, von der sie meine Aufmerksamkeit um jeden Preis ablenken will, augenblicklich kurieren. Gegen Abend erreichen wir den Fuß des Absatzes des italienischen Stiefels, dort, wo anstelle des Sporns der Hafen von Brindisi erbaut wurde. Angeblich verweilen wir hier nur eine Stunde; wir eilen weiter, wir wollen unsere bisherige Verspätung aufholen.

Hier grünen bereits regelrechte Palmengärten, exotische Blumen blühen – doch wieder regnet es in Strömen, der Wind verstärkt sich unangenehm, wenngleich es nicht schneit wie einst im Winter 1935. In Brindisi legen Schiffe nicht immer an, nur wenn Fracht vorhanden ist. Mangi will dennoch aussteigen; sie ist bereit, Brindisi in einer knappen Stunde zu besichtigen. Nicht nur die Palmen, sondern auch die Schaufenster. – Davon wirst du mich wohl nicht abhalten können – beschwert sie sich –, meiner Tochter eine Postkarte zu schicken? Sie weiß genau, wo wir sind, sie verfolgt den Weg unseres Schiffes auf der Karte. Das Mindeste ist doch, dass wir ihr eine „Ansichtskarte" schicken! Unsere „erwachsene" Tochter ist in der zweiten Klasse des Gymnasiums, in zwei Jahren macht sie Abitur; unsere Afrikareise hält sie in begreiflicher Aufregung. Ich kann mir lebhaft vorstellen, dass sie sogar in der Schule – besonders in der Turnstunde, die sie am meisten ablehnt – die Karte des Mittelmeers kontrolliert. Mit dem heutigen Datum kreist sie Brindisi ein. So ist auch die als Vorwand für das Aussteigen angeführte Postkarte nicht ganz unbegründet. Dabei müsste ich Mangi, wenn ich auf meinen gesunden Menschenverstand hörte, dringend ins Bett zwingen. Ich sehe, dass sie sich nicht wohlfühlt, ihre erhöhte Temperatur ist offensichtlich. Sie war nie krank, ein paar Tage Ruhe würden sie schnell wieder auf die Beine bringen. Ich kann keinesfalls riskieren, dass sie mit einer Influenza ankommt und unsere ohnehin knapp bemessene Jagdzeit verkürzt wird. Und ein bequemeres Sanatorium, eine bessere Heilungsmöglichkeit als diese Schiffsreise könnte ich gar nicht finden.

Dennoch bringe ich es nicht übers Herz, streng mit ihr zu sein und sie von den Tag für Tag aufeinanderfolgenden neuen Erlebnissen zurückzuhalten. Mit solcher Freude erwartet sie die Landung in Port Said, den ersten Anblick Afrikas, den lang ersehnten Ausflug nach Ägypten – aber auch die für sie gleichermaßen abwechslungsreichen Unterhaltungen des täglichen Schiffslebens. So bin ich gezwungen, auch bei ihrem Landgang in Brindisi ein Auge zuzudrücken. Entgegen meiner besseren Einsicht und trotz des windigen, unangenehmen Wetters Dann eilen wir zurück in unsere beheizte Kabine; es ist bereits gegen sieben Uhr, glücklicherweise beginnen die Ladenbesitzer in Brindisi zu schließen. Doch die Beladung zieht sich erneut bis nach Mitternacht hin, bis wir schließlich mit einer weiteren, die bisherige noch krönenden mehrstündigen Verspätung mühsam aufbrechen. Ich glaube, ich beurteile den derzeitigen Seelenzustand von uns beiden richtig: Ich weiß, dass Mangi eine überaus uneigennützige, über die Maßen opferbereite Natur ist. Wo immer es geht, verbirgt und verharmlost sie ihr eigenes Leiden. Über das der anderen jedoch – namentlich über meines – grübelt sie umso mehr. Und ich, anstatt sie zu beruhigen, versetze sie mit meiner verfluchten Einbildungskraft, meiner unnützen Hypochondrie – sogar noch in Aufregung! Es war äußerst unbedacht von mir, ihre Aufmerksamkeit auf meine seit Monaten geschwollene Halsdrüse zu lenken. Vor der Abreise hatte ich sie meinem Pester Facharzt gezeigt. Nicht der Rede wert – sagte er –, eine unbedeutende Sache, kümmern Sie sich nicht darum. Natürlich beobachte ich sie seither ununterbrochen und taste argwöhnisch an ihr herum. Und ich bilde mir ein, sie wachse ständig und werde sich früher oder später zu irgendeiner ernsten Schweinerei entwickeln All dies – natürlich mit meinem Dummkopf – erzähle ich auch Mangi.



TEREPJÁRÓ KOCSINK, A LANDROVER

Das Ergebnis ist, dass sie von ihrer eigenen, immer schlimmer werdenden Erkältung überhaupt keine Notiz mehr nehmen will; einzig mein Hals beunruhigt sie! So vergiften und verbittern wir – fast unbewusst – unsere Reise, die ein vollkommener Wunschtraum zu werden versprach, durch die gegenseitige Sorge umeinander! Wir haben also beschlossen – zur Beruhigung von uns beiden – den Schiffsarzt zu konsultieren. Über eine lange, gewundene Treppe und durch kreuz und quer verlaufende Korridore ist das Schiffshospital zu erreichen; dort hält der „Direttore Sanitario", der Chefarzt der „Europa", von fünf bis sieben Uhr nachmittags Sprechstunde. Ich hätte den Weg niemals gefunden, aber Mangi kennt natürlich schon genau den Weg, sie hat ihn schon lange im Voraus ausgekundschaftet. Ich muss gestehen, dass das Hospital – zumindest auf den ersten Blick – äußerst vertrauenerweckend ist! Etwa zwölf tadellose Krankenzimmer, ein Behandlungsraum, ein Röntgenzimmer, ein Operationssaal, ein Kreißsaal, drei Ärzte, Krankenpfleger. Blitzende Sauberkeit, ultramoderne Hygiene. Wahrlich verlockend ist dieses Spital, man scheint den Patienten geradezu zu hätscheln. Der Chefarzt – ein sympathischer, ergrauender Bozener Österreicher-Italiener – macht einen ebenso zuverlässigen Eindruck wie seine Umgebung. Gewissenhaft untersucht er uns beide. Mein geschwollener Nacken imponiert ihm überhaupt nicht, er tut ihn mit einer einzigen Handbewegung ab. Mangi jedoch beklopft er mit Interesse, sein Stethoskop horcht fleißig – mal hier, mal dort. Schließlich stellt er eine schwere Bronchitis fest und empfiehlt wärmstens, zwei bis drei Tage im Bett zu bleiben! Besonders jetzt – sagt er – in der Zeit der stündlich fälligen Klimawechsel, müsse man doppelt vorsichtig sein, da man sich in solchen Momenten am leichtesten erkälte . . .

Doch meine Frau will natürlich – obgleich sie alles höflich verspricht – vom Zubettgehen nichts wissen. Du glaubst doch nicht etwa – protestiert sie, kaum dass wir vom Arzt kommen –, dass ich jetzt krank werde, wo ich mich schon besser fühle und übermorgen Ägypten sehen kann? Wonach ich mich seit meiner Kindheit sehne? Hättest du wirklich

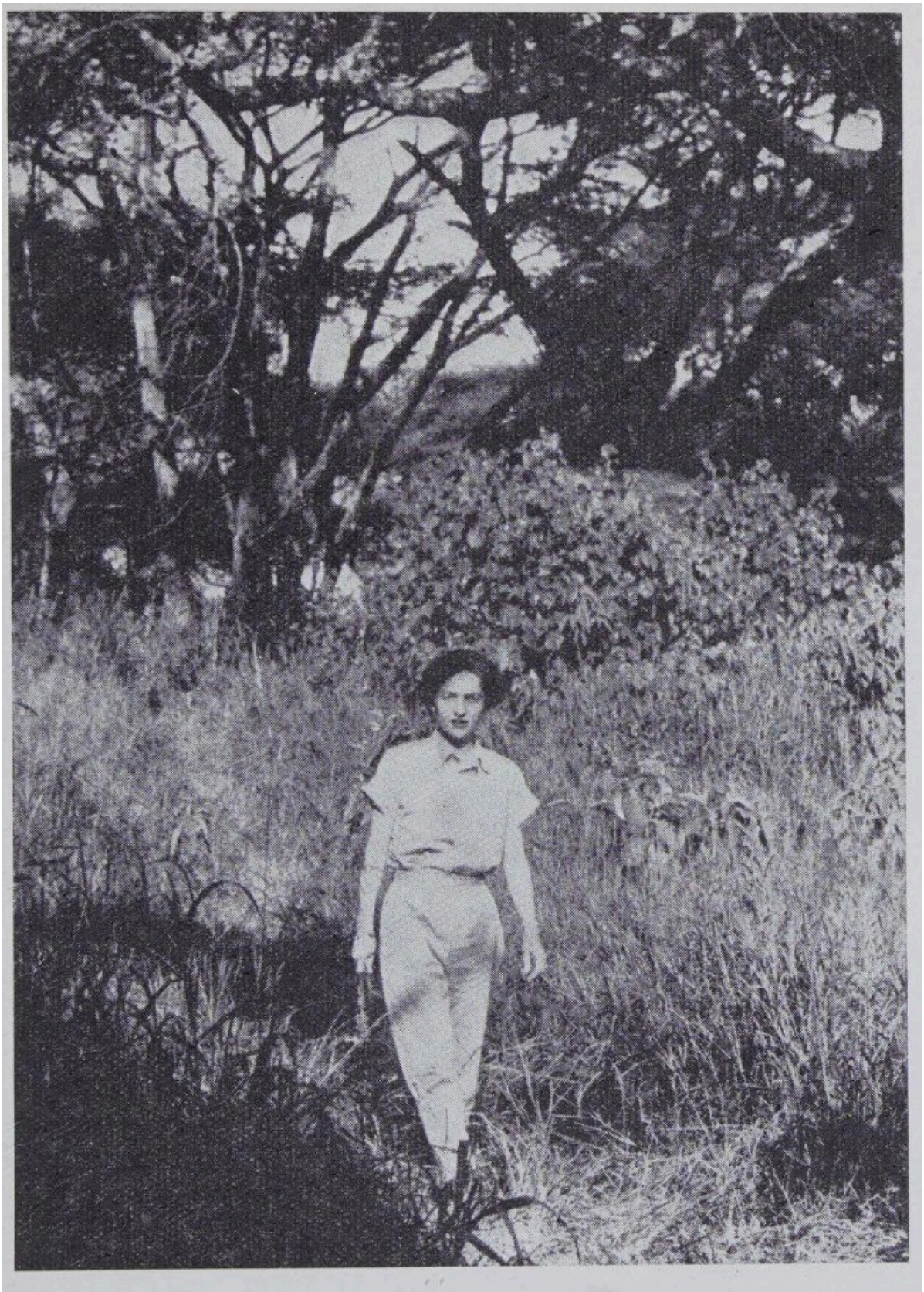
das Herz, mich ins Bett zu zwingen? Nicht nur meinen einzigen Tag in Kairo, sondern sogar meinen Weihnachtsabend zu ruinieren? – Zu so etwas ist nur gefühllose männliche Selbstsucht fähig! Meine Lage ist nicht einfach. Nun sieht auch der Leser: ich stecke bis zum Hals in der Klemme. Wenn ich nachgebe und sich der Zustand meiner Frau – Gott bewahre – verschlechtert, könnte unser ganzes Unternehmen scheitern. Wenn ich aber nicht nachgebe, kann ich mir lebenslang ihren berechtigten Vorwurf anhören: – Ein einziges Mal hätte ich die Pyramiden sehen können – und da hast du die Kabinentür vor mir verschlossen und mich einer Vegacillin-Kur unterzogen! Damit die Schwere meines Dilemmas gebührend hervortritt, erläutere ich mit wenigen Worten den geplanten Ägypten-Ausflug: Laut dem gedruckten Original-Fahrplan unseres Schiffes sollte es morgen Abend in Port Said, dem Hafen Ägyptens, eintreffen. Die Passagiere, die sich für den Ausflug anmelden – zu einem ziemlich gepfefferten Sonderpreis –, werden noch morgen Abend mit dem Autobus nach Kairo gebracht. Nach einer Übernachtung im Hotel lässt man uns am nächsten Tag die vielfältigen Sehenswürdigkeiten der Stadt besichtigen – von den Pyramiden bis zum einheimischen Basar – und am Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, wird die zu Tode gehetzte, völlig erschöpfte Gesellschaft zum Hafen von Suez kutschiert, wo – wer noch Kraft dazu hat – wieder in seinen Zufluchtsort auf dem Schiff hinaufklettern kann. Denn tagsüber zuckelt die „Europa“ den einhundertfünfundsechzig Kilometer langen Sueskanal entlang und wartet an dessen unterem Ende auf die „Kairo-Abenteurer“ – das „erschöpfte Expeditionskorps leichtfertiger Exkursionisten“ – nur der Alliteration wegen.

Ich selbst habe zwar nie an dieser traditionellen Tour teilgenommen, kann sie mir aber leicht vorstellen, da ich oft Gelegenheit hatte, ihre geschundenen Opfer zu studieren. Im Übrigen „kenne ich Kairo“, soweit man es bei meinen etwa zehn Besuchen während jeweils fünf- bis sechstägiger Aufenthalte kennenlernen konnte. Zahlreiche meiner Freunde lebten damals dort; ich war bei ihnen zu Gast und konnte unter ihrer fachkundigen Führung und Erklärung die verschiedenen Sehenswürdigkeiten der Reihe nach besichtigen. Dennoch musste ich das „kenne ich Kairo“ in Anführungszeichen setzen, weil ich das Gefühl habe, dass ich von der Wahrheit dieser leichtfertigen Behauptung – auch heute noch weit entfernt bin. Ich bin mir also auch darüber im Klaren, in welchem Maße die in Aussicht gestellte eintägige Stadtbesichtigung, dieses „Sightseeing“ bis zum Zungeraushängen, ein Kennenlernen Kairos ermöglicht. Es steht auch außer Zweifel, dass es selbst den belastbarsten Touristen auf eine harte Probe stellt, geschweige denn meine ohnehin zartgebaute und nun erst recht zu schonende Fotografin In Kenntnis des Gesagten käme es mir nicht im Traum in den Sinn – falls ich zufällig allein reisen würde –, mich für das Kairo-Abenteuer anzumelden. Im Gegenteil, ich würde die relative Friedfertigkeit der Tage der Sues-Durchfahrt, die vielfältigen Vorteile der vorübergehenden Abnahme unseres Passagierbestandes mit Freuden begrüßen. Aber Mangi – die zum ersten Mal hierherkommt, auf deren Kairo-Premiere wir uns seit Jahren vorbereiten –, obwohl ich sie laut Arzt ins Bett befehlen müsste – ich kann sie doch nicht um ihr herausragendes Reiseerlebnis bringen, um ihr erstes Rendezvous mit Tutanchamun! Der zweite Punkt ihres Protests: Anstatt im Bett zu liegen, wolle sie endlich ihr „indisches Abendkleid“ einweihen.

Das ist auch eine alte Geschichte, etwa fünfundzwanzig Jahre alt, und verdient dennoch ein paar Zeilen der Erinnerung. Die erste Spur davon finden wir in *Nahar*. Und zwar am Ende des Kapitels mit dem Titel *Das unsterbliche Delhi*, am 6. Februar 1938, als ich laut den Worten des Textes „zwei indische Saris“ kaufte. Einen blassgrünen und einen fliederfarbenen. Ich bemerkte damals auch, dass sich wohl kaum eine Gelegenheit ergeben würde, die exotischen Kleider zu tragen – es sei denn auf einem Fastnacht-Maskenball Es stellte sich jedoch heraus, dass ich mich gewaltig geirrt hatte. Denn obwohl wir die Saris damals nach Hause brachten und in einen Schrank mit Mottenpulver sperrten, holten wir sie nie wieder hervor – nicht einmal zu einem Maskenball! Endgültig

wurden sie in der Kommode vergessen. Seither ist viel Zeit vergangen – ein Vierteljahrhundert! Viele verschiedene Verwicklungen sind geschehen. Auch mir ist die eine oder andere Kleinigkeit abhandengekommen, unter anderem auch einer meiner Saris ... Doch der andere – der fliederfarbene – blieb am Leben! Ja, vor einigen Jahren – als ich wieder heiratete, wir aber überaus wenig Geld hatten – wollten wir sogar mit ihm reich werden! Zu diesem Zweck unternahmen wir vielerlei. Wir schleppten ihn hierhin und dorthin, zeigten ihn Gott und der Welt, boten ihn Hinz und Kunz an. Er wurde sogar in der indischen Ausstellung des Kunstgewerbemuseums gezeigt und bei Versteigerungen zum Gebot gestellt. Kein Mensch wollte ihn haben. Man sah ihn sich nicht einmal richtig an. Wer zum Teufel hätte auch einen indischen Sari gebraucht? So landete er nach etwa anderthalb Jahren erfolglosen Anbietens wieder im Schrank. Bis er – bei unseren Vorbereitungen für Afrika – einem von uns einfiel! Was für ein prachtvolles Abendkleid daraus werden würde! Der bahnbrechende Gedanke – bis heute ist nicht geklärt, in wessen Kopf er entstand – wurde bald in die Tat umgesetzt. Und zwar so erfolgreich, dass wohl selbst die Pariser „Haute Couture" kein besseres hätte kreieren können. Ein billigeres auf keinen Fall. So freuten wir uns beide über die hervorragende Lösung und darüber, dass meine Delhi-Investition nach sechsundzwanzig Jahren voller Fährnisse endlich Früchte trug. Wir beschlossen auch, dass wir beim Weihnachtsball der „Europa" – oder meinetwegen beim Neujahrsball – den indischen Fetzen mit der historischen Vergangenheit, der Bomben und Versteigerungen gleichermaßen überstanden hatte, einweihen würden. Und nun – sollte ich selbst dem im Wege stehen?

Auf dem ganzen Schiff flüstert und munkelt man, dass die italienischen Hafenarbeiter in einen Generalstreik getreten seien; die Behörden versuchten, die Arbeit mit gelegentlichen Aushilfskräften abzuwickeln. Das ungewöhnlich raue Wetter hat jedoch sogar einen Großteil der Aushilfskräfte lahmgelegt. Dem ist der unnötige Zeitverlust in den italienischen Häfen zuzuschreiben, das nutzlose Hin und Her, die unpünktliche Abfahrt. Schon Triest verließen wir mit Verspätung, und in Venedig und Brindisi haben wir unsere Verspätung, anstatt sie wettzumachen, noch gründlich getoppt. Einen italienischen Hafen laufen wir zwar nicht mehr an, doch nun sieht auch ein Blinder, dass es unmöglich ist, morgen Abend Port Said zu erreichen! Die Änderung der fahrplanmäßigen Ankunft wurde dem Publikum jedoch immer noch nicht mitgeteilt! Was wird wohl aus dem Kairo-Ausflug? Kapitän Sincich, der sympathische Kommandant der „Europa", lädt uns, wie alle Passagiere, zu einem Abendempfang ein. Jeder erhält eine hübsch gedruckte Einladung, die der täglichen Schiffszeitung beigefügt mit der „Morgenpost" kommt: „The Captain requests the pleasure of your company . . ." Der übliche Kennenlernabend; in solchen Momenten versammelt der Kapitän – wie es sich für einen guten Hirten gehört – seine grasende Herde um sich. Wenn man sich der afrikanischen Küste nähert, herrscht gewöhnlich bereits ernsthaft warmes Wetter, so dass ein Großteil der Gesellschaft sich auf dem angenehm lauen Abenddeck verteilen kann Nur erweist sich diesmal die Weide – beziehungsweise der Schiffssalon – als etwas zu eng, und draußen ist die Nacht noch unangenehm windig und kalt, nicht zugeschnitten auf dekolletierte Abendkleider und erst recht nicht auf influenzageplagte Ehefrauen. So sind wir gezwungen, uns auf den Rücken der anderen zu drängen; der hoffnungsvolle Kapitänsabend erntet keinen Erfolg.



MANGI TEREPSZEMLÉN

22 Dezember

Das Wetter ist ein klein wenig milder geworden, obgleich es wesentlich kühler ist als hierzulande üblich. Das Freiluft-Schwimmbad ist zwar in Betrieb genommen worden, erfreut sich aber noch keiner großen Beliebtheit. Mangi hat angeblich gut geruht; sie weigert sich, ihre Temperatur kontrollieren zu lassen, hustet jedoch stark. Das Schiff wird unangenehm überheizt. Die Temperatur in den Kabinen ist zwar regelbar, aber jene der

Gemeinschaftsräume wird auf die verfrorensten, blutarmsten Passagiere zugeschnitten. Keiner von uns mag überheizte Zimmer. Besonders in der vorerst kühlen, aber bereits kaum zu leugnenden Nähe Afrikas. In solchen Zeiten bringt einen selbst die mildeste Heizung zum Kochen, macht einen nervös und gereizt. Wir kennen den Grund wohl, dennoch erkundigen wir uns beieinander und schieben es schließlich auf die stickige Luft oder auf plötzliche Luftdruckveränderungen. Wir kommen aus dem Staunen über die Oberflächlichkeit und Unzuverlässigkeit von „Lloyd Triestino" nicht heraus. Ja, wir ärgern uns sogar. Die höflichen Auskünfte des Informationsbüros an Bord sind nicht nur unsicher, sondern meistens auch falsch. Und die für die Irrtümer angeführte Entschuldigung ist immer dieselbe: „Unerfahrenheit neu eingestellter Angestellter". Endlich wird verkündet, dass die für heute Abend angesetzte Ankunft in Port Said infolge verschiedener Verzögerungen erst für morgen Mittag zu erwarten sei. Doch bald wird dies wieder geändert – auf morgen früh. Und ganz neuerdings verkünden die Lautsprecher die Ankunft bereits für drei Uhr nach Mitternacht! Die Kairo-Ausflugsgruppe – ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass wir uns auch angemeldet haben – soll angeblich morgen früh um fünf Uhr, noch in stockfinsterer Nacht, aufbrechen Und damit das Durcheinander perfekt ist, wird gegen Abend sogar – wenn auch erst unverantwortlich – gemunkelt, dass uns die Zeit ausgegangen sei und der Ausflug endgültig entfalle; nur so könnten wir unsere angewachsene Verspätung aufholen! Dies wäre jedenfalls die vorteilhafteste Lösung. Mangi könnte ruhig im Bett bleiben, ihre Erkältung bequem auskurieren, sie würde nichts versäumen, und Kairo könnte sie auch auf dem Rückweg besichtigen. Sie jedoch bringt selbst die vage Nachricht vom Entfall des Ausflugs aus der Fassung. Unmissverständlich legt sie ihren Standpunkt fest: – Ich aber fühle, ja ich bin sicher, dass er nicht entfällt! Und wenn er stattfindet, dann bleibe ich nicht zurück! Ich verspreche dir – ja, wenn du willst, schwöre ich dir sogar –, dass ich mich danach hinlege und bis Mombasa ununterbrochen die Medizin schlucke. Aber wenn es eine Möglichkeit gibt, nach Kairo zu gelangen – egal für wie kurze Zeit –, dann lasse ich mir das nicht entgehen, selbst wenn ihr mich auf einer Trage festgebunden tragt! Jeder könnte glauben, ihr Seelenheil hinge davon ab. Ich muss genau erklären, warum mich die kopflose Unsicherheit des Informationsbüros beunruhigt, warum mich die Störungen rund um den Ausflug ärgern. Ich erzähle auch, welche Vorbereitungen ich im Hinblick auf den Kairo-Abstecher getroffen habe. Ich erwähnte doch, dass wohlhabende und infolgedessen einflussreiche Freunde von mir in Kairo lebten – irgendwann einmal. Der internationale Zeitenwechsel hat sie jedoch in alle Himmelsrichtungen davongetragen. Mit einer einzigen Ausnahme! Ein beträchtlicher Teil meiner Leser kennt die Ausnahme, zumindest dem Namen nach! Von ihm handelt das XV. Kapitel der *Afrikanischen Lagerfeuer* – Simaika!

Ja, mein Freund Simaika ist bis heute ägyptischer Staatsbürger, ja sogar Einwohner von Kairo. Ich schrieb ihm also ein oder zwei Monate vor unserer Abreise, obgleich ich seit vielen Jahren nichts mehr von ihm gehört hatte. Nur durch Zufall erfuhr ich davon, dass er auch jetzt noch in Kairo lebt, wenngleich nicht mehr in seiner alten Wohnung. Ich teilte ihm also mit, dass wir auf der „Europa" nach Mombasa reisen, dass wir am Abend des 22. in Port Said eintreffen und die Nacht bereits in Kairo verbringen werden, da am nächsten Tag der übliche Ausflug der Schiffspassagiere ansteht! Zugleich bat ich ihn, uns im Rahmen der Möglichkeiten unter seine Fittiche zu nehmen und uns so viel von seiner Hauptstadt zu zeigen, wie in die geplanten vierundzwanzig Stunden hineinpasst Auf diese listige Weise beabsichtigte ich, mich von dem Expeditionskorps der Kairo-Abenteurer der „Europa" zu trennen; so wollte ich mich von den meist dämlichen Erklärungen der dortigen Führer befreien – um Mangis kurz bemessenen Kairo-Besuch so angenehm und so wenig ermüdend wie möglich zu gestalten. Natürlich konnte ich noch keine Ahnung davon haben, wie Simaika heutzutage lebt, ob er überhaupt noch in der Lage ist, sich um uns zu kümmern, und ob er bereit ist, die Rolle des Cicerone in Kairo zu übernehmen? Seine Antwort kam nicht nur verhältnismäßig schnell, sie erwies sich auch als überaus günstig; er schreibt, dass er uns mit Freude am Abend des 22. im Hotel „Semiramis"

erwarte, dort sichere er uns ein Nachtquartier zu. Ja, er sorge sogar für Abendgäste! Einige Pester Ungarn, Landsleute, die es nach Ägypten verschlagen hat, lädt er ebenfalls als Gäste ein. (Eine nette Aufmerksamkeit von Simaikas Seite. Ich jedoch – ich gestehe es – treffe in der Fremde lieber Fremde. Ungarn kann ich auch zu Hause sehen, manchmal mehr, als mir lieb ist.) Am nächsten Tag – fährt er fort – stehe er uns gerne zur Verfügung – schließlich habe er auch noch ein Auto! Und obgleich es ihm nicht möglich sei, uns in Port Said abzuholen, werde er uns in Kairo alles ganz genau zeigen. Nach unserem Aufbruch aus Triest schickte ich Simaika zur Sicherheit sogar noch ein Funktelegramm: „Sind unterwegs – auf Wiedersehen am Abend des 22. im ‚Semiramis' – hoffe, es gibt ein gutes Abendessen." Beruhigt konnte ich also dem ägyptischen Treffen entgegensehen. Schließlich war es mir gelungen, Mangi eine sicherlich lehrreichere Vorführung als den allbekannten „Standard-Ausflug" zu sichern. Und nun – droht auch dies ins Wasser zu fallen? Das in Aussicht gestellte freundschaftliche Abendessen ist bereits hineingefallen. Und wenn wir so weitermachen, können ihm Tutanchamun und sogar die Pyramiden leicht folgen ... In Anbetracht der immer verworreneren Lage bin ich gezwungen, Simaika ein weiteres Funktelegramm zu senden: „Unsere Ankunft ungewiss – erkundige dich bei Schifffahrtsgesellschaft – kannst heutige Abendgesellschaft getrost abblasen." Ich durfte wohl zu Recht annehmen, dass die Kairoer Vertretung von „Lloyd Triestino" über das morgige Schicksal der Passagiere der „Europa" im Bilde ist?

Meine Unruhe wird verständlicherweise dadurch gesteigert, dass der Zustand meiner Frau keineswegs zufriedenstellend ist. Sie hat wieder etwas Fieber, ihr Appetit ist gering; ich fürchte, unser sorgfältig vorbereiteter Kairo-Ausflug ist beim Teufel . . .

Nach Beendigung des Abendessens begeben wir uns in einer ziemlich gedrückten Stimmung und nicht im besten Einvernehmen in unsere Kabine hinunter. Erst nach langer Zeit gelingt es mir, mich schläfrig zu lesen. Gerade will ich meine kleine Kopflampe neben dem Bett löschen, da klopft unser Kabinennachbar an, der stets gut informierte Windisch-Graetz:

– Es ist nun sicher, dass wir im Laufe der Nacht einlaufen! Um halb fünf werdet ihr geweckt! Macht nur nicht zu viel Lärm, denn wir möchten schlafen!

Er hat gut reden – obgleich auch seine Frau die Influenza hat. Sie jedoch lässt Ägypten kalt, sie haben es unzählige Male gesehen . . .

23 Dezember

Ich habe heute Nacht geträumt, dass Mangi – anstatt ihre Kraft für den anstrengenden Ausflug zu sammeln – ständig kommt und geht und ununterbrochen die Kabinentür öffnet. Ich ärgere mich auch darüber, ja wir geraten sogar aneinander – in meinem Traum. Als mich jedoch der morgendliche Weckruf über unseren Lautsprecher aus dem Bett springen lässt, stellt sich heraus: vielleicht habe ich gar nicht geträumt? Denn meine Frau konnte tatsächlich nicht schlafen, anstatt zu schlafen, verbrachte sie die Nacht mit Wandern. Sie erzählt, dass wir kurz nach Mitternacht angekommen seien, man uns aber immer noch nicht in den Hafen lasse; wir lägen draußen vor Anker und warteten auf den ägyptischen Lotsen.

Und dass sie auch schon echte Einheimische gesehen habe, arabische Trödler! Dass es immer mehr würden, sie umschwärmten unser Schiff in Motorbooten und Segelbooten! Dass sie in einer unverständlichen Sprache kreischten, alle heraufklettern wollten, es aber nur wenigen gelinge! Im Nu besetzten sie das Deck, ja sie verteidigten es sogar gegen die Angriffe ihrer nachfolgenden Gefährten! Sie stießen sie zurück, schubsten sie hinunter!

Währenddessen packten sie blitzschnell ihre kunterbunte, exotische Ware aus und breiteten sie aus! Oben sei das Feilschen bereits in vollem Gange . . .

Sie gesteht ferner, dass sie seit Mitternacht ständig zwischen Kabine und Deck verkehrt habe, denn sooft sie mit der Absicht, sich auszuruhen, heruntergekommen sei, habe sie jedes Mal wieder zurücklaufen müssen, da ständig immer spannendere Dinge geschahen . . .

– Zieh dich schnell an – sagt sie –, eil mir nach! Dieser Marktplatz an Deck ist wunderbar, das darf man nicht versäumen!

Damit rennt sie auch schon wieder zurück. Ich kann mich nicht einmal nach ihrem Befinden erkundigen. Wir haben noch nicht einmal angelegt – und schon hat sie der Zauber Afrikas gefangen genommen? . . .

Die Lage scheint tatsächlich ernst zu werden.

Es wird zum Frühstück geläutet, offensichtlich machen wir doch den Ausflug, obgleich die Uhr erst viertel nach vier zeigt.

Schläfrig und entsetzlich gähnend blicke ich aus dem Kabinenfenster.

Rote – grüne – gelbe – blaue Lichter blinken in der Nacht – der Hafen von Port Said – die Küste Afrikas!

Wann immer ich sie wiedersehe – sei es im Morgengrauen, am Tag oder in der Nacht –, jedes Mal lässt sie mein Herz höherschlagen.

Wieder erlebe ich – wenn auch vielleicht immer blasser – den 7. März 1927, als ich sie zum ersten Mal vom Deck der „Helouan“ aus erblickte!

Denn jede Ankunft, jedes ersehnte Wiedersehen – ist auch ein kleines Fest!

Das Erinnerungsfest der allerersten Begegnung!

Ich denke an die arme „Helouan“, auch sie war einst ein Schiff des Triestiner Lloyd, bis sie vom Krieg hinweggefegt wurde. Torpediert, auf eine Mine gelaufen, von einer Kanonenkugel getroffen – wen interessiert das noch? In mir jedoch lebt die nun achtunddreißig Jahre alte Erinnerung unauslöschlich fort, als wir bei Sonnenuntergang hier einliefen Sogar ihr Kapitän steht vor mir: ein altmodischer Seeber mit rasiertem Schnurrbart und Backenbart! Fabiani war sein Name So wie Mangi das Willkommensnicken der Lichter von Port Said nicht vergessen wird. Weder die „Europa“ noch ihren Kapitän, der überhaupt nicht der Typ „Seeber“ ist. Die auserwählte Schar der „Europa“, das etwa fünfzig Personen starke Ausflugskommando, bewaffnet mit Fernglas, Fotokamera und Sonnenbrille, ist bereits eifrig beim Frühstücken. Mangi – obgleich sie seit gestern kein Auge zugetan hat – wirkt dennoch frisch und heiter. Es kann natürlich auch sein, dass sie – aus Rücksicht auf mich – schlichtweg simuliert. Meinen zaghaften Versuch – ob sie sich das Aussteigen nicht doch noch einmal überlegen wolle – erstickt sie im Keime. Als wir über die Schiffsbrücke hinuntersteigen und uns auf dem schwankenden Motorboot niederlassen, beginnt es gerade zu dämmern. Ein Frühlingslüftchen weht, ein blasses Morgenrot tanzt auf dem jetzt noch bewegten Meer. Wir tuckern an dem einst so glanzvoll wimmelnden, jetzt dunklen und menschenleeren Basar von Simon Arzt und dem ebenfalls still gewordenen Palast der „Suesgesellschaft“ vorbei. Wir schlängeln uns zwischen vor Anker liegenden Segelschiffen, Bojen, hin und her flitzenden bunten kleinen Lotsendampfern und flinken Motorbooten hindurch, bis man uns schließlich in eine kleinere Bucht einbiegend an Land bittet. Drei stattliche kornblumenblaue Autobusse warten auf uns – ägyptische „Ibusz-Wagen“ – eilends reserviere ich zwei Vorderplätze, direkt hinter dem Chauffeur. Dort lockt nämlich das einzige offene Fenster, durch das die nun wahrlich milde afrikanische Luft frei hereinströmt, ja sogar der wohlig einlullende Strahl der aufgehenden Sonne! Denen, die

sich weiter hinten im Inneren des Wagens niederlassen, wird wohl kaum eine Gelegenheit zum Lüften beschieden sein

Hier säßen wir also, wenn auch schläfrig, so doch verhältnismäßig zufrieden; ich kann sogar meine langen Beine ausstrecken, was nicht jeder ägyptische Tourist von jedem Ibusz-Auto behaupten kann. Auch Mangis Zustand scheint tadellos, Simaika erwartet uns mit offenen Armen und einem detaillierten Schlachtplan – es wird sich noch herausstellen, dass ich mich ohne Grund beunruhigt habe Sobald unsere Autokarawane jedoch aufbricht, müssen wir feststellen, dass unsere Sitze doch nicht so begehrenswert sind, wie sie noch vor fünf Minuten schienen. Denn neben dem Chauffeur vor mir klappt nun jemand den Notsitz hoch, von dem sich bald herausstellt, dass er der einheimische Fremdenführer unseres Wagens ist Wir können uns schon über seinen ekelerregenden Patschuli-Geruch nicht freuen. Als er jedoch sein unerwartet hervorgeholtes Megafon genau zwischen unsere beiden Ohren montiert, wird es zur Gewissheit, dass ich mich bei der Platzwahl vergriffen habe. Schon beginnt er mit seinem ohrenbetäubend krächzenden, in überaus fehlerhafter Aussprache vorgetragenen englischen Sprüchlein, mit dem er allen Passagieren des langen Wagens die Geschichte Ägyptens nahebringen will. Er rattert sie herunter, er mag kaum atmen; offensichtlich fürchtet er, sein Thema nicht in die knapp dreistündige Autofahrt hineinpressen zu können. Auch ich bezweifle, dass man die vieltausendjährige Historie Ägyptens in eine so schmale Handvoll fassen kann. Zumal er sie auch noch erweitert und mit einfallsreichen Wendungen würzt: – Ich bin Faruk – stellt er sich vor –, aber nicht etwa jener Faruk, an den Sie denken, den wir zweiundfünfzig losgeworden sind. Jener war der erste Faruk, ich bin der zweite – Ihr dienstbereiter Führer Sein wichtigtuerisches Geplapper strapaziert nicht nur unsere Gehörorgane, es macht auch einen Wortwechsel zwischen uns beiden unmöglich. Dabei begeistert sich Mangi so sehr für jede neue Sehenswürdigkeit und würde von mir Aufklärung über jedes Kamel, jeden auf Eselstrücken galoppierenden „Fellachen“, jede verschleierte Dame, jede uralte „Sakia“ erwarten – über jeden der bunt wimmelnden Akteure der Kairoer Landstraße. So sind wir gezwungen zu schweigen, und wenn wir auch am Vortrag unseres immer geistreicher witzelnden Ägyptologen fast ertauben – so können wir doch an der angenehmen afrikanischen Luft, an dem Segen des lang ersehnten Sonnenscheins teilhaben.

Wohl anderthalb Stunden lang nutzen wir die Landstraße zwischen dem Sueskanal und der Eisenbahnlinie ab. Jenseits der Eisenbahn gelbt bereits endlose Wüste, ein bescheidenes Stückchen der Sahara, das zwischen das Schienenpaar und das unsichtbare Nildelta gepresst ist – ein milder Vorgeschmack auf den rollenden Sand! Später, als wir das Städtchen Ismailia erreichen, biegen wir nach Westen ab und überqueren die Eisenbahn. Frisch grünende Kleefelder, Zuckerrohrfelder, ein System von Kanälen mit Schleusen tauchen auf, Ochsen, die antike Wasserräder an knarrenden Göpeln antreiben, Schafherden, schlanke Palmen, ein sich durch die ganze Länge der Dörfer ziehendes buntes Basarleben – und nach Ablauf einer weiteren Stunde erreichen wir Heliopolis, den beliebten Sport- und Ausflugsort der Kairoer. Verhältnismäßig schnell haben wir die unterhaltsam farbenfrohe, etwa zweihundert Kilometer lange Strecke zurückgelegt; währenddessen hätten wir – sofern wir es verstanden hätten – die Geschichte Ägyptens lernen können. Denn unser Führer hat es nicht nur geschafft, sein Seminar zu beenden, sondern auch das Sammeln von Trinkgeld, das für ihn sicherlich wichtiger ist. Danach sinkt er erschöpft auf den Notsitz zurück, demontiert sein Megafon und versinkt in wohltuendes Schweigen. Von seiner etwas lückenhaften Erläuterung konnte ich nur hier und da einen Fetzen erhaschen, so weit es seine ratternde arabisch-englische Aussprache, das Krächzen des Megafons und das vielsprachige, aber ungezwungene Geplauder unserer Mitreisenden zuließen. Der arme Faruk tat mir leid; man sah ihm an, wie sehr es ihn langweilte, seinen genau auswendig gelernten, sicherlich täglich wiederholten Text herunterzuleiern, der im Übrigen recht wirr schien. Die wahrlich interessante, ja meiner

Meinung nach einzigartige Geschichte Ägyptens hat er leider zu einem etwas zusammenhanglosen Gebräu vermengt – Pharaonen, Kalifen, Dynastien, Pyramiden, Moscheen, Ptolemäer – die ägyptische, makedonische, römische, mohammedanische Kultur – hat er zu einem so hoffnungslosen Durcheinander verrührt, dass man schon ein tüchtiger Tourist sein muss, dem es gelingt, aus dieser bitteren Drachenmilch Trinkwasser zu destillieren. Auch ich plage mich jetzt nicht mit dieser Destillation zweifelhaften Ergebnisses ab, obgleich ich die Geschichte Ägyptens oft angehört und wiederholt gelesen habe; ihre Eckpfeiler sind vielleicht sogar in meinem Gedächtnis haften geblieben. Ja, es reizt mich schon wirklich, ob ich sie wohl aufzählen könnte, möglichst kurz und verhältnismäßig vernünftig: was eigentlich hier in den vergangenen 6000–7000 Jahren geschehen ist? Ob ich die Geschichte Ägyptens in eine Nussschale, richtiger gesagt in eine Kokosnussschale, einschließen könnte? Aber dafür ist jetzt glücklicherweise keine Zeit, denn wir befinden uns bereits im bunt lärmenden Getümmel der Stadt Kairo; kaum haben wir Zeit zum Gaffen, da halten wir auch schon vor dem Hotel „Semiramis“ an. Genau dort, wo wir nach dem ursprünglichen Plan gestern Abend hätten ankommen sollen Vielleicht führt man uns jetzt als Entschädigung für das gestrige Abendessen wieder in ein Restaurant? Man versucht, unsere verhärmte, unausgeschlafene Gesellschaft mit einem weiteren Frühstück zu trösten. Viele jedoch, besonders jene aus dem hinteren, unbelüfteten Teil des Wagens, lehnen die Bewirtung dankend ab. Wir auch. Ich hielt es für sicher, egal welche Wette ich eingegangen wäre, dass Simaika, nachdem er von unserer auf den Morgen verschobenen Ankunft erfahren hatte, hier im Hotel auf uns wartet – mit seinem sorgfältig ausgearbeiteten Plan! Dass er uns schleunigst aus den Banden der Herde befreit und unverzüglich unseren privaten Stadtbesichtigungssektor in Gang setzt

Doch Simaika – ist nicht hier! Seine Hotelbestellung hat er zwar zurückgezogen, ansonsten weiß man jedoch nichts über ihn. Nicht einmal seine genaue Adresse und Telefonnummer! – Ich eile, ich rufe ihn an – sage ich zu Mangi –, er wartet sicherlich in seiner Wohnung, er hat keine genaue Nachricht über die Ankunft unseres Autobusses erhalten. Warte ein paar Minuten, ich bin sofort wieder da In diesem Augenblick treten die Fremdenführer ein – alle drei der Autobusse gleichzeitig. Mit lauter Stimme verkünden sie, dass die Abfahrt in fünf Minuten erfolge, der Tanz beginne, die berüchtigte Typenvorführung! Genau jene, bei der ich um jeden Preis außen vor bleiben wollte. Vor allem wollte ich Mangi davon verschonen Leider jedoch – wird auch sie vom Herdentrieb mitgerissen: – Ich fahre unbedingt mit den anderen mit! Ich werde doch nicht so verrückt sein, auf ungewisse Simaikas zu warten, wenn ich sichere Pyramiden sehen kann! Ich werde sie mir ansehen – ja, sogar Tutanchamun! Ich renne, damit sie mir meinen Platz im Wagen nicht wegnehmen. Du aber – handle nach deinem Gutdünken! Eine hitzige Debatte droht zwischen uns auszubrechen – ihre Vorzeichen sind unverkennbar. Doch für ihre Entfaltung bleibt keine Zeit; Mangi springt bereits auf, vergeblich halte ich sie zurück, sie rennt auf die Straße, schnurstracks in den Autobus. Ich natürlich hinterher. Glücklicherweise ist ihr Platz noch leer, sie setzt sich auch hinein. Meiner ist bereits von einer fremden Visage besetzt.

Meine Lage ist – gelinde gesagt – nicht gerade rosig. Soll ich den Fremden vertreiben oder versuchen, Mangi zum Aussteigen zu bewegen? Meinen verzweifelten Versuch erstickt sie mir im Keime:

– Und wenn ich aussteige und mit dir losziehe, um deinen Simaika aufzuspüren, und währenddessen unsere Zeit abläuft? Wer verantwortet dann meinen einzigen Tag in Kairo?

– Abfahrt! – brüllt das Megafon des zweiten Faruk.

Die Bustür schlägt zu.

Nur unter großen Mühen gelingt es mir, sie aufzustemmen und aus dem bereits fahrenden Wagen – um den Preis eines riskanten Sprungs – unversehrt auf dem Boden zu landen.

Der Autobus braust donnernd davon.

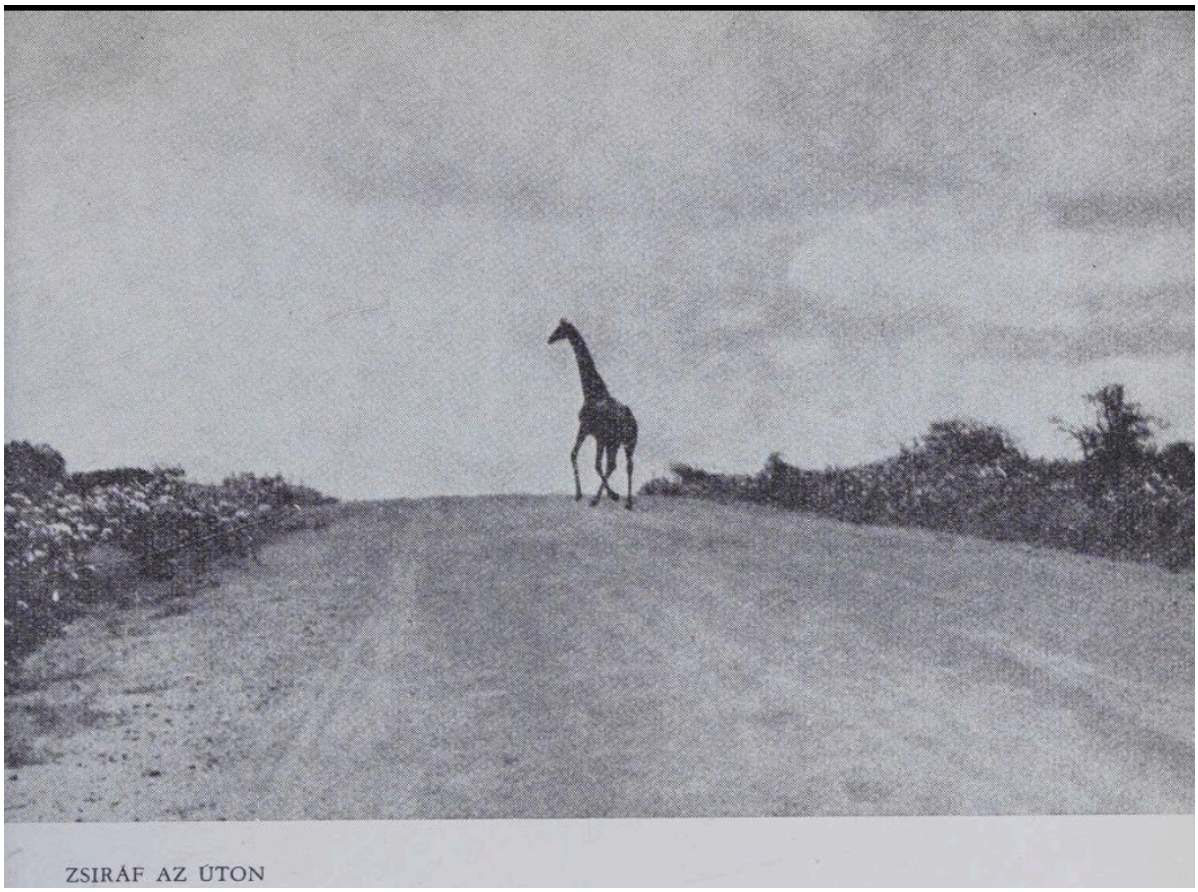
Der wütend herumfuchtelnde Faruk und die tränenfeuchten Augen der armen Mangi prägen sich in mein Gedächtnis ein . . .

Machtlos und fluchend stehe ich am Bordstein der belebten „Sharia el Hamy", ich ersticke förmlich vor Zorn, Bitterkeit und – Ratlosigkeit. Soll ich in ein Taxi springen, dem Bus nachjagen? Und falls es mir gelingt, ihn einzuholen, mich quer davor stellen und meine Frau mit Gewalt herauszerren?

Kaltblut! – befehle ich mir streng, wenngleich freilich etwas zögerlich.

Und mit entschlossenem Blick und trotzigen Schritten eile ich zurück ins Hotel. Ich werde Simaika anrufen, die Lage mit ihm klären. Dann werden wir gemeinsam die Verfolgung des blauen Autobusses aufnehmen. Irgendwo werden wir ihn schon in die Enge treiben und Mangi binnen Minuten herausholen . . .

Doch alle Telefonzellen des Hotels sind besetzt. Vor jeder warten zwei oder drei ungeduldige Bewerber. So schnell komme ich hier nicht zu Wort . . .


ZSIRÁF AZ ÚTON

Ich nehme also meinen ganzen Mut zusammen und bahne mir einen Weg zur Telefonzentrale des Hotels. Ich will die Unaufschiebbarkeit meines dringenden Gesprächs erklären. Doch in meiner Eile vergesse ich, dass ich zum ersten Mal im befreiten Ägypten bin, wo niemand eine andere Sprache spricht – außer Arabisch! Oder falls doch jemand eine kann, ist er nur bereit, in seiner Nationalsprache zu antworten.

Wie sehr ist hier das arabische Selbstbewusstsein gewachsen!

Wer aber kein Arabisch kann ... – die Fortsetzung siehe im Buch der ungarischen Sprichwörter.

Ich jedenfalls kann nicht genug, um meine missliche Lage verständlich zu machen. Erst recht nicht in einem so zum Zerreißen gespannten Erregungszustand. Doch ich tue alles, was in meiner Macht steht. Ich versuche es in zwei, drei Sprachen – auch mit anschaulicher Zeichensprache ... Mir ist schwindlig, der Schweiß rinnt an mir herab.

Doch die sechs dicken Telefonistinnen lächeln erst nur wohlwollend, brechen später jedoch geradezu um die Wette in Gelächter über mich aus . . .

Ich sehe gerne ein, dass ich in der Telefonzentrale des „Semiramis" einen überaus unterhaltsamen Anblick biete. Eine geraume Zeit vergeht mit meinem erfolglosen Herumfuchteln. Die dicken Fräuleins kreischen vor Vergnügen.

Doch schließlich erbarmt sich doch eine meiner – offensichtlich muss ich schon in Tränen ausgebrochen sein.

Denn nach langem Hin und Her und einer Serie von Fehlverbindungen – bringt sie doch die gewünschte Nummer zustande . . .

– Könnte ich wohl mit Simaika Effendi sprechen? – frage ich mit ausgetrockneter Kehle.

Natürlich bin ich wieder auf die Vermittlung der Telefonistin angewiesen, denn auch derjenige, der sich am anderen Ende meldet, kann nur Arabisch.

– Er ist nicht zu Hause – höre ich die markerschütternde Antwort –, er ist weggegangen, man erwartet ihn erst gegen zwei Uhr zurück.

Mir die Stirn abwischend versuche ich, mich für die freundliche Vermittlung zu bedanken und gleichzeitig die Dame zu bitten, die genaue Adresse und Telefonnummer der angerufenen Partei aufzuschreiben. Sie schreibt alles auf, gerne. Sie erklärt sogar noch, wo es ist. Aber – nur auf Arabisch. Ich sehe auf die Uhr – Viertel vor neun. Simaikas Adresse habe ich noch auf dem Schiff beim Aufgeben des Telegramms verloren und seither nicht wiedergefunden. Das Fräulein aber hat sie nur in ihrer eigenen Sprache auf den Zettel geschrieben, was für mich gleichbedeutend mit den geheimen Hieroglyphen irgendeines Pharaos ist. Ich weiß also lediglich, dass Simaika gegen zwei Uhr in seiner Wohnung fällig ist. Aber wo um alles in der Welt ist diese Wohnung? Und wo mag derweil die arme Mangi sein? Den Kairoer Dragomanen, den berüchtigten Touristenplünderern, als Freiwild ausgeliefert. Wer gibt dort auf eine schutzlose, in Ägypten unerfahrene, influenzakranke Frau acht? Besonders auf ihre zwei nagelneuen Leicas? (Habe ich ihr doch auch meine eigene um den Hals gehängt!) Ich sitze in der Hotelhalle, stütze meinen betäubten Kopf in beide Hände und bemühe mich, den wirren Inhalt meines Gehirns ein wenig zu ordnenIch habe keine Ahnung, wo sich das Ausflugskommando derzeit aufhalten könnte! Zwei, drei Museen, Pyramiden, Sphinx, die Hügel von Mokattam, das Grab der Kalifen, die Hassan-Moschee – sie wollen alles der Reihe nach besuchen! Und Kairo ist eine riesige Großstadt. Besonders seit ich nicht mehr hier war, ist sie in den letzten dreißig Jahren auf fast das Vierfache angewachsen Soll ich auf eigene Faust mit dem Taxi die Verfolgung aufnehmen? Ich könnte den ganzen Tag jagen, und das Taxi könnte ich nicht einmal bezahlen; unsere gemeinsame Kasse wohnt in Mangis Tasche, sie ist die Schatzmeisterin der Expedition. Womöglich würde ich sogar die „Europa" verpassen . . .

Die Vernunft suggeriert wieder nur die Suche nach Simaika.

Ich versuche es also erneut mit dem Telefonieren. Und wenn man ihn tatsächlich erst für zwei Uhr zu Hause erwartet, werde ich mich vor seinem Tor auf die Lauer legen und ihn dort abfangen.

Der Hotelportier – obwohl auch er nur schwer bereit ist, die fremde Sprache zu verstehen – ruft schließlich doch die auf meinem Zettel vermerkte Nummer an.

Die Antwort bleibt leider unverändert.

– Ist diese „Sharia el Laban" weit weg – frage ich – die „Straße der Milchmänner"?

– Wahrlich ein ordentlicher Spaziergang – beruhigt mich der Portier –, soll ich ein Taxi rufen?

– Bemühen Sie sich nicht, ich finde auch zu Fuß dorthin.

Schließlich stehen mir etwa vier Stunden zur Verfügung! In dieser Zeit kann ich nicht nur umherspazieren, sondern mir vielleicht auch den Zorn aus dem Kopf laufen. Wenn ich auch keine Piaster habe, so habe ich doch Zeit im Überfluss – es reicht sogar zum Nachdenken. Wie konnte es bloß zu diesem peinlichen Missverständnis kommen, wo zum Teufel mochte der alte gute Freund stecken, der mir in seinem Antwortbrief, ja sogar in seinem aufs Schiff geschickten Telegramm, einen herzlichen Empfang und die Freude des Wiedersehens zugesichert hatte?

Und nun ist er einfach wie vom Erdboden verschluckt?

Ich mache mich also auf den Weg durch das vor dreißig Jahren noch recht vertraute, seither aber fast zur Fremde angewachsene Kairo – haben sie doch sogar die Straßennamen umgetauft.

Eine Zeit lang folge ich dem Nilufer.

So wie Budapest von der Donau, wird auch Kairo vom Nil in zwei Teile geschnitten. Und genau wie der Budapester Donauabschnitt erweckt auch der Kairoer Nilabschnitt den Anschein der Unternutzung. Ich verstehe nichts von der Materie, mein Eindruck ist rein subjektiv – in solchen Momenten sagt man leicht Dummheiten. Einem aufgewühlten Touristen gegenüber hat man ohnehin nicht recht . . .

Irgendwie habe ich doch das Gefühl, dass es ein großer Vorteil für eine Großstadt ist, ein unschätzbares Aktivum – ein Fluss, der ihre Mitte durchschneidet! Er bietet ein Meer von Möglichkeiten! Deshalb tadle ich nicht nur hier, sondern auch in Pest die relative Flaute des Wasserlebens. Meiner Meinung nach müssten sich hier wie dort „schwimmende Restaurants" jeder Art und Güte, musikalische Ausflugsschiffe, Ruderregatten, Motorbootrennen die Klinke in die Hand geben Die Qualen der Pester Sommerhitze müssten in erster Linie durch die Donauabende gemildert werden – denn selbst die Margareteninsel ist zu wenig! Ich würde das Nachtleben unserer sommerlichen Hauptstadt, ihre Freilichtbühnen, Kinos und Varietés auf die Donau verlegen – so oft wie möglich würde ich einen „venezianischen Karneval" auf der Pester Donau veranstalten! Auch hier, auf diesem glitzernden, gewaltigen Nilfluss, ist mir das Gewimmel zu wenig. Es müsste hier von Fahrzeugen wimmeln! Doch nur hier und da sehe ich eines, als kärgliches Musterstück. Vor fünfunddreißig Jahren säumte noch ein schlanker Wald aus Masten dieses Flussufer: Private Dahabiyyas – Nilsegler – reihten sich hier aneinander. Unter den wohlhabenderen Kairoern war die „Familien-Dahabiyya", das abendliche Segeln auf dem Fluss, sehr in Mode! Sogar seine Gäste empfing der Kairoer Hausherr nicht selten auf seinem Nilboot. Wiederholt war ich Gast bei einem Abendessen auf

irgendeiner privaten Dahabiyya. An jene berauschenden Nildnächte, an die mondhellen Bootsfahrten nach dem Essen, manchmal sogar durch Musikbegleitung verschönt, erinnere ich mich voller Begeisterung! Verzeihung für diesen kurzen Nil-Donau-Exkurs. Doch ich schreite noch wacker über den Asphalt – laufe mir die Sohlen von Sharia zu Sharia wund – und zeige währenddessen meinen Zettel mal einem Polizisten, mal einem Passanten. Sie weisen mir auch den Weg – leider erfolglos. Ich kann mich nur nach ihren Handzeichen richten. Den ganzen Vormittag irre und wandere ich umher – Mangis einzigen Vormittag in Kairo!

Niemals werde ich diesen bitteren Kreuzweg vergessen, dieses hilflose Ärgernis – das grausame Scheitern unseres sorgfältig vorbereiteten, liebevoll geplanten Ausflugs!

Schließlich lande ich doch noch in der „Sharia el Laban“ und suche das auf meinem Zettel vermerkte Haus Nummer vier. Ein nagelneuer, sechsstöckiger Mietskasten, eine Seite öffnet sich zu einem weitläufigen Garten. Ich schätze meine vormittägliche Wanderung – samt der vielen unnötigen Umwege – auf eine Entfernung, als wäre ich von meiner Wohnung im XII. Bezirk – letztes Jahr sind wir nämlich nach Buda gezogen – zum Friedhof von Rákoskeresztúr gewandert. In entsprechendem Tempo, in entsprechender Stimmung – wie es sich für einen Leichenzug gehört Selbst so bin ich früh hier angekommen; es ist gerade erst nach Mittag. Bald taucht eine Art Hausmeister auf und bittet mich mit bereitwilliger Stimme in den glänzend nagelneuen Lift. Wir flitzen in das oberste Stockwerk – da sind wir auch schon – bitte sehr –, dort ist die Tür von Simaika Effendi! Ich drücke die Klingel – vielleicht Ich bin ordentlich ins Schwitzen gekommen bei dem langen Herumstreunen. Mein Kopf schmerzt, mein Magen dreht sich vor Nervosität. Lieber würde ich hier auf meinen Freund warten als unten im dunklen Hauseingang Ich kann nicht sagen, dass es schnell geht, aber beim dritten Tastendruck öffnet sich tatsächlich die Tür. Ein bis zum Boden reichender, bunt kaftan gekleideter Araber mit rotem Fes und großem Bauch steht darin. An seinem zähnefletschenden Lächeln und seinen zeremoniellen Verbeugungen sehe ich, dass er ein altmodisches „Familienstück“ im Dienste meines Freundes ist. Und obwohl er das übliche „Salam Aleikum“ durch das dem Gast gebührende „Ahlan wa Sahlan“ ergänzt – beginnt er bereits das Wort in gebrochenem Englisch zu führen. Er lässt mich wissen, dass er Achmed bin Said heiße und froh sei, dass ich doch noch angekommen sei; man erwarte mich zusammen mit dem Effendi bereits seit gestern Abend! Dass sie das Schifffahrtsbüro angerufen hätten und man ihnen dort gesagt habe, die „Europa“ sei verspätet eingetroffen, fahre auch bald weiter, und der Kairo-Ausflug der Passagiere sei endgültig abgeblasen worden! Als sein Herr dies hörte, sei er bedauernd zu einer „Besprechung“ weggegangen! (Dabei sind wir gar nicht in Pest!) Aber zur Sicherheit habe er hinterlassen, wo er um Dreiviertel eins telefonisch erreichbar sei! Jetzt ist es nach zwölf, in einer halben Stunde können wir ihn schon anrufen!

Ansonsten, bitte sehr, womit kann ich dienen? Es gibt Orangensaft, Whisky, schwarzen Kaffee und Sandwiches. Mögen Sie es sich bequem machen und sich eine anzünden! Ich bringe das Getränk – dort ist das Badezimmer Er läuft schon hinaus. Eine unerwartete Schicksalswende – geradezu dramatisch! Ich fühle mich – vor fünf Minuten noch ein verzweifelter Wüstenwanderer – wie in eine erfrischende Oase versetzt. An eine Kristallquelle, die am Fuße einer schattigen Palme entspringt! Ich sehe mich in der Oase um. Eine freundliche, sonnendurchflutete, heimelige Junggesellenwohnung. Bequeme Möbel, ein weitläufiger Balkon mit Blick auf den Garten. An den Wänden englische Sportstiche und ostafrikanische Jagdtrophäen! Viele erkenne ich wieder, die meisten haben wir gemeinsam erbeutet! Nur das große Büffelhorn sehe ich nicht. Das des denkwürdigen Büffels – unseres Büffels – das Horn meines großen Büffelbullen Es gibt Unmengen an Fotografien, viele davon sind vertraute, längst weggegangene, fast vergessene Kumpane. Nicht nur afrikanische, sogar ungarische ... Ich habe mich gewaschen und im Badezimmer meines Freundes erfrischt, und nun schlürfe ich behaglich den von Achmed gebrachten, gut gekühlten Whisky-Soda und knabbere an den etwas abgestandenen Sandwiches. Und ich verfluche mich selbst, weil ich Mangi nicht mit Gewalt aus dem Autobus gezerrt habe! Jetzt könnte sie wenigstens hier bei mir sein, in der Sicherheit der Oase (sie mag Whisky auch), anstatt da draußen herumgeirrt zu werden, inmitten von Wüstengefahren Doch da kommt auch schon der strahlende Achmed und berichtet freudig, dass es ihm gelungen sei, den Effendi zu sprechen; der Effendi komme sogleich, er verlasse die Besprechung! – Darf ich den nächsten Whisky bringen? – Danke, Achmed, „kattarchérak“ – ich beginne, ins Arabische hineinzufinden – vorerst möchte ich keinen. Dieser eine hingegen – war Gold wert! Mit Achmed unterhalten wir uns – trotz unserer kurzen Bekanntschaft – bereits ungezwungen. Die Fotografien in der Wohnung bieten reichlich Stoff. Achmed erzählt bei jedem, ob er lebt oder tot ist und wohin das Schicksal wen verschlagen hat. Unser Gespräch verkürzt die Wartezeit so sehr, dass ich die Ankunft meines Freundes fast

nicht bemerke Mit großem Getöse schlägt er draußen die Lifttür zu, und schon hört man seine berechtigte Empörung über die Uninformiertheit von Lloyd Triestino

Seine Freude über unser Wiedersehen ist umso wohltuender. Vor zweiunddreißig Jahren haben wir uns zum letzten Mal getroffen! Er ist stark ergraut, mehr als ich. Der einzige Punkt, den ich zu meinen Gunsten verbuchen kann. In allem anderen führt er. Kein Gramm Fett ist an ihm, ein stattlicher junger Mann; – tja, Polo – sagt er –, das hält jung! – Wendig springt er umher, beneidenswert burschikos. Wir haben uns so viel zu fragen, wir reden gleichzeitig, fallen uns gegenseitig ins Wort, klopfen uns gegenseitig auf die Schultern – Und deine Frau – wird er sich der Lage bewusst –, wo hast du die denn vergessen? – Ja, genau das wollte ich dir gerade erklären, aber du lässt mich ja nicht zu Wort kommen! – Der Autobus bringt sie weg! – Ich habe keine Ahnung wohin – ein großer blauer „Ibusz-Wagen!“ – Hinterher! – Befreien wir sie! – Wo ist dein Auto? Beeilen wir uns Und Simaika – es gereiche ihm zur Ehre – entspricht meiner Erwartung. – Dann also los – springt er von seinem Sitz auf, direkt auf die Höhe der Situation. – Los, aber sofort! Sogar sein Getränk lässt er unberührt, das sein treuer Achmed ihm gerade hinstellt. Er gibt ihm nur eine kurze, knappe Anweisung. Kein Wort verstehe ich davon – in einem so erregten Zustand und mit kehligem arabischem Akzent verfügt er Schon stürmen wir hinunter – mein Freund springt zwei Stufen auf einmal – kein Wunder, er spielt Polo –, ich schlürfe nur altertümlich, eine nach der anderen Doch bis wir die sechs Stockwerke hinter uns gebracht haben – steht der Schlachtplan. Wir springen ins Auto. Dirr-durr – knallt das Echo der zuschlagenden Autotüren. Und schon prescht der meilenfressende, wahrlich auf Gangsterjagd zugeschnittene Alfa Romeo los Nach der Meinung meines Freundes, aber auch nach jeder anderen Wahrscheinlichkeit, dürfte die Schar der „Europa“ derzeit in der Gegend von Gizeh, um die Pyramiden und die Sphinx herum, gaffen. – Die übliche Stadtbesichtigung – erklärte Simaika – beginnt mit den Museen und wird mit den Pyramiden fortgesetzt. Mit den Museen sind sie sicherlich durch – die Frage ist, ob wir sie noch draußen in Gizeh erwischen? Wenn nicht – dann –, weiß ich selbst nicht Kennst du das Kennzeichen des Autobusses? – Ich doch nicht! – Seine Farbe? – Blau! – Was für ein Blau? – Himmelblau! Und wenn ich mich recht erinnere, steht auch etwas drauf – der Name unseres Schiffes oder so etwas – Du achte jetzt nur auf die hellblauen Busse! Sobald du einen bemerkst, fahre ich dicht neben ihn – stell dich auf den Sitz – du kannst die Insassen durchsehen! Ich springe auf, halte mich mit einer Hand am Kopf meines Freundes fest, der nicht nur Polospieler, sondern auch ehemaliger Rennfahrer ist! Er ist also in seinem Element – das ist es, was er braucht! Sein Wagen pfeift so über die Nilbrücke namens „El Tahrir“, dass ich fast hinausfliege Der scharfe Luftzug treibt mir die Tränen in die Augen – mein verschleierter Blick mustert vergebens die neben uns zurückbleibenden Busse – blau sind sie alle – ja sogar hellblau!

In Renntempo, mit Haarnadelkurven zickzacken wir durch die Stadt, ein Karambolage scheint fast unvermeidlich – aber nein – nicht einmal ein Polizist hält uns an! ... Jetzt biegen wir auf die schnurgerade Pyramids Road ein – mein Freund mäßigt sein Tempo etwas, ich komme zu einem Atemzug –, hier gibt es besonders viele Autobusse, wir müssen unsere Geschwindigkeit der ihren anpassen Wir gesellen uns neben drei verschiedene Hellblaue, und während ich versuche, ihre Fahrgäste zu identifizieren, führt mein Freund mit dem zuständigen Chauffeur ein für mich unverständliches, aber überaus leidenschaftliches Wortgefecht Jetzt ist das laute Sprechen zwar begründet – man muss den Lärm des Straßenverkehrs übertönen. Der Araber ist ohnehin ein leidenschaftliches Volk Aber wenn er in einen Streit tritt – wird es beängstigend. Die Augen sprühen Funken, die Stimmen überschlagen sich gereizt, die Bewegungen werden immer drohender Bis sich völlig unerwartet herausstellt: das Ganze ist ein gemütlicher Gedankenaustausch. Der Weg vor uns klärt sich, unsere Bus-Inspektion ist vorerst erfolglos. Meine Gedanken flüchten für einen Moment zurück in die Vergangenheit – oft bin ich diesen Weg nach Gizeh schon gefahren! Damals grünten hier beiderseits

Orangenhaine, ihren Duft scheine ich jetzt noch zu spüren Dabei gibt es hier längst keinen Orangengeruch mehr, die Stellen der einstigen Haine sind bebaut, die Hauptstadt dehnt sich rasant aus Die Pyramiden jedoch – stehen noch an ihrem Platz! Sie weigern sich, dem Weg der schwellenden Stadt auszuweichen. Von hier aus sieht man schon den alten Cheops – den ältesten der Weltwunder, den Touristenmagnet Nummer eins des afrikanischen Kontinents! Mir wird bewusst, dass ja schon Herodot – „der Vater der Geschichtsschreibung" – um 450 v. Chr. hier war; er ist der älteste namentlich bekannte Tourist hier! Und die große Pyramide war schon damals so alt, wie viel Zeit seit Herodots Besuch vergangen ist!

Es taucht auch das mir besonders schön in Erinnerung gebliebene „Mena House" auf, benannt nach dem allerersten ägyptischen König, dem vor mehr als fünftausend Jahren herrschenden Menes – ein ultramodernes Wüsten-Luxushotel!

– Gehen wir rein – schlägt mein Freund vor –, hier parken die Wagen der Pyramidenbesucher – vielleicht stoßen wir auf irgendeine Spur? . . .

Mit quietschenden Bremsen biegen wir durch das Tor ein.

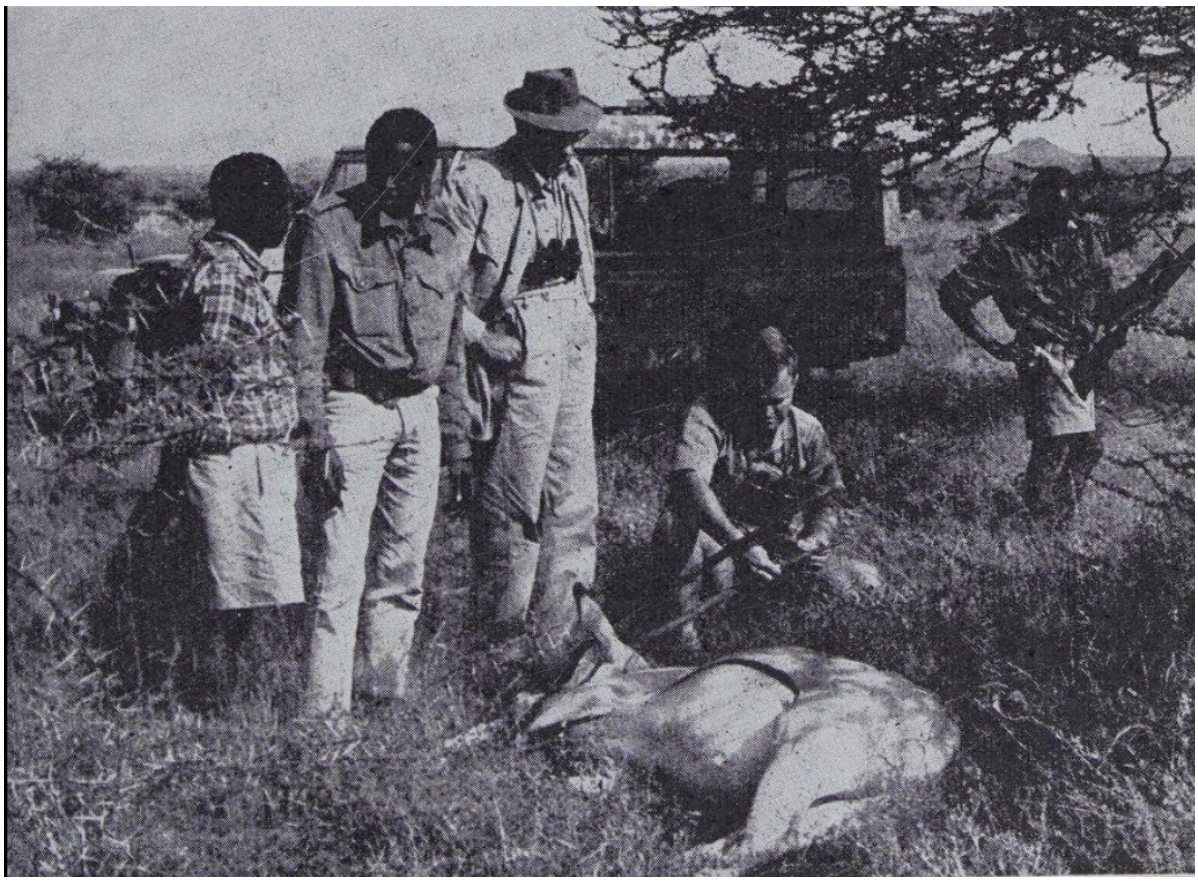
Hier steht ebenfalls Wagen an Wagen, auch Autobusse, zur Genüge . . .

Wir steigen aus und gehen die hellblauen der Reihe nach ab.

Simaika gerät bereits mit dem Chauffeur eines von ihnen aneinander. Die Leidenschaft kocht – blitzende Blicke –, gereiztes Stimmgewirr. Ich halte mich abseits – ich mag keine Zänkereien, besonders wenn ich sie nicht einmal verstehe. Die gehen jetzt sicher aufs Messers Schneide Doch bis ich zurückblicke – bieten sie sich lächelnd gegenseitig Zigaretten an . . .

Ein unkontrollierter blauer Bus ist noch übrig. Er steht ganz am Rand, es ist schwer, mich dorthin durchzudrängen. Aber es lohnt sich – denn an seinem Fenster prangt lächelnd das lang ersehnte Schild:

„Lloyd Triestino – Passengers of M. V. Europa."



Mein Freudenschrei lässt meinen Freund augenblicklich neben mich springen. Ich erkenne auch den Chauffeur des Autobusses wieder – hinter seinem Rücken habe ich den heutigen Sonnenaufgang genossen!

– Wo haben Sie Ihre Fahrgäste gelassen? – frage ich ihn mit beklommenem Herzen.

– In den Cheops!

– In den was?

– Ich sage doch, in den Che-ops!

– Ach so, natürlich, in die große Pyramide. Sind sie bis auf die Spitze geklettert?

– Nein, mein Herr – (er klopft sich auf den Magen) –, sie sind in ihren Bauch hineingekrochen! Ihr Herauskommen ist in zehn Minuten fällig . . .

– Dann aber los – ergreift Simaika die neue Initiative –, rennen wir hinauf vor die Pyramide, beobachten wir die in ihre Flanke gehauene Öffnung! Wo sie hineingekrochen sind, dort müssen sie auch wieder herausschlüpfen!

Schon heult der Alfa Romeo auf, den Hügel hinauf, der zur Pyramide führt – es sind wohl keine dreihundert Schritte vom Hotel entfernt –, da sind wir auch schon . . .

Mein Freund zeigt auf eine schwarze, an einen Lüftungsschlitz erinnernde, unbedeutende Öffnung in der Flanke der großen Pyramide:

– Aus diesem Loch wird sie herauskommen! Nimm dein Fernglas, beobachte das Loch! Und sobald du deine Frau erblickst – ruf ihr zu!

Die fragliche Öffnung ist – im Verhältnis zur Größe der Pyramide – etwa so wie das wenige Zentimeter große Einflugloch an einem gewaltigen Bienenkorb. Unser Auto dürfte etwa hundert bis hundertfünfzig Schritte davon entfernt sein, das Fernglas ist also sehr willkommen! Mein Gefährte holt auch seines hervor . . .

Vorerst zeigen sich jedoch nur hineinschwärmende Bienen. Heraus kommt keine einzige. Aufgeregt bangten wir im Wagen – das Fernrohr von uns beiden ist auf das Loch gerichtet – wer von uns wird sie wohl als Erster erblicken? . . .

Inzwischen atme ich etwas auf. Schließlich habe ich das Schlimmste überstanden, ich bin am Ende meiner vierstündigen Nervenprobe angelangt! Früher oder später – genau wie der ausgespülte Hamster – muss sie herauskommen! Jetzt erst stellt sich heraus, dass ich noch nie im Inneren der großen Pyramide war! Ich bin zwar hinaufgeklettert – in meinen einstigen Kletterzeiten – bis ganz nach oben. In einer Stunde kann man oben sein – wenn man sehr jung ist und sich sehr beeilt. Der Abstieg dauert anderthalb Stunden. Außer einer schönen Aussicht bietet sich da oben reichlich Gelegenheit zum Schwindelgefühl. Ich erinnere mich auch, als ich ringsherum an ihrer Flanke kletterte – aber in ihr Inneres habe ich mich wahrlich nie gewagt Ich wusste, dass da etwas ist, ich hatte gehört, dass es eine enge, niedrige, luftlose Krypta sei und dass sich ein gewisser Pharao namens Cheops vor einigen tausend Jahren darin bestatten ließ, mit der festen Absicht, dass ihn niemals jemand finden könne, man ihn niemals herausstochern könne! Aber siehe da, man hat ihn gefunden, genau wie die anderen, man hat seine geheime Ruhestätte enthüllt – sogar Jahrhunderte vor jener von Tutanchamun! Ägyptens Leichenfledderer kannten keine Grenzen! So zerrten sie auch den armen Cheops ans Tageslicht, machten den Weg zu seinem Grab frei, auf dem nun den ganzen Tag die Bienchen ein und aus gehen – Touristen aus fünf Weltteilen! Jeder ist neugierig auf Cheops, der vor viertausendsiebenhundert Jahren in naiver Leichtfertigkeit glaubte, sich gut versteckt zu haben Ich bin kein Freund der Störung alter Gräber. Man sollte die Absicht der Vorfahren respektieren – zumindest ein wenig. Schließlich können sie sich kaum noch wehren, nicht einmal gegen Taktlosigkeiten! Ich für meinen Teil würde es wohl kaum gern sehen, wenn meine künftigen Ururenkel meine Knochen kreuz und quer herumdrehen und der Reihe nach etikettieren würden In Katakomben, Stollen, Höhlen oder Grüfte gehe ich ohnehin nicht freiwillig. Auch das kommt an die Reihe, alles zu seiner Zeit.

Mein Arm wird lahm vom langen Schauen durch das Fernglas. Auch meine Augen flimmern, ich lasse sie also ein wenig über das hier draußen wogende Volk schweifen und überlasse meinem Freund die weitere Beobachtung der Öffnung.

Aus dem Summen des babylonischen Sprachgewirrs sticht unmissverständlich hervor: der amerikanische Tourist – der einheimische Dragoman – das mürrische bucklige Kamel. Ein individueller Klang alle drei – gleichermaßen unsympathisch . . .

Um uns herum stehen auch viele Autos still, die Wagen einsamer Ausflügler. Jedes wurde von einem prächtigen Dragoman unter seine Fittiche genommen – ein als vornehmer Scheich getarnter, braunhäutiger Führer –, in Wahrheit ein schwarzseeliger, baksisch-hungriger Halunke.

– Achtung! – ruft Simaika – es scheint, sie haben sich in Bewegung gesetzt!

Ich reiße das Fernglas an meine Augen. Die Schlange der Hineinströmenden ist tatsächlich ins Stocken geraten. Nun folgt offensichtlich das Herausströmen, denn im Magen der Pyramide herrscht nur Einbahnverkehr!

– Erschrick nicht – beruhigt mich mein Freund –, es kommt vor, dass dem einen oder anderen Touristen unwohl wird, die Luft da drinnen ist etwas dünn ... aber die Führer passen auf, im Notfall tragen sie das Opfer auch heraus hier draußen werden sie dann schnell wieder frisch gemacht!

Wieder bricht mir der Schweiß aus – dabei hatte ich gerade begonnen abzutrocknen. Schließlich ist auch Mangi „klaustrophobisch", genau wie ich! Auch sie erträgt keine unbelüftete Enge! Hätte ich sie doch bloß aus diesem gottverlassenen Autobus herausgezerrt . . .

Meine beklemmte Aufregung zwingt mich zu immer häufigerem Schlucken. Doch in meiner ausgetrockneten Kehle ist der Speichel versiegt . . .

Endlich – erblicke ich sie!

Sie sieht sich gut gelaunt um – niemand stützt sie!

Auf mein mit den Fingern abgegebenes Pfeifsignal reißt sie den Kopf so hoch, genau wie ein altes Husarenpferd beim Trompetensignal. Sie sieht mich auch – winkt – würde schon am liebsten herunterrennen . . .

Doch zwei aufdringliche Dragomane nehmen sie in ihre Mitte – sie erklären, ihre Hände und Füße sind in Bewegung –, offensichtlich ist ihnen der Bakschisch zu wenig!

Inzwischen bin ich aus dem Wagen gesprungen – im Laufschritt den Hügel hinauf –, ich bin auch schon oben und kaufe Mangi mit einem Bakschisch von den Aufdringlichen frei – da ist auch schon Simaika –, jetzt nehmen wir die Ausreißerin in unsere Mitte und begleiten sie triumphierend zum Wagen zurück! Die beiden Führer bleiben dort – sie geraten sich wegen des Bakschischs in die Haare. Mangi strahlt vor Glück. Was soll ich leugnen – auch ich atme auf. Angeblich hat sie ihren eigenständigen Ausflug genossen – Tutanchamun und die vielen damit verbundenen Sehenswürdigkeiten. Nach eigenem Geständnis jedoch genoss sie es „bitterlich" Wessen Wahrheit vor allem ihre riesige, schwarze Brille beweist. Dieses furchterregende Werkzeug kaufte sie unter dem Vorwand, das blendende Sonnenlicht abzuwehren, in Venedig, doch bisher benutzte sie es nur zur listigen Camouflage. Zum Zweck der Augenmaskerade! Zweierlei verbirgt sie so vor mir: das unnatürliche Glänzen ihrer Augen – oder deren Rötung. Ersteres würde etwaige erhöhte Temperatur verraten, Letzteres etwaiges Weinen. Und da ich von beidem nichts wissen darf, ist die verschleiernde Rolle der schwarzen Brille offensichtlich. Denn Afrikas blendendes Sonnenlicht können wir bereits von der Liste der Möglichkeiten streichen – das Wetter ist wieder trübe geworden. So ist unsere Rettungsaktion – wenngleich um den Preis ungeheurer Aufregung und einer halsbrecherischen Verfolgungsjagd – doch noch zum Triumph geworden. Wir haben Mangi aus der Masse herausgerissen und sie zur selbstbewussten Privattouristin rehabilitiert. Und obwohl sie der mühsame Vormittag ein wenig mitgenommen hat, ist sie doch stolz auf ihre freiwillig übernommene Leistung:

– Die Pyramide ist so eng und unbelüftet – erzählt sie, während sie sich die Nase pudert –, mir wurde schon fast übel! Trotzdem würde ich es nicht für ein blindes Kamel hergeben, dass ich hineingekrochen bin! So habe ich wenigstens mehr gesehen als du; da hilft es dir auch nichts, dass du angeblich schon zehnmal hier warst – du weißt trotzdem nicht, wie es drinnen aussieht!

Wie sehr der missglückte Vormittag für uns beide auch eine Enttäuschung war – hatten wir doch gehofft, alles gemeinsam anzusehen –, die nahegelegene Sphinx kann nun ich Mangi präsentieren! Und zwar so, wie ich es versprochen habe – aus Simaikas bequemem

Wagen. Auf eine nähere Beschreibung des Wunderidols verzichte ich, da ich ihm auf Seite 15 von „Rollender Sand“ fast einen ganzen Abschnitt gewidmet habe! Sie ist heute noch genauso populär wie damals, ja, nach dem um sie wirbelnden Fremdenverkehr zu urteilen, ist sie sogar noch populärer geworden. Dennoch ist sie bedauernswert! Seit fast fünftausend Jahren wird sie angestarrt Nach Beendigung des obligatorischen Fotografierens – zu zweit und einzeln, mit Kamel, Pyramide, Simaika, Sphinx oder ohne – vertrauen wir unser weiteres Schicksal erleichtert meinem gastfreundlichen Kumpan beziehungsweise seinem flinken Wagen an.

– Ein Glück noch – stelle ich fest, während ich mich nun bequem zurücklehne –, dass unsere Verfolgung so schnell von Erfolg gekrönt war. Bei einem Zusammenspiel ungünstiger Umstände hätten wir dein Benzin wohl bis zum Abend umsonst verfahren . . .

– Erwähn so etwas gar nicht erst – bemerkt er gallig –, du hast hier neben mir genug herumgejammert. Du hast mich so gedrängt, dass du mich fast den Wagen hättest zu Schrott fahren lassen. Dabei hat es keine Viertelstunde gedauert, da hatte ich dir die Beute schon in die Hände gespielt! Schneller, als du mir damals meinen Büffel . . .

Zuerst fahren wir zu Simaikas Wohnung, damit Mangi sich ein wenig ausruhen und frisch machen kann und den Staub der Pharaonen von ihrem Kleid klopfen kann. Kein Wunder, dass die durchwachte Nacht, das seit dem Morgengrauen andauernde Hin und Her, der Museums- und Kryptabesuch sie mitgenommen haben. Sogar ohne Influenza wäre das schon genug Doch die rührende Fürsorge meines Freundes, seine erfrischende Dusche und nicht zuletzt der darauffolgende Whisky-Soda haben eine unerwartete Wirkung auf Mangi. Er stellt sie nicht nur wieder auf die Beine, sondern verjüngt sie auch um zehn Jahre und füllt sie bis zum Rand mit neuem Unternehmungsgeist. Schon will sie wieder los, ihre schwarze Brille hat sie arglos eingesteckt, ihre Augen jedoch glänzen verdächtig – ich bin gezwungen, es auf den Whisky zu schieben. Denn das Fieberthermometer – obwohl wir auch das mitnehmen wollten – haben wir natürlich auf dem Schiff vergessen. Doch Simaika hat offensichtlich auch für das Mittagessen gesorgt. Sein dicker Achmed flitzt emsig hin und her, deckt den Tisch, klappert mit dem Besteck. Ich weiß, dass Mangi das Essen in solchen Momenten nicht interessiert. Für sie ist jetzt jede Minute kostbar, schließlich müssen wir um halb sieben wieder vor dem Hotel sein; dort versammelt sich die Touristenmeute, von dort werden wir nach Suez transportiert. Und falls wir etwa den Bus verpassen – die „Europa“ setzt ihre Reise auch ohne uns fort!

– Es ist unnötig, jetzt Zeit mit dem Mittagessen zu verschwenden – bemerke ich also an Mangis Stelle, obwohl auch mein Magen knurrt. – Wir können auch unterwegs eine Kleinigkeit essen . . .

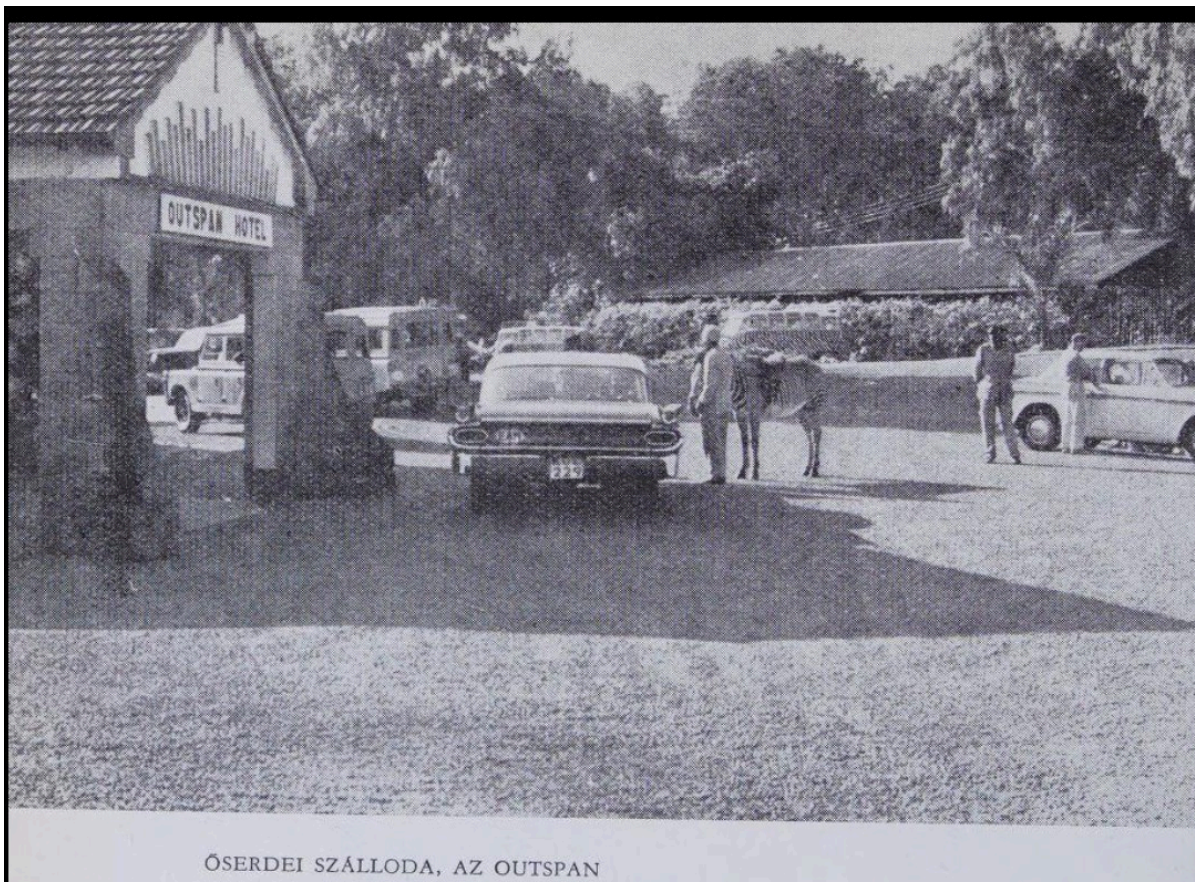
Mein Freund beruhigt mich jedoch:

– Wir haben reichlich Zeit für eine kurze Fütterung. Seit dem Morgengrauen habt ihr nichts gegessen, wer weiß, wann ihr zu einem Abendessen kommt? Im Laufe des Nachmittags können wir uns bequem all das ansehen, was den anderen gezeigt wird – sogar noch viel mehr! Und Achmed würde es sehr übel nehmen, wenn ihr auf sein Essen verzichten würdet. Seit siebenunddreißig Jahren päppelt er mich auf – das heißt, er terrorisiert mich –, ich wage es kaum noch, ihm zu widersprechen . . .

Es wäre auch schade drum gewesen. Denn das in aller Eile eingenommene Gabelfrühstück auf der blumigen, sonnigen Veranda tut wirklich gut. Das Hervorrufen alter Erinnerungen mit vollem Mund – selbst das geschäftige Schnaufen des dickbäuchigen Achmed ... Auch den ausgezeichneten türkischen Kaffee schlürfen wir

hinunter, als wäre er Sliwowitz. Vor Eile falle ich fast die vielen Stufen hinunter – doch schon sitzen wir im Wagen und setzen die Stadtbesichtigung nach der inzwischen vereinbarten Reihenfolge fort. Wir fahren hinauf zum Berg Mokattam – quer durch die Zitadelle –, dann, nach dem Anlegen der rituellen Filzpantoffeln, in die Alabastermoschee von Mohammed Ali – danach zu jener von Hassan, dem Mamelucken-Sultan, einem neunundsechzig Meter hohen Gebetshaus, das mit seinem Minarett prahlt –, und von dort hinaus in die Wüste, zu den uralten Kalifengräbern . . .

Hier kommen wir endlich zum Verschnaufen. Das haben wir alle nötig. Nicht nur wir sind ins Schwitzen gekommen, sogar unser Glaube ist heißgelaufen Meiner Meinung nach sollte man die Gräber der Kalifen im Mondschein besichtigen, so wie sie mir mein verstorbener Reisegefährte László Almásy vor fünfunddreißig Jahren zeigteStatt im Silber des Mondscheins baden die fast in Vergessenheit geratenen Mausoleen mit ihren Kuppeldächern – die einstigen Grabmäler der Fatimiden-Kalifen, der direkten Nachkommen Mohammeds – nun im Gold des Wüstensonnenuntergangs. Die Touristen interessieren sie kaum, außer uns sieht sie auch jetzt niemand an; ergeben warten sie auf das Vergehen weiterer Jahrhunderte. Doch auch unsere Zeit rennt, unser Programm haben wir bei weitem noch nicht erfüllt, wir müssen die gerade in der Dämmerung versinkende Wüste verlassen. Wir schalten unsere Scheinwerfer ein und fahren so in Kairos stille Nekropole ein, in die eigenartig ergreifende „Stadt der Toten“. Auch dies gehört nicht zu den Sehenswürdigkeiten des Fremdenverkehrs. Ihre vernachlässigten, holprigen Gassen und ihre unbewohnten Gebäude, die einem fast eine Gänsehaut über den Rücken jagen, werden nach Möglichkeit vor den Augen der Fremden verborgen. Denn in diesem geheimnisvollen Viertel ruhen keine Pharaonen, nicht einmal Kalifen, sondern nur einfache Kairoer Spießbürger. Ein riesiger Friedhof ist dieser schmucklose, jeder Vegetation entbehrende Stadtteil, der nur hier und da einen struppigen Bettler oder einen knochigen Hirtenhund birgt und den man – meiner Meinung nach – ebenfalls bei Mondschein durchqueren müsste. Denn das Licht der Autoscheinwerfer ernüchtert – statt seiner Geheimnishaftigkeit bringt es seine Abgenutztheit zur Geltung Obwohl dieser seltsame Friedhof ohne Gräber, dieser in geschlossenen Gebäuden gelagerte Gottesacker, selbst so, im Scheinwerferlicht, beängstigend ist! In den stockfinsteren Gässchen lodern hier und da geheimnisvolle Feuerchen auf, um uns herum hocken Gestalten, die in schmutzige Lumpen gehüllt sind und vor unserem Wagen herhuschen



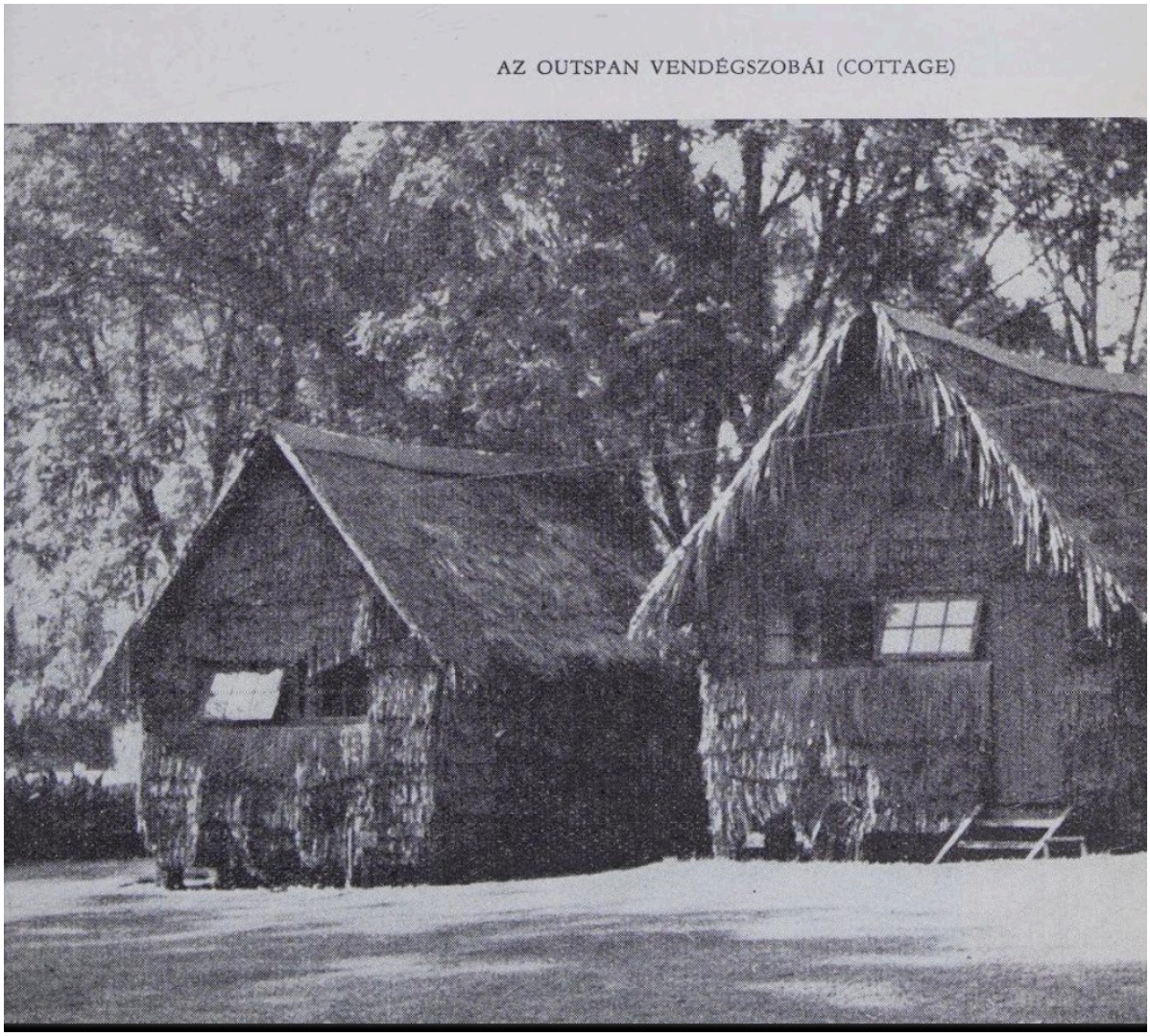
ŐSERDEI SZÁLLODA, AZ OUTSPAN

Zum Abschluss und als wahrlich erfrischende Zugabe nach den vielen Friedhöfen besuchen wir noch die einheimische Basarstadt – auf Arabisch „Souk“. Wir kommen zur besten Zeit; gerade erwacht der bunte Marktplatz des „Khan el-Khalili“ zum Leben, gerade entzünden sich seine vielfältigen, geheimnisvollen Lampen, seine zahllosen, dicht an dicht gedrängten Boutiquen – der lärmende, teils geheimnisvoll flüsternde Jahrmarkt der Lederhändler, Kupferschmiede, Silberschmiede, Juweliere, Seidenhändler und Parfümmischer! Mangi ist förmlich gefesselt von dem schwindelerregenden Gewimmel des „Souk“, dem sich schubsindex Drängen dunkler Händler, rätselhafter Taschendiebe, geduldiger buckliger Kamel und frommer Esel. Das demütig-süßliche Bitten bei jedem Schritt, das vertrauliche Flüstern, das gewaltsame Zerren an unserer Kleidung bringt sie ordentlich in Verlegenheit. Sie möchte hierhin und dorthin, in jede Bude hineinsehen. Simaika jedoch, obwohl er Mangi gerade mit einer lokalen Besonderheit – dunkelgrünen Korduanpantoffeln – eine Freude macht, vergisst auch die genaue Zeitkontrolle nicht. Ihn haben wir nämlich beauftragt, unserem Gaffen im Basar rechtzeitig ein Ende zu bereiten, da wir im Voraus ahnten, dass es schwieriger sein würde, uns von hier zu entfernen als aus jedem Museum oder jeder Moschee.

Manche meiner Leser erinnern sich sicher noch an meine einstige Beschreibung des „Fishmarket“, Kairos Vergnügungsviertel. Nun, in jener Gegend befinden wir uns jetzt – auf dem einstigen Fischmarkt! Über den ich behauptete, er sei der „Gipfel der Müllhaufen des Orients“, ja – wenn ich mich recht erinnere – sogar noch Schlimmeres! Das alles gehört der Vergangenheit an. Das befreite Ägypten hat auch auf dem Markt des „Khan el-Khalili“ gründlich aufgeräumt! Es kann stolz darauf sein, die Bordelle, die nach Hautfarbe klassifiziert die Gassenreihen füllten, beseitigt zu haben; es hat dem seit Jahrhunderten verwurzelten Menschenmarkt aus Sklavenzeiten, diesem Sodom, ein Ende bereitet und das verruchte Treiben des „Fishmarket“ zu harmlosem Krämergeist gezähmt. Nur seinen alten Geruch konnte es nicht beseitigen. Diese eigenartig in die Nase kriechende, mit keinem anderen Aroma zu verwechselnde Mischung aus Ambra, Orange, Schweiß, Pseudo-Kosmetik, Knoblauch und Weihrauch – den typischen „orientalischen

Basargeruch“! Der beherrscht auch jetzt noch unverändert die engen Sackgassen, offensichtlich unausrottbar. So abstoßend seine Bestandteile auch sein mögen, sein Gesamteindruck ruft mir doch eine begehrenswerte Welt ins Gedächtnis – die Erinnerung an meine erste Afrika-Reise! Ohne verlässlichen Führer wäre es auch heute nicht ratsam, sich in diesen unbestreitbar unterhaltsamen, aber kaum sicheren Menschendschungel zu wagen. Simaika jedoch bricht uns mit sicherer Hand und lautstarkem Arabisch den Weg und lotst uns erfolgreich aus dem überfüllten Labyrinth schmutziger Gassen zu seinem von Polizisten bewachten Wagen. Mit etwas brummendem Kopf, aber erleichtert klettern wir in unseren Wagen zurück, und bis wir den Wolkenkratzer am Nil, das vierzehnstöckige Hotel „Nile Hilton“, erreichen, warten auf seinem Hof bereits unsere bekannten Transporteure, die hellblauen Autobusse, zur Abfahrt bereit. Aber sie sind noch leer, obwohl es sieben Uhr ist und die festgesetzte Abfahrtszeit verstrichen ist. Unsere Mitreisenden jedoch laufen samt Führern und Chauffeuren zum Nilufer; alle erfreuen sich an dem großartigen Festfeuerwerk. Uns aber hat der heutige Tag so erschöpft für zischend platzende Raketen und umhersprühende Silberkugeln können wir uns nicht mehr gebührend begeistern. Unser einziger Wunsch ist die „Europa“ und darin unsere heimelige, liebe Kabine! Wir verabschieden uns also von dem wackeren Simaika. Es lag nicht an ihm, dass unser Ausflug nicht ganz so verlief, wie ich ihn geplant hatte. Dankbar danken wir ihm für seine vielfältigen Bemühungen, seine Hilfe, das für uns geopferte Benzin und die Abnutzung seines Wagens. Sicherlich ist er froh, dass er uns endlich losgeworden ist, in seine freundliche Wohnung zurückkehren und sich in seine laue Badewanne legen kann Wären wir doch auch schon so weit!

Vorerst nehmen wir, nachdem wir ein paar Hotel-Sandwiches hinuntergeschlungen haben, unsere Plätze im sich allmählich füllenden Autobus ein und – noch bevor er ganz voll ist – nicken wir ein. Erst beim Ruck des Anfahrens schrecken wir hoch. Taktvollerweise wurde die Innenbeleuchtung gelöscht, auch beim zweiten Faruk ist der Redefluss versiegt; statt Erklärungen lässt er ein pfeifend-sägendes Schnarchen vernehmen. Wir könnten getrost weiterschlummern, denn es dauert länger als zwei Stunden, bis wir das hundertfünfunddreißig Kilometer entfernte Suez erreichen. Und obwohl wir wortlos und mit geschlossenen Augen versuchen zu entspannen, will sich der Schlaf nicht einstellen. Mangi wurde sicherlich von der Fülle der neuen Eindrücke übermüdet, sie haben den Motor in ihr überdreht. Auch in meinem Kopf wirbelt vieles durcheinander, auch mich hat dieses Wiedersehen mit Kairo aufgewühlt Bestürzt stelle ich fest, dass die vergangenen fünfunddreißig Jahre – eine einzige Generation! – eine unermessliche Entwicklung für diese Stadt gebracht haben! Diesen fast amerikanische Ausmaße annehmenden Aufschwung versuche ich irgendwie zu ermessen – das heutige Kairo mit dem damaligen zu vergleichen. Natürlich spiegelt ein einziger kurzer Tag, ein in aller Eile erhaschter, flüchtiger Eindruck, nur allzu vage und sicherlich von der Realität abweichend jene gewaltige Arbeitsleistung wider, die in den Augen des laienhaften Besuchers eine solch weltbewegende Veränderung schaffen konnte! Die Unmengen an modernen Bauten, Wolkenkratzern, Krankenhäusern, Brücken, Straßenzügen und nagelneuen Stadtteilen haben mich wahrlich in Erstaunen versetzt. Als alter Bekannter kam ich hierher, vor Mangi wollte ich mit meiner einstigen Ortskenntnis prahlen, genau wie in Venedig


AZ OUTSPAN VENDÉGSZOBÁI (COTTAGE)

Doch das neue Kairo hat mich schwindlig gemacht, ich habe mich darin verirrt! Nichts habe ich wiedergefunden, nicht einmal das gute alte Hotel „Shepheard"! Vergeblich suchte ich es an seinem alten Platz, ich konnte es kaum finden; es ist an das Nilufer geflohen, unter die anderen Hotelriesen, in Form eines zehnstöckigen, zusammengesetzten „Plattenbaus"! Die Beschreibung der verblüffenden Evolution hätte ich vielleicht mit dem zahlenmäßigen Wachstum der Bevölkerung beginnen sollen. Vor dreißig Jahren betrug sie noch nicht einmal eine Million, heute aber hat sie die dreieinhalb Millionen überschritten! Ich weiß, dass man in Amerika so etwas belächelt, schließlich schrieb ich 1935 über Chicago, dass es seine Bevölkerung in einem einzigen Jahrhundert ver-tausendfacht habe! Nur war Chicago damals ein gerade mal hundertjähriger Jüngling mit flaumigem Bart, Kairo hingegen ist ein bodenlang bärtiger Methusalem! Schließlich wurde selbst das sogenannte „moderne" Kairo vor etwa tausend Jahren von der Dynastie der Fatimiden gegründet – und wie weit liegt erst das viele tausend Jahre alte Zeitalter der Pyramiden bauenden Pharaonen zurück? Die über fünftausend Jahre alte Geschichte der ägyptischen Zivilisation ist fast einzigartig. Dass aber eine tausendjährige Stadt in der Spanne weniger Jahrzehnte so stark gewachsen ist – ist ebenso beispiellos!

Meinen heutigen Besuch – wie ich ihn hier im Autobus schlummernd abwäge – machen zwei herausragende Eindrücke unvergesslich: Einer ist die soeben skizzierte, rasante Ausdehnung der Weltstadt – der andere ist jene auf Schritt und Tritt spürbare, überaus erfreuliche Erscheinung, dass der ehemals fast zum Himmel schreiende Unterschied zwischen Wohlstand und Elend unglaublich stark abgemildert wurde! Woraus offensichtlich folgt, dass das ägyptische Volk heute nicht nur zufriedener, sondern sicherlich auch viel glücklicher ist als zur Zeit meines letzten Besuchs. Dies kann nur das

Endziel der in unseren Tagen stattfindenden, wahrhaft weltbewegenden Umgestaltung sein. Dieselbe Absicht äußert sich auch im allgemeinen Friedenswunsch der Welt, im Bestreben, unmenschliche Kriege endgültig auszumerzen. Denn wir alle spüren, ja wir wissen es inzwischen sogar, dass die einzige Ursache der heutigen Kriege, ihr immer wiederkehrender Auslöser, die Ungleichheit ist – die wirtschaftliche Disparität zwischen Ländern, Völkern und sozialen Klassen. Leider muss ich jedoch meine Ausführungen unterbrechen – vor uns liegt die lange Lichterkette, die die Küste markiert, der Hafen von Suez, die Endstation unseres ägyptischen Ausflugs.

Doch die „Europa" – zugegeben, die Nacht ist stockfinster – sehe ich nirgends. Ja, man bringt uns nicht einmal dorthin, sondern in eine unbekannte Kneipe dritter Klasse! Wo man uns angeblich auch noch zu Abend essen lässt. Wir finden den unerwarteten Programmbau etwas seltsam, was im ganzen Wagen unwilliges Brummen auslöst. Schließlich ist es nach neun Uhr, wir sind todmüde und haben uns seit Kairo nur in der Hoffnung auf das Wiedersehen mit der „Europa" wiegen lassen. Besonders wir zwei, Mangi und ich. Wir sehnen uns förmlich nach unserem Schiff, nach unserem mit offenen Armen auf uns wartenden Zuhause, in erster Linie nach unserer Badewanne, nach unserem gemeinsamen Abendessen in der Kabine und nicht zuletzt nach einer ausgiebigen Nachtruhe. Wir finden, dass wir nach dem ununterbrochenen Herumgehetze seit Tagesanbruch ein gründliches Recht auf das Genannte haben. Zu unserer größten Bestürzung jedoch – gibt es von der längst fälligen „Europa" keine Spur! Ist sie im Kanal gesunken? Ist sie in Karawanen geraten? Letzteres scheint am wahrscheinlichsten. Den immer reger werdenden und folglich immer mehr stockenden Schiffsverkehr im Suezkanal will man auf folgende Weise beschleunigen: Da er immer noch wesentlich enger als nötig ist, herrscht im Kanal nur Einbahnverkehr – genau wie in der großen Pyramide. Entgegenkommende Schiffe haben keinen Platz, außer in der Nähe des unteren Endes des Kanals, wo er sich weit ausbuchtet. Diese weitläufige Wasserfläche nennt man „Buheirat Murrat", den „Bittersee" (Bitter Lake). Im Bittersee haben beliebig viele Schiffe Platz, sie können dort getrost hin- und herwenden. Hier warten also die nach oben Strebenden, hier formieren sie sich zu Konvois, hier weichen sie dem Weg der abwärts fahrenden Schiffskarawanen aus. Die Ozeandampfer lässt man nämlich nicht einzeln durch den Kanal – sondern nur in Karawanen zusammengefasst. Es kommt vor, dass ein solcher Konvoi aus dreißig bis vierzig Einheiten besteht. Seine Schiffe folgen einander in schöner Reihe, in Abständen von ein- bis zweihundert Schritten, mit gleichmäßig verlangsamten Maschinen. Bis nicht alle durch sind, muss der Verkehr in der Gegenrichtung ruhen beziehungsweise in der Ausweichstelle des Bittersees beiseite stehen. Es ist also anzunehmen, dass die „Europa" tatsächlich durch „Karawanen verzögert" wird und wir in diese Kneipe dritter Klasse gezwungen werden.

Gerne würde ich draußen auf der offenen Veranda warten, aber wieder belästigt uns kühler Wind, wir tragen nur dünne Mäntel, dabei ist dies schon das Tor zum Roten Meer, hier müssten wir eigentlich schon vor Hitze japsen Nicht nur unsere etwa vierzig- bis fünfzigköpfige Ausflugsgesellschaft, auch die einheimischen Kneipengänger drängen sich hier, es gibt zu wenige Tische, zu wenige Kellner, zu wenig Essen, aber noch viel weniger – Luft. Pfeifenrauch hingegen verdichtet sich reichlich, man könnte ihn fast schneiden. Offensichtlich sind sie nicht darauf eingerichtet, eine solche unerwartete Menschenmenge zu verköstigen, geschweige denn unterzubringen. Wir siedeln also auf die windige Terrasse um, und sobald uns zu frieren beginnt, ziehen wir uns in den verrauchten Speisesaal zurück. Diese beiden wechseln wir so lange ab, bis wir schließlich doch an die Reihe kommen und sogar – im Vergleich zu den Vorzeichen – ein akzeptables Abendessen erhalten. Es kann natürlich sein, dass die Strapazen des heutigen Tages es akzeptabel machen. Doch kaum haben wir es hinuntergeschluckt, wird es uns schon wieder verbittert. Es wird verkündet, dass das Schicksal der „Europa" völlig ungewiss sei. Vorerst bewegen sich die Schiffe noch nach oben, wer weiß, wann sie anfangen, abwärts

zu fahren? Jetzt erhalten wir die neueste telefonische Nachricht: Vor Mitternacht ist keinesfalls mit der „Europa“ zu rechnen, es kann aber auch sein, dass es erst gegen Morgen wird . . .

Na – das sind ja schöne Aussichten! Dabei hatten sie so sicher versprochen, dass wir spätestens um neun Uhr zu Hause sein würden, in unserer lieben Kabine! So gibt es übrigens auch das im Voraus geplante, gedruckte Tagesprogramm an! Und stattdessen drängen wir uns jetzt hier in dieser unbelüfteten Schenke, todmüde, und Mangi ist obendrein noch fiebrig! Wir verfluchen einer nach dem anderen und tadeln einstimmig die Nachlässigkeit, die unzuverlässige Geschäftsführung von „Lloyd Triestino“; er hat unseren Ausflug organisiert, er hat zugesichert, dass wir unser Abendessen bereits auf dem Schiff einnehmen können. Obwohl er vielleicht gar nicht schuld ist Aber da wir uns nun an niemanden wenden können, um Wiedergutmachung zu fordern, bleibt uns keine andere Wahl als nutzloses Zähneknirschen – oder das freie Raten unter den Möglichkeiten der vor uns liegenden Nacht. Von uns allen nimmt Mangi den einzig vernünftigen Standpunkt ein. Trotz ihres elenden Befindens verliert sie ihre gute Laune nicht, sie hat kein einziges Wort der Klage, sie kehrt jeden Ärger auf die heitere Seite und wird nicht müde zu wiederholen, wie sehr sie das Gesehene genossen habe und dass sie um lebenslange Eindrücke reicher geworden sei Ja, jetzt erwacht in ihr sogar der offensichtlich nur vorübergehend stillgelegte Tatendrang aufs Neue:

– Gehen wir in die Stadt – schlägt sie vor –, entdecken wir Suez! Hier drinnen ist schlechte Luft, und auf der Veranda erkälten wir uns. Gehen wir lieber ein Stück!

Etwa anderthalb Stunden stromern wir durch die schwach beleuchteten, fast menschenleeren Straßen, die wenig Vertrauen erwecken. Wir erreichen zwei, drei Matrosenkneipen, in eine schauen wir auch hinein. Doch außer dem üblichen Lärm, heiserer Grammophonmusik, Rauch- und Schnapsdunst, ein paar Poker spielenden, betrunkenen Matrosen und ihren dazugehörigen Damen erleben wir nichts weiter. Wir finden auch eine offene Touristenfalle – eine Souvenírboutique. Ihr unermüdlicher Besitzer lauert selbst um diese Zeit noch draußen in der Tür und lauert auf Nachtwanderer unserer Sorte. Bei unserem Näherkommen beginnt er schon von weitem mit der Einladung, wobei er sein Pfennigwaren-Sortiment detailliert aufzählt. Und während wir mit gleichgültiger Teilnahmslosigkeit an ihm vorbeigehen, redet er ungestört weiter, immer lauter, bis an die äußerste Grenze der Hörweite Und siehe da, er wird recht behalten, denn quasi als Anerkennung für seine Ausdauer kehren wir um – wir treten doch ein! Mit ausbrechendem Enthusiasmus begrüßt er uns, ein erfolgreicher Angler, der mit geduldigem Geschick doch noch den verspäteten Fisch fängt. Er sichert ihn auch sofort ab, damit er nicht nachträglich noch vom Haken rutscht. Höflich lässt er uns Platz nehmen und kocht dann, nach guter orientalischer Sitte, türkischen Kaffee. Uns füllt er ihn in winzige Tässchen, sich selbst in einen ordentlichen Becher. Jetzt können sie in Ruhe bearbeitet werden – denkt er –, ohne Kauf werden die mit großer Mühe an den Haken gegangenen Fischlein kaum entkommen.

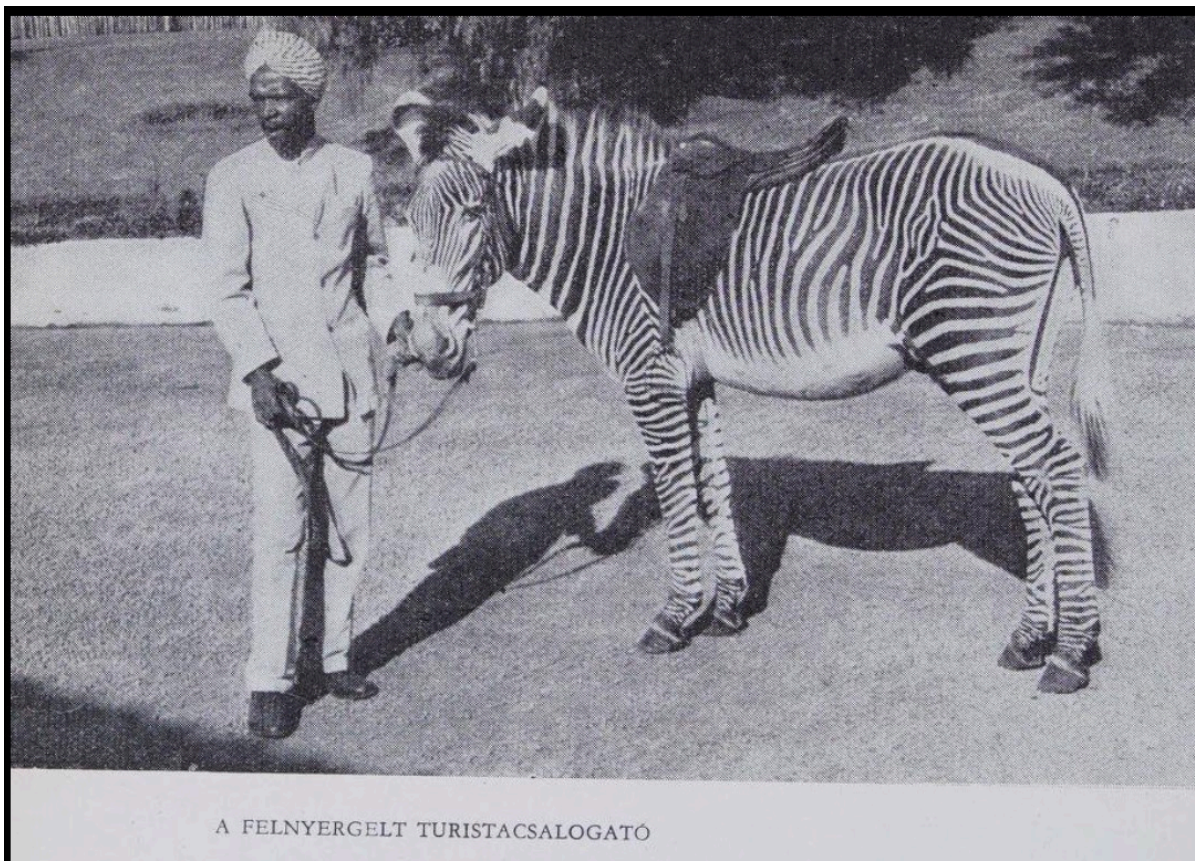
Im Weiteren sind das Wetter, das Ziel unserer Reise – aber vor allem der genaue Name unseres Schiffes das Gesprächsthema. Unser Gastgeber, obwohl er hemmungslos über die Unzuverlässigkeit des Schiffsverkehrs schimpft, ist sich sicherlich über die genaue Ankunft der „Europa“ im Klaren und kalkuliert nun schlau, wie viel Zeit er für das Melken seiner in die Falle gelockten Kühen aufwenden kann. Während des Kalkulierens doziert er unaufhörlich und leistet Bodenarbeit. Man sieht, sein Mund plappert nur mechanisch, sein Verstand wägt die Geschäftsmöglichkeiten ab: Er will uns gar nichts verkaufen, damit wir ihn nicht missverstehen, an so etwas denkt er gar nicht, Allah ist sein Zeuge und der Bart des Propheten! Das schmutzige Geschäft ist völlig nebensächlich, sein einziger Wunsch ist es, sein reiches Lager seinen hochverehrten Gästen bekannt zu

machen Schon macht er es bekannt, stellt alles in schöner Reihe auf, von bunten Pantoffeln bis zur aus Gips gefertigten Souvenir-Sphinx; sogar vom obersten Regal klaubt er die lange nicht gesehenen staubigen Schachteln herunter. Schließlich habe er nur deshalb gewacht – beteuert er –, weil er gefühlt habe, dass wir ihn beehren würden, dass wir ihn ermächtigen würden, seine landesweit bekannte Ware zu präsentieren wegen uns kann er ruhig präsentieren, wir sitzen bequem in dem angenehm luftigen Lädchen. Durch seine offene Tür sehen wir auf den Kanal hinaus, auf die immer noch nach oben strebenden Schiffe. Es geht auf elf Uhr zu, hier vergeht die lange Nacht leichter als drüben in der Kneipe. Interessiert lauschen wir der gut gelaunt lächelnden, höflichen Rede des wackeren Mohamed – oder vielleicht Abdullah? –, bewundern seine zähe Ausdauer, seinen unermüdlichen Optimismus – den pathetisch-gerissenen Champion des Krämergeistes! Schließlich wissen wir, welch bittere Enttäuschung sein armes Haupt erwartet; kaum ein paar Piaster klimpern in unserer Tasche, den Großteil unseres Geldes haben wir auf der „Europa“ gelassen, damit wir beim Anblick der Kairoer Läden nicht in Versuchung geraten. Geduldig sehen wir uns also seinen ganzen Kram an. Seinen ausgezeichneten Kaffee trinken wir aus, wir ruhen uns auch ein wenig aus, während unser zuversichtlicher Ladenbesitzer beim Anpreisen seiner Schatzkammer ins Schwitzen gerät. Dann bedanken wir uns verschämt für den Kaffee und kaufen – drei Ansichtskarten und zwei winzige, aus Werg bestehende Suez-Souvenirkamele. Mit unruhigem Gewissen ziehen wir von dannen, ahnend, dass unser hoffnungsloser Freund uns nun einen vergifteten Pfeilhagel, feurige arabische Flüche hinterherschickt. Erst als wir uns in Sicherheit fühlen, sozusagen außer Schussweite, wagen wir es plötzlich, fast verstohlen zurückzublicken: Er lungert noch immer in der Tür seiner offenen Boutique herum und – statt zu drohen – winkt er uns heiter lächelnd zum Abschied nach! Davon sind wir nicht nur gerührt, wir wagen sogar den folgenden bescheidenen Vorschlag: Es wäre wert, die Pester Ladenbesitzer einzeln hierher zu schicken, in die Bude des Suez-Trödlers. Für einen mehrtägigen Erfahrungsaustausch.

Auch unser Rückweg zur Kneipe verläuft nicht ohne Abenteuer. Das Auge eines einsam umherstreifenden, nach Kundschaft hungernden Mietkutschers bleibt an uns hängen. Ein Suez-Fiakerauge. Vermutlich das letzte Exemplar seiner Gattung, da das moderne Ägypten auch die altmodische Mietkutsche abgeschafft hat. Auch dieser wagt sich nur unter dem Schutz der Nacht heimlich auf die Straße, um verbotenerweise sein Glück zu versuchen. Seine zwei lahmen Klepper passen seltsam zusammen; das Stangenpferd ist genau doppelt so groß wie das Sattelpferd. Er gesellt sich zu uns, direkt an den Bordstein, und will uns um jeden Preis kutschieren. Er lockt mit den buntesten, natürlich unmoralischen Sehenswürdigkeiten, begleitet uns von Straße zu Straße und will nicht auf uns verzichten. Sein Mund steht nicht still, geheimnisvoll flüsternd, minütlich wechselnd, in immer anderen Sprachen. Ein philologischer Fiaker-Kuppler. Nur gerade Ungarisch kann er nicht. Sobald wir uns jedoch dem Lichtermeer der Kneipenterrasse nähern, wendet er seine Gäule mit einem plötzlichen Schlenker ab – schon hat ihn das Dunkel der Gassen verschluckt. Er muss auf der Hut sein, schließlich ist auch er illegal unterwegs, auch ihn schnappen die Polizisten, genau wie die Dirne, die sich ins Lampenlicht wagt. Ein charakteristisches Überbleibsel des einstigen, touristenmelkenden Räuber-Ägyptens . . .

Es geht auf Mitternacht zu, von unserem Schiff ist immer noch keine neue Meldung eingetroffen. Der allbekannte „Gali-Gali-Mann“ hat dennoch Wind von unserem in der Kneipe festsitzenden Ausflugskommando bekommen! Ich freue mich über ihn, auch er ist ein Erbe der einstigen Welt. Bei Touristengeruch taucht er sofort auf. In Hotelhallen, Kneipenvorräumen, auf den Decks von Passagierschiffen, die den Kanal überqueren, fehlt er nie. Ein wanderndes Steppentier, ein gut verdienender ägyptischer Hausmagier, ein Augenwischer und Gaukler, auf Englisch „Gali-Gali Man“! Ein frisch geschlüpftes Küken, ein buntes Hauskaninchenjunges und ähnliche Unverhofftheiten zaubert er aus

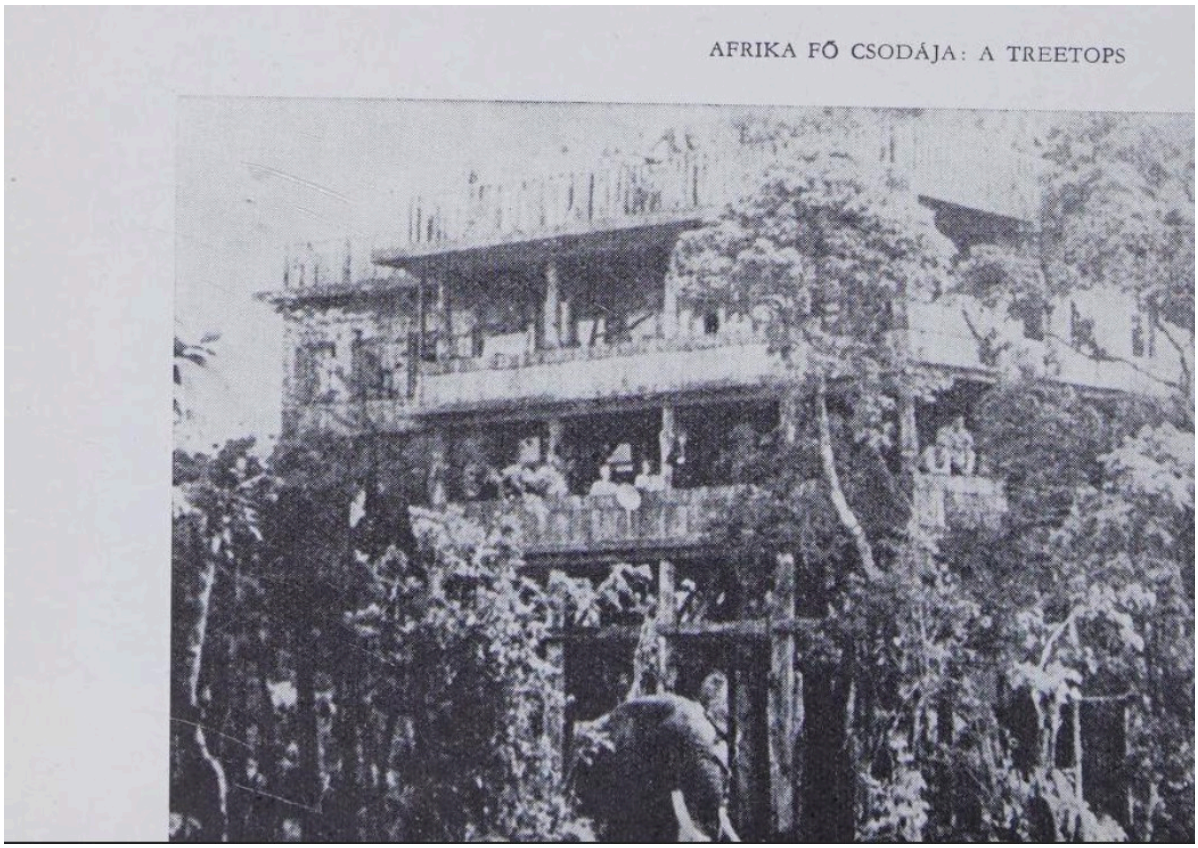
der Tasche des überraschten Touristen hervor. Währenddessen lässt er auch dessen Uhrkette, Brieftasche und Schmuck verschwinden, vorausgesetzt natürlich, dass es niemand bemerkt. Aber danach gibt er dem verblüfften, gaffenden Besitzer alles gewissenhaft zurück – unter dem tosenden Jubel des Publikums. Es ist nicht ausgeschlossen, dass er den einen oder anderen Ring oder ein Armband zurückzugeben vergisst, namentlich, wenn er seinem Opfer ansieht, dass es erst am nächsten Tag oder vielleicht gar nicht merkt, dass es beraubt wurde. Ich will nicht in der Ehre des oft bewunderten ägyptischen Wanderzauberers waten, ich verweise lediglich auf seine teuflische Geschicklichkeit, wenn ich den mir widerfahrenen Fall als Beispiel anführe: Auf einer meiner alten Reisen, während einer nächtlichen Überquerung des Suezkanals, hat uns der übliche „Gali-Gali-Mann“ lange Zeit unterhalten. Er nahm gerade mich in die Mangel und zauberte nacheinander ein ordentliches Nest voll gelber, flaumiger Küken aus mir hervor. Während des Hühnerfangs knöpfte er mir unbemerkt meine Hosenträger ab. Dabei war ich durchaus auf der Hut, ich war diesem bekannten Exemplar der arabischen Hausmagier nicht zum ersten Mal begegnet. Man kann sich die Erheiterung vorstellen, als nach Beendigung der Vorstellung aus den Souvenirs, die er in seine Tasche gestopft hatte – meine eigenen Hosenträger zum Vorschein kamen! Ein Glück noch, dass ich eine enge Hose trug; sie hielt auch ohne Träger stand! Wie viel lange Übung, wie viele Jahre professionellen Taschendiebstahls waren nötig, um eine solch teuflische Fingerfertigkeit zu erlernen! Verständlich also mein Entzücken beim Anblick des den ganzen Tag vermissten „Gali-Gali-Mannes“! Schließlich hatte ich auch ihm eine Hauptrolle auf der langen Liste meiner Mangi gegebenen Versprechen zugedacht! Sein Ausbleiben hätte meine Glaubwürdigkeit endgültig diskreditiert. Bedauernd höre ich übrigens, dass diese populäre Attraktion auch aus den Hallen der Kairoer Grandhotels verbannt wurde. Vielleicht hat er seine Kunst zu weit getrieben und den einen oder anderen Ring endgültig verschwinden lassen und stattdessen ein Küken in der Tasche des Opfers vergessen Dass er hingegen in den Häfen von Port Said und Alexandria noch regelmäßig auftaucht und auf jedes Schiff kommt, nehme ich mit Genugtuung zur Kenntnis. Er begleitet es bis Suez und unterhält das Publikum. Es wäre sehr schade, wenn man ihn auch von dort verdrängen würde. Man würde das mir so schön in Erinnerung gebliebene, einstige Ägypten seiner amüsanten Eigenart berauben. Ich erinnere mich auch, als ich auf irgendeinem Schiff – das mag auch schon dreißig Jahre her sein – den „Gali-Gali-Mann“ mietete, mich mit ihm in meine Kabine einschloss und mir eines seiner einfacheren Kunststücke aneignen wollte! Ich musste jedoch bald feststellen, dass aus mir ein seltener talentfreier Taschendieb werden würde! Schon bei den leichtesten Anfängergriffen blieb die Lektion stecken



A FELNYERGELT TURISTACSALOGATÓ

Zwei Uhr nach Mitternacht. Der Suez-Volkskünstler ist nach Hause getrottet, nachdem wir ihn etwa viermal seine immer raffinierteren Kunststücke haben wiederholen lassen. Zur Sicherheit haben wir alle unsere Taschen abgetastet; anscheinend hat er von niemandem ein Andenken mitgenommen. Sein Geldbeutel hat sich dennoch ordentlich gefüllt. Nach jeder Runde ging er mit dem Teller herum, und das Publikum ließ mit ungeteilter Begeisterung, statt in einen Teller, die Piaster in seinen als Teller benutzten roten „Tarbush“ klimpern. Von der Ankunft der „Europa“ gibt es immer noch nur unsichere, vage Nachrichten. Die Schläfrigkeit, die Erschöpfung drückt uns immer mehr nieder. Bald sind es vierundzwanzig Stunden, seit wir diesen abenteuerlichen Tag begonnen haben. Erst jetzt entdecken wir den geräumigen Nebenraum des Kneipengebäudes, den gelegentlichen Arbeitsplatz der örtlichen Laienspielschar oder vielleicht gastierender Wanderschauspieler. Nicht nur eine baufällige Rampe, eine Unmenge abgenutzter Stühle, sondern auch ein paar morsche Sofas stehen darin herum. Als Ruheplatz besetzt unsere entkräftete Gesellschaft diesen Kultursaal. Und nachdem wir uns vom Wirt hoch und heilig versprechen lassen, dass er vor der Ankunft unseres Schiffes Alarm schlagen lässt, verteilen wir uns im äußerst ungepflegten, staubbedeckten „Zuschauerraum“. Das eine oder andere Fenster ist zerbrochen, der scharfe Wind weht herein. Unsere Mäntel sind dünn, die arme Mangi wird ungeachtet dessen auch noch vom Schüttelfrost gepackt. Der tagsüber bereits wohltuend lächelnde Frühling hat sich an einen unbekannten Ort zurückgezogen. Wir lassen uns in zwei Ecken eines leer gebliebenen, verdächtig abgenutzten Diwans nieder; es ist vielleicht bequemer als auf dem steinharten Stuhl. Auszustrecken wagen wir uns dennoch nicht, so schmutzig, so ungezieferzerfressen ist er. Wobei uns natürlich jedes Ungeziefer auch im Sitzen anfallen kann. Mangels anderem wägen wir nun diese Möglichkeit ab – der Schlaf will sich beim besten Willen nicht einstellen.

Auch die aus der Mitte des Diwans hervorstehenden Federn stechen. Dennoch schläft der Großteil der Gesellschaft bereits. Zumindest tun sie so. Doch Mangis aufgewühlte Fantasie weilt noch immer unter den Pharaonen. Und da ich nicht mehr gewillt bin, mich auf diesem Gebiet auf eine Debatte einzulassen, beginne ich demonstrativ zu schnarchen. Dabei kann ich beim besten Willen nicht schlafen, davon kann keine Rede sein. Ich grüble darüber nach, warum ich dieses weltmännische, konsolidierte, instand gesetzte und verschönerte Kairo ständig mit dem einstigen vergleiche. Warum vermisse ich den ehemaligen „Fishmarket", das Durcheinander, den als Mietkutscher getarnten Kuppler, den zum „Gali-Gali-Mann" verfeinerten Taschendiebe, die in der alten Dunkelheit versunkene orientalische Stadt? Warum ziehe ich sie dem neu aufgebauten, aufgeklärten, zivilisierten Kairo vor? In erster Linie wohl deshalb, weil Kairo damals nicht nur fünfunddreißig Jahre jünger war, sondern ich selbst es auch war. Ein alternder Mensch neigt immer dazu, seine Jugenderinnerungen aufzupolieren und den einstigen Zustand für schöner zu halten als den gegenwärtigen. Vielleicht bedauere ich gar nicht das damalige Kairo, sondern schlicht meine verflogene Jugend? Oder kränkt es mich vielleicht, dass ich gehofft hatte, Mangi das einstige Kairo zu zeigen? Ich versprach ihr dieselbe alte Stadt, mit der mich vor fünfunddreißig Jahren mein erster afrikanischer Reisegefährte bekannt gemacht hatte – László Almásy. Der leider früh verstorbene, namhafte Wüstenforscher, der nicht nur der verantwortliche Leiter meiner ersten Afrika-Reise, sondern auch meiner späteren Wüstenexpedition war! Er erschloss ihn mir, er lehrte mich jenen damals noch wahrlich zauberhaften, vielerorts unberührten Schwarzen Kontinent lieben! Das noch wahrhaft geheimnisvolle, vom Maschinenmenschen der heutigen Zeit nur leicht infizierte, keineswegs denaturierte Afrika!



Auch jetzt kommt mir jener alte Märzabend in den Sinn, als ich zum ersten Mal in Kairo ankam Almásy wartete am Bahnhof mit seinem bewährten Steyr-Wagen. Er war damals Ingenieur der österreichischen Steyr-Werke, eine sechsmonatige Afrika-Erfahrung lag hinter ihm. Vom Bahnhof fuhren wir direkt zum Hotel. Ich war müde, wollte mich ausruhen, schließlich bereiteten wir uns für den nächsten Tag auf den Sudan vor – auf die allererste Jagdexpedition meines Lebens! Mit aller Macht wollte er mir das Schlafengehen

ausreden. Kaum hatten wir das Abendessen hinuntergeschlungen, sprang er schon auf; er wollte unverzüglich das nächtliche Kairo, die Pyramiden zeigen. Als ob er seine eigene Geburtsstadt präsentieren würde Ich wiederhole: Er hatte unsere Abreise in den Sudan für den nächsten Tag „eingeplant". Dieser Fachbegriff kam zwar im damaligen Wörterbuch noch nicht vor, die „Geldnot" hingegen war schon sehr bekannt. Sie verhinderte auch die Verlängerung unseres teuren Kairo-AufenthaltsSo versuchte mein Freund mit aller Gewalt, meine erste afrikanische Nacht zum Tage zu machen. Erst nach langer Zeit gelang es mir, ihn zur Einsicht zu bringen und ihn von der Notwendigkeit meiner Ruhe vor der Abreise zu überzeugen. Endlich ließ er mich allein, und ich konnte mich erleichtert ins Bett werfen. Einschlafen konnte ich jedoch schon damals nur schwer, erst recht nach der ersten afrikanischen Landung und der fieberhaften Erregung durch die Unmenge neuer Eindrücke. Aber ohnehin wäre es mir nicht gelungen zu ruhen, denn Almásy hatte es sich inzwischen anders überlegt, schob die scheinbare Rücksichtnahme beiseite, kam bald zurück, um mich abzuholen, und jagte mich aus dem Bett:

– Der Vollmond scheint herrlich – verkündete er –, es ist eine Todsünde, jetzt im Bett herumzulümmeln und erfolglose Einschlafversuche zu unternehmen. In solchen Momenten sind die Pyramiden, die Sphinx am wirkungsvollsten! Zieh dich schnell an, zum Schlafen hast du auch im Jenseits noch Zeit – laufen wir hinaus nach Gizeh!

Am Ende kam es natürlich so, dass wir bis zum Morgengrauen durch das mondbeglänzte „El Qahira" zogen; die begeisterte Führung meines Freundes vertrieb den Schlaf endgültig aus meinem Kopf. Aber ich habe es nicht bereut! Die Erinnerung an jene laue, nach Orangenblüten duftende Nacht, an die mondlichte Autofahrt, hat sich mir für immer eingeprägt. So scharf, dass ich bis heute meine neueren Nil-Tal-Erlebnisse damit vergleiche. So wird vielleicht verständlich, dass ich Mangi dasselbe Kairo von vor fünfunddreißig Jahren hätte zeigen wollen – die vom Mondstrahl versilberte Pyramide, die Sphinx, die Kalifengräber, die damals noch wahrhaft biblisch anmutenden Vororte KairosÜber jene unvergessliche Sudan-Reise habe ich nie geschrieben. Damals wagte ich mich an so etwas noch nicht heran, ich traute mir gar nicht zu, ein echtes Buch schreiben zu können! Diese Hoffnung wurde erst Jahre später, nach dem Erscheinen von „Csui!", zur Realität Doch mein Tagebuch über meine erste Expedition – zwar in fast unleserlicher, verblasster Bleistiftschrift, in einem zerlumpten, abgenutzten Heft, in einer primitiven, erste Gehversuche machenden Formulierung – hat den Krieg überlebt; heute fängt es dort, in der Truhe, Staub. Und da es zu seiner Veröffentlichung wohl kaum mehr kommen wird, mögen hier wenigstens einige Zeilen zum Gedenken an den einstigen Leiter der Expedition stehen. Zu meiner Entlastung zitiere ich mit freundlicher Genehmigung des Redakteurs den Auszug eines Artikels aus dem bald erscheinenden Ungarischen Biographischen Lexikon:

„Almásy, László Ede (Bernstein, 22. Aug. 1895 – Salzburg, 22. März 1951): Afrikaforscher, Entdecker. Sohn des Asienforschers György Almásy. Nach technischen Studien in London war er bei den österreichischen Steyr-Automobilwerken angestellt. 1926 reiste er zum ersten Mal nach Afrika, in die Nubische Wüste, um einen neuen Autotyp zu testen. Von da an organisierte er fast jedes Jahr ein bis zwei Expeditionen nach Afrika. Mit dem Kraftwagen bereiste er Tanganjika, Kenia, Uganda und den Sudan, von wo aus er durch die Nubische und Libysche Wüste nach Kairo reiste. 1929 gründete er in Ägypten eine Fliegerschule und entwickelte den Flugsport; 1930 leitete er eine Kamelexpedition vom Sudan nach Abessinien; 1932–33 erkundete er mit Flugzeug und Kraftwagen das bis dahin unbekannte Hochplateau der Libyschen Wüste, das Gilf Kebir. Auch die Entdeckung der Zarzura-Oase ist sein Verdienst. In den Höhlen des Uwainat-Gebirges fand er Felsmalereien aus prähistorischer Zeit. 1954 forschte er in der Libyschen Wüste und im Sudan nach Felsmalereien. Er kartografierte das Wadi Howar. Er berichtete über einen Berberstamm namens ‚Magyar' auf einer Nilinsel, dessen Mitglieder angeblich

Nachfahren ungarischer Kriegsgefangener sind, die aus dem Heer von Sultan Süleyman II. zusammengetrieben worden waren. 1941 wurde er zum Militär einberufen und auf deutsches Ersuchen zum Afrikakorps abkommandiert; von der deshalb 1945 gegen ihn erhobenen Anklage wurde er vom Budapester Volksgerichtshof freigesprochen. 1947 reiste er erneut nach Ägypten, wo er sich neben der Ausarbeitung eines Wüstenforschungsprogramms mit Automobilvertretung und der Entwicklung des Flugsports befasste. 1949 stellte er zusammen mit zwei anderen einen Langstreckenweltrekord auf, indem er ein Segelflugzeug von Paris nach Kairo schleppte. 1951 wurde er krank nach Salzburg überführt. Auf dem Sterbebett erfuhr er, dass er zum Direktor des Ägyptischen Wüstenforschungsinstituts ernannt worden war. Der von ihm 1932 bei Kairo-Heliopolis gegründete Sportflugplatz, der unter seinem Nachnamen bekannt wurde, ist heute als ‚Al Maza' ein internationaler Flughafen. Werke: Mit dem Auto im Sudan. Erste Autofahrt entlang des Nils (Bp., 1929); Die unbekannte Sahara (Bp., 1934); In der Luft im Sand (Bp., 1937)."

Zur Ergänzung der Daten des Ungarischen Biographischen Lexikons sei mir gestattet, noch einen Brief seines älteren Bruders, János Almásy, aus dem Jahr 1959 an mich zu zitieren, in dem er über die letzten Jahre meines verstorbenen Freundes berichtet:

„Ich freue mich, dass es noch einige gibt, die meines seligen Bruders mit Anerkennung gedenken Im Dezember 1946 kam er in Wien an, in einem jämmerlichen körperlichen Zustand, mit Zahnlücken, völlig abgemagert Nach der Besserung seines Gesundheitszustandes reiste er im Oktober 1947 wieder nach Kairo hinunter, setzte seine Wüstenforschung und die Ausbildung der ägyptischen Segelflieger fort1949 wurde mein Bruder nach Deutschland geschickt, um für Ägypten Wüstenmaschinen zu bestellen. Auf dem Rückweg steuerte er die Maschine der ägyptischen Gesellschaft »Saida« und landete auf dem Flugplatz »Al Maza« bei Heliopolis, den er 1932 gegründet hatte. Damals bestand die Verbindung zu Kairo aus einem Telefon in der Bude eines griechischen Obsthändlers, und aus dem ständigen Rufen nach »Almásy« entwickelte sich der Name »Al Maza« – so heißt die dort im Laufe der Zeit entstandene internationale Flugstation seither! Im selben Jahr wurde er nach Paris geschickt, um die von der ägyptischen Regierung gekauften französischen Segelflugzeuge abzuholen. Er erhielt die Erlaubnis, die Maschine nicht per Bahn und Schiff nach Ägypten zu transportieren, sondern sie mit dem Flugzeug schleppen zu lassen ... Die gefährliche, aber letztlich erfolgreiche Schleppfahrt über 2500 km galt damals als Weltrekord; meinen Bruder erwarteten in »Al Maza« ein riesiger Lorbeerkranz und eine Goldmedaille 1950 bemühte er sich darum, mit dem Österreicher Heinz Harrer in der Libyschen Wüste nach etwaigen Überresten des einst verschollenen persischen Heeres (Kambyses) zu forschen. Damals liefen bereits ernsthafte Verhandlungen darüber, meinen Bruder zum Leiter des Kairoer Wüstenforschungsinstituts zu ernennen, wovon übrigens schon seit zehn Jahren die Rede war. Doch im Juni erkrankte er an schwerer Ruhr, suchte dann Heilung und kam nach Salzburg, wo er wiederholt untersucht wurde. Leider kam ich erst spät dahinter, dass man im dortigen Krankenhaus nicht viel von Tropenkrankheiten verstand Mein Bruder reiste im November nach Kairo zurück ... Doch schon drei Monate später telegraphierte er wieder aus Salzburg, dass er im Krankenhaus liege Als ich dorthin eilte, sah ich bestürzt, dass ich es mit einem Sterbenden zu tun hatte ... Die krankheitserregenden Amöben waren über den Blutkreislauf in die Leber gelangt und hatten dort ein Geschwür verursacht Trotz chirurgischen Eingriffs und fachgerechter Behandlung verschlechterte sich der Zustand des Patienten zusehendsAm 1. März kam die Nachricht aus Kairo, dass mein Bruder nun endlich tatsächlich zum Direktor des Wüstenforschungsinstituts ernannt worden seiSo konnte er sich noch über die Erfüllung seines alten Wunsches freuen, doch am 22. März starb er an Herzschwäche Wir haben ihn in Salzburg beerdigt, sein Grab ziert eine Inschrift in arabischen Buchstaben, der Name, den ihm die einheimischen Beduinen gaben: »ABU RAMLA – der Vater der Wüste«."

Soweit der Brief von János Almásy. Diese „Dokumente“ möchte ich meinerseits nur mit der Feststellung ergänzen, dass László Almásy weltweit anerkannt wird; er wird nicht nur für einen hervorragenden Ägyptologen gehalten, sondern zählt zu den namhaftesten Wüstenexperten. Seine wissenschaftlichen Forschungen und Entdeckungen mehren seinen internationalen Ruf erheblich. Ich bin stolz darauf, unter seiner begeisterten Führung Afrika kennengelernt zu haben – die Erinnerung an unsere gemeinsamen Reisen und unsere Freundschaft bewahre ich in Ehren! Und besonders freue ich mich darüber, dass ich diese kurze Gedenkschrift noch hier auf dem Boden Ägyptens verfassen konnte, wo er seine schönsten Erfolge feierte. Denn wo immer er sich auch aufhielt, hierher sehnte er sich immer zurück, sein wahres Zuhause war das libysche Sandmeer. Hätte es an ihm gelegen, würde er gewiss lieber in der Zarzura-Oase ruhen als auf dem Salzburger Friedhof . . .

Doch die Nacht vergeht, ja, sie ist fast schon um, die Dämmerung naht, und – angeblich – naht auch die „Europa“, obwohl wir es kaum noch glauben können. Die Uhr zeigt vier, im Handumdrehen ist der Sonnenaufgang da, und wir wachen noch seit dem vorigen! Ja, Mangi übertrifft das vierundzwanzigstündige Wachsein sogar noch beträchtlich Doch alles nimmt einmal ein Ende, offensichtlich auch diese unselige und zugleich schlaflose Nacht! Der Wirt kommt herein, knipst das Licht an und verkündet lautstark den neuesten Telefonbericht:

– Die „Europa“ wird in einer halben Stunde hier sein – fertigmachen!

Unsere ächzend sich streckende, steif gewordene Gesellschaft mit den zerzausten Köpfen – ein wahres „Nachtlager von Granada“! Nur dass es dort angeblich – 1492, zur Zeit der Besiegung des letzten Maurenkönigs und der denkwürdigen Einnahme der Stadt – sehr warm war Im Gegensatz dazu frieren wir hier – obwohl wir sieben Breitengrade südlich

von Granada liegen – unangenehm! Fröstelnd versammeln wir uns also auf der offenen Veranda, von wo aus wir vorerst nur feststellen können, dass der Verkehr im Kanal die Richtung geändert hat – die Karawane schwimmt nun nach Süden! Bei der Annäherung jedes größeren Schiffes entbrennt unter uns das wetteifernde Raten. Viele glauben, die „Europa“ zu erkennen, ebenso viele sind gegenteiliger Meinung – dabei sind wir doch alle gleichermaßen Experten für die Suez-Überquerung. Die Debatte kann glücklicherweise nicht ausarten, denn nach nur wenigen Reingefällen ist tatsächlich die „Europa“ an der Reihe! Wir empfangen sie mit allgemeinem Freudengeschrei, ja, wir würden am liebsten sofort hinaufklettern, schlendert sie doch direkt vor unserer Nase vorbei! Nur – sie kann eben nicht anhalten, sie steckt fest in der Karawane, sie muss den anderen folgen, bis sie aus dem Kanal heraus ist! Erst am Eingang zum Roten Meer kann sie vor Anker gehen!

Schon ist sie in der Nacht verschwunden Über ihr kurzes, augenblickliches Erscheinen kann ich nicht viel sagen: An ihrem Deck lungerten nur ein paar Matrosen herum, wenige Lampen leuchteten. Passagiere ließen sich natürlich keine blicken. Sie hatten das bessere Los gewählt, sie konnten friedlich schlafen und blieben, wenn auch ohne jegliche ägyptische Erfahrung, dennoch von den Strapazen verschont, die uns in den vergangenen vierundzwanzig Stunden zuteilgeworden waren. Aber – man soll den Suez-Tag nicht vor dem Abend loben – wir haben die Erweiterung unserer Ägypten-Kenntnisse noch lange nicht beendet! Die endgültige Pointe steht noch bevor! Da sich die „Europa“ als die letzte „Einheit“ des vorbeigefahrenen Schiffskonvois erweist, versinkt das Kanalufer in ihrem Gefolge in völlige Dunkelheit. Und was wird nun mit uns? Zu Fuß können wir unser mit sechzig Kilometern Geschwindigkeit fahrendes Schiff kaum einholen?

Doch siehe da, eine armselige Motorbarke, die mit einem winzigen Öllämpchen blinzelt, tuckert aus der Dunkelheit hervor und legt hier vor unserer Kneipe an:

– Einsteigen! – brüllt eine Stimme daraus hervor – los, im Handumdrehen, wir bringen die zurückgebliebenen Ausflügler weg!

Es entsteht ein solches Durcheinander – es übertrifft alle Schrecken des heutigen Tages! Ich hatte noch nie das Vergnügen eines ernsthaften Schiffbruchs, aber ich kann die unter uns nun ausbrechende, wahnsinnige Panik nur damit vergleichen! Einander wegstoßend, stolpernd zwischen unsichtbaren Drahtseilen und gespannten Tauen, über viele versteckte Hindernisse kletternd, stürmen wir die Barke. Jeder fürchtet, zurückzubleiben. Denn wer zurückbleibt, sitzt zugleich hier in Suez fest – in der unfreundlichen Suez-Kneipe! Die aus der Dunkelheit schreienden einheimischen Barkenführer und die am Ufer herumlärmenden lokalen Kneipengäste dirigieren uns um die Wette, stoßen und ziehen uns auf Arabisch hin und her – den einen hinein in die Barke, den anderen zurück ans Ufer. Endlich begreifen wir, dass die Ankunft eines weiteren Rettungsbootes zu erwarten ist, da es nun zweifellos feststeht, dass wir keinesfalls alle in das verdächtig schwankende Gefährt passen Ich weiß selbst nicht mehr wie, genug damit, es gelingt uns beiden, über das Wirrwarr aus Geschrei und Fluchen an Bord zu klettern! Dabei brüllen die Barkenführer ständig, dass alle Plätze voll seien, niemand mehr einsteigen dürfe, man werde das Schiff umkippen, man solle auf die nächste Runde warten! Natürlich ist niemand bereit, zurückzubleiben, noch weniger, der neuen Barke Glauben zu schenken! Jeder will sich um jeden Preis in diese hineindrängen, obwohl das Wasser kaum eine halbe Handbreit unter dem Rand des überladenen Schiffes glitzert Ein ungeheures Tuten – schon fahren wir los! Wir hängen aneinander wie die Weinbeeren an der Traube. Mehrere bleiben zurück und laufen nun schreiend und gestikulierend neben uns am Ufer her, sie wollen uns zum Anhalten bewegen. . .

(Am besten verrate ich zur Beruhigung der Nerven des Lesers gleich, dass der allgemeine Schrecken, die unnötige Kopflosigkeit keine ernsthafteren Konsequenzen hatten. Die

versprochene zweite Barke tauchte bald auf, sammelte die verzweifelt am Ufer Gestrandeten auf und brachte sie nach uns auf die „Europa“, die geduldig vor Anker lag und ihre Wartezeit um eine volle Stunde verlängert hatte.) Wir aber – das tapfere Sturmtrupp-Kommando, das die erste Barke nach einem harten Handgemenge besetzt hatte – tuckern fröhlich den vier, fünf Ozeanriesen entgegen, die in der Ferne auf dem weiten Roten Meer vor Anker liegen. Eines davon ist offensichtlich die „Europa“! Die anderen sind nach oben strebende Schiffsriesen, die auf ihre Reihe warten. Am Rand unseres überfüllten Bootes schwappt immer wieder das Rote Meer herein; unsere zweiköpfige Besatzung mahnt ununterbrochen, niemand solle sich rühren, wir sollten uns aneinander festhalten, damit das Gleichgewicht nicht gestört werde.

Wir hielten uns auch fest – vor Kälte und vor Angst. Doch bis wir die „Europa“ erkennen, bis wir in ihre Nähe wenden – gelingt es uns, einander aufzuwärmen. In den einen oder anderen von uns sickert sogar der Mut zurück. Und als wir das Geländer unserer herabgelassenen Schiffsreling packen und über die Treppen heimwärts klettern, als wir endlich, endlich unsere lang ersehnte, liebe Kabine aufschließen können – sind wir zwar müde, ja –, aber in der wohltuenden Sicherheit des Zuhauses!

Es ist nach fünf Uhr, es dämmert – genau wie gestern um diese Zeit. Die Schiffsbar ist noch offen; unser aufmerksamer Kapitän hat dies so verfügt, mit besonderer Rücksicht auf seine erschöpften Kairoer Abenteurer. Wir lassen uns einen großen Teller Sandwiches, ja, sogar gut gekühltes Münchener Bier als Schlafmittel in unsere Kabine bringen. Doch Mangi scheint ein wenig der Schüttelfrost zu packen Ich fürchte, nicht nur von dem durchwachten Warten auf dem zugigen Kneipendiwan, nicht nur von der aufregenden Barkenfahrt . . .

– Nicht wahr, du wirst jetzt bis Mombasa deine Medizin nehmen und dich gründlich ausruhen? Du hast es versprochen, erinnerst du dich? – Ich habe es tatsächlich versprochen. Ich schlucke die Pille sogar schon, siehst du, mit wem du es zu tun hast! Aber weißt du eigentlich, was heute Abend sein wird? – Ich weiß es nicht, es interessiert mich auch nicht. Ich weiß nur – aber das zumindest sicher –, dass ich beabsichtige, vierundzwanzig Stunden zu schlafen. Das kann ich dir auch nur empfehlen. Schließlich ist dein Rückstand noch viel größer! – Und doch wirst du kaum vierundzwanzig Stunden schlafen. Heute ist nämlich – Heiligabend!

DELI PIHENŐ

Am 24. Dezember

Kaum ein Viertel des Plans vom langen Schlaf konnten wir erfüllen. Schon am frühen Nachmittag wachen wir auf, und nun stelle ich überrascht fest, dass ich auch mit dem Roten Meer, das als brütend heiß versprochen war, Schiffbruch erlitten habe. Endlich ein angenehmer Schiffbruch! Eine erfrischende, fast als kühl zu bezeichnende Strömung flutet durch das Fenster herein. Von einem so milden, frühlingshaften Roten Meer habe ich noch nie gehört! Mit Mangis Zustand kann ich mich leider nicht sehr brüsten. Sie beklagt sich zwar mit keinem einzigen Wort, ja, sie betont eher ihre Besserung. Dennoch verzichtet sie ohne besonderes Flehen, aus eigenem Antrieb, auf die Feierlichkeit morgen Abend – auf den Weihnachts-Schiffsball, und damit auch auf die Einweihung ihres schönen Sari-Kleides. Das ist schon verdächtig Obwohl sie es lächelnd verkündet, weiß ich wohl: mit bitterem Herzen. Ich kann gar nicht sagen, wie leid sie mir tut, so enthusiastisch hatte sie sich auf dieses Vergnügen am Roten Meer gefreut! Jetzt bereue ich es natürlich noch mehr, dass ich auf diesen verfluchten Ausflug eingegangen bin; ich hätte ahnen können, dass er ihr nur schaden würde! . . .

– Übrigens – erklärt sie eine halbe Stunde später – fühle ich mich wesentlich besser! Ich glaube, ich muss mein voriges Versprechen zurückziehen; ich werde doch zum morgigen Ball gehen! Denke nur: ein Weihnachtsmaskenball – mitten auf dem Roten Meer – in indischem Gewand! So etwas kann ich mir doch nicht entgehen lassen! Schon allein wegen meiner Tochter nicht! Du weißt, wie sehr sie auf meinen Ballbericht wartet – Du hast dein Wort gegeben – gebe ich mich streng –, dass du dich bis Mombasa schonst, möglichst im Bett liegend ruhst und deine vorgeschriebene Medizin pünktlich nimmst. Nicht nur in deinem eigenen Interesse, auch im Interesse unseres Auftrags! ...

Sie antwortet nicht. Offensichtlich habe ich sie nun an ihrer empfindlichen Stelle getroffen. Ich sehe, dass sie zögert, schwankt, ja sogar bereit ist, in einen Handel einzutreten. Natürlich nicht unter dem Gewicht ihrer erschütterten Gesundheit, rein unter

dem Gewicht der Einhaltung des gegebenen WortesUnsere Verhandlung ist bereits in vollem Gange, wenn auch erst mit relativem Ergebnis. Den Ball morgen Abend konnte ich ihr endgültig ausreden. Ja, ich bin so weit gekommen, dass sie nun für die von mir vorgeschlagene Lösung eintritt:

– Ich grüble schon lange über dieses morgige Vergnügen nach – sagt sie –, ich weiß, dass dies unter Engländern so Sitte ist, aber uns würde es kaum unterhalten. Wir brauchen ein weihnachtliches „Hirtenspiel", kein bis zum Morgengrauen dauerndes Essen und Trinken, keinen lärmenden Trubel . . .

Freudig bekenne ich mich zu dem in Wien gekauften, seither versteckten, zusammensetzbaren Kunststoff-Weihnachtsbäumchen, dem dazugehörigen kunterbunten Behang, den Glaskugeln, Kerzen und dergleichen. . .

– Aber genau das wollte ich auch mitbringen! – ruft sie begeistert, aber etwas enttäuscht aus – ich bin von Laden zu Laden gelaufen, nirgends war eines zu bekommen, überall war es ausverkauft! Schließlich konnte ich nur eine Krippe aus Bethlehem ergattern, mit glänzendem Stern und den dazugehörigen Heiligen Drei Königen! Damit wir wenigstens etwas haben – dachte ich –, was an Weihnachten erinnert!

Dabei stellt sich auch heraus, dass jeder von uns seine Weihnachtseinkäufe vor dem anderen geheim gehalten hat. Inzwischen sind sie auch etwas durcheinandergeraten, da wir außer unseren eigenen auch andere geheimnisvolle Pakete mitbringen – von unserer Tochter, von meiner Schwester –, auf allen droht derselbe Text: „Erst am Heiligabend zu öffnen!" Nun legen wir sie also auf einen Haufen, vorerst ungeöffnet, schließlich gilt das Verbot bis zum Abend. Dann siedeln wir auf das Deck über und strecken uns auf unseren Liegestühlen aus. Es wird wärmer, die Sonne scheint schon angenehm; das kann Mangis Gesundheit wirklich nur fördern. Wir schreiben ein wenig, lesen ein wenig, lassen unser strapaziertes Gehirn ruhen. Ich korrigiere: ich lese ein wenig, ich ruhe ein wenig. Denn Mangi schreibt fleißig an unserem Tagebuch, das ich meinerseits noch mit keinem einzigen Buchstaben bereichert habe. Dabei habe ich mich zu einer ausführlichen Reisebeschreibung verpflichtet. Doch die tägliche Eintragung überlasse ich freudig meiner Frau, da ich das zu schreibende Buch ohnehin von ihr abschreiben werde. Etwaige Irrtümer kann ich sogleich meiner Mitautorin zur Last legen.

Das Meer ist von makellosem Indigo, der Himmel von Ultramarin! Die beiden Blautöne passen angenehm zum beidseitigen Gelb. Schließlich sind Blau und Gelb die einander ergänzenden, gemütberuhigenden, nervenlindernden Farben des Spektrums. Zur Rechten gelbt die Nubische Wüste, zur Linken das Sandmeer von Saudi-Arabien. Gleich erreichen wir die Linie von Mekka. Mein Fernglas sucht vergebens; selbst die arabische Küste ist bis hierher kaum zu sehen, geschweige denn Mekka. Da wir gar nicht erst anhalten und unser Schiff sich beeilt – sprechen drei Entschuldigungen für die Verteidigung des Aufschubs der Wallfahrt nach Mekka. Wir dürften uns in der Gegend des Wendekreises des Krebses befinden; vielleicht haben wir ihn auch schon überquert. Einen Ruck habe ich jedenfalls nicht bemerkt. Zu anderen Zeiten glitzern hier winzige fliegende Fische; ein silberglänzender Schwarm nach dem anderen flattert vor dem Sog des Schiffes auf. Auch das fröhliche Spiel der springenden Delfine ist ein alltäglicher Anblick. Auch damit hatte ich Mangi ständig gelockt. Sie sucht sie auch, aber nur verstohlen. Davon, mich zur Rechenschaft zu ziehen, hat sie längst abgelassen – sie will mich schließlich nicht andauernd in Verlegenheit bringen . . .

Ich muss es kaum sagen: den ganzen Tag zeigt sich kein einziges Exemplar. Weder fliegender Fisch noch Delfin. Es war schade, auch das im Voraus angekündigt zu haben. Obwohl das Wetter nun wirklich tadellos ist, schlage ich vor, wir sollten uns in unsere

Kabine zurückziehen und uns auf den Heiligabend vorbereiten; zumindest sollten wir die Pakete auspacken, damit Mangi so bald wie möglich ins Bett kommt. Mein Vorschlag findet keine gebührende Würdigung:

– Warten wir lieber den Sonnenuntergang ab, er verspricht heute herrlich zu werden! Und das Auspacken der Pakete verschieben wir auf später; du weißt doch, dass auch eine Tombola zum Abendessen vorbereitet wird! Vielleicht gewinnen heute wir?

Für unsere Unterhaltung wird nämlich so sehr gesorgt, dass sie selbst während des Essens nicht ausgesetzt wird. Heute ist eine Abendessen-Lotterie an der Reihe. Ich erzähle, woraus sie besteht. Kaum haben wir Platz genommen, kaum beginnen wir mit dem Studium der Speisekarte, da kommt auch schon der Kartenverkäufer. Für fünf Schilling verkauft er jeweils eine kleine Papptafel. Was an sich nicht viel ist – besonders für den, der gewinnt. Aber nicht jeder gewinnt, sondern nur einzelne. Wir dürften wohl zu zweit sein, wir gewinnen nicht einmal zufällig. Dabei habe ich früher durchaus mal gewonnen – so ein unerwarteter Verdienst tut gut. Diesmal versuche ich, Mangi zum Kauf einer Karte zu ermutigen. Natürlich vergesse ich, dass eine Welt herrscht, in der man nicht nur beim heimischen Toto, sondern auch bei der italienischen Tombola nichts gewinnen kann. Das Abendessen wird hingegen durch die Lotterie ruiniert, da man nie auf das Essen, sondern immer auf die ausgerufene Nummer achten muss! Man muss sie eilig auf der Papptafel abdecken, damit man so bald wie möglich – triumphierend! – „Full House“ brüllen kann. Denn daraufhin wird sofort das Vierzig- bis Fünfzigfache der Fünf-Schilling-Papptafel ausgezahlt, was selbst unter Brüdern nicht unangenehm ist. Aber ich habe natürlich nur früher, vor dreißig Jahren, hin und wieder „Vollhaus“ gebrüllt; diesmal haben ausschließlich andere das Wort.

– Und doch habe ich das Gefühl – verkündet Mangi nun zum zweiten Mal –, dass heute die Reihe an uns ist zu gewinnen! So etwas habe ich geträumt. – Gehen wir also schnell, ziehen wir uns für die Abendparade an – gewinnen wir die Tombola! Danach können wir auch schon heimrennen und den Weihnachtskram auspacken. – Solltest du dich nicht lieber hinlegen? Mir wäre es lieber, wenn wir uns das Essen herunterbringen ließen. Obwohl natürlich die Tombola Hast du das wirklich geträumt? Sag, ist dein „Spuriusz“ (Vorahnung) ernst gemeint? – So ernst wie nur möglich. – Dann bereiten wir uns vor, in einer halben Stunde wird zum Abendessen geläutet!

Doch als wir losgehen wollen – glänzen Mangis Augen äußerst verdächtig. Doch wohl nicht wegen der Vorahnung?

– Ich bestehe auf dem Fiebermessen – versuche ich nun, mich durchzusetzen. – Das soll entscheiden, ob wir bei der Tombola gewinnen!

Ich kann nicht sagen, dass es leicht ging, aber schließlich fügt sie sich dem Temperaturmessen. Gerade erklingt das Glockenspiel des Suppenliedes. – Und das Thermometer – zeigt 37,6. – Wir gehen nicht hinauf – erkläre ich –, wir lassen uns das Abendessen bringen! Statt Tombola feiern wir einen friedlichen, heimischen Heiligabend! – Ich hatte so gehofft, dass du das vorschlagen würdest! – überrascht mich ihre unerwartete Antwort. Sie begeistert sich entschieden für die plötzliche Programmänderung. Vielleicht lässt sie ihn damit endgültig vergessen, den vor kurzem noch als wünschenswert erachteten morgigen Schiffsball – und auch den berühmten Sari? ...

– Ich werde ihn anziehen, wenn wir zurückkommen – tröstet sie sich –,

Sicherlich wird es auch dann irgendeine Feier geben, jetzt aber – packen wir die geheimnisvollen Pakete aus! Von dem wesentlich wichtigeren Schlafengehen will sie natürlich nichts hören, aber zumindest haben wir uns die Aufregung der Tombola erspart! Mit Vorsicht, fast schon kindlicher Befangenheit, entwirren wir die goldenen Schnüre der „Überraschungen“ Zum Vorschein kommen der kaum zwei Spannen hohe Mini-Weihnachtsbaum, der dazugehörige glitzernde Behang, winzige rote Kerzen, eine Geburtskrippe, die Weisen aus dem Morgenland – unsere aufmerksame Tochter hat uns sogar mit einer Messingglocke überrascht, die Weihnachtsweisen spielt! So ist, ohne dass wir uns abgesprochen hätten, alles Zubehör beisammen – eine echte, voll ausgestattete Weihnachtsausrüstung! Die wohltuenden Kleinigkeiten, die die Lieben von zu Hause geschickt haben, und das Allerlei, das wir füreinander mitgebracht haben, finden auf dem schmalen Kabinentisch kaum Platz Wir schmücken das Bäumchen – das Aufstecken der streichholzgroßen Wachskerzen auf die Zweige ist eine mühsame Geduldsarbeit, jede knickt zur Seite Wir stellen die „Geschenke“ darum herum, zünden die Kerzen an, löschen das elektrische Licht, ziehen das Uhrwerk der Musikglocke auf, und bei der altbekannten Melodie von „Stille Nacht . . .“ feiern wir einen friedlichen, vergleichsweise glücklichen Heiligabend. Zur Vollkommenheit der Stimmung fehlen nur Mangis gewohnt gute Gesundheit und die Anwesenheit unserer Tochter, die zu Hause geblieben ist. Wir lassen uns das Abendessen herunterbringen, ebenso das Weihnachtsgeschenk unseres Kapitäns: den Lancon-Champagner, der jedem Passagier zusteht! Wie dem auch sei, der neugierige Schiffsfotograf bekommt Wind von unserem intimen Weihnachtsabend. Er klopft an – zweimal lässt er sein blendendes Magnesiumlicht über uns aufblitzen. Er bekommt dafür – als Anzahlung – ein Glas Lancon. Er wird es morgen sowieso bei uns eintreiben, zusammen mit dem Preis für die FotosUm elf Uhr lesen wir beide bereits im Bett.

– Ach, wie gut, dass wir hiergeblieben sind – bemerkt Mangi mit einem zufriedenen Seufzer –, wenn du mich nicht dazu überredet hättest, herunterzukommen, könnten wir jetzt noch auf diese dämliche Tombola starren. Obwohl – heute hätten wir bestimmt gewonnen . . .

Zu Hause schneit es jetzt vielleicht in Strömen. Hier hingegen wird es immer wärmer, wir müssen sogar das Kabinenfenster offen halten. Lauwarme, salzige Meeresluft strömt herein, selbst eine einzige dünne Decke ist uns schon zu viel Wir bekommen sogar Lust auf ein Glas kaltes Wasser. Neben dem Kopf jedes Passagiers wird eine mit Trinkwasser gefüllte Thermosflasche bereitgestellt. Wir gähnen, werden schläfrig. Dann knipst jeder seine freundliche kleine Leselampe aus.

25 Dezember. Weihnachtstag

Die Weihnachtsmesse wurde für zehn Uhr angekündigt, und zwar im großen Salon. Als wir pünktlich um zehn dort ankommen, wird sie gerade beendet – in der Bibliothek! Es stellt sich heraus, dass sie nicht um zehn, sondern um neun begonnen hat. Die Ankündigung war wieder einmal falsch. Das ist sie also, die berühmte Schifffahrtsgesellschaft „Lloyd Triestino"! An welchen Angestellten man sich auch wendet, man erhält äußerst zuvorkommende und detaillierte Auskunft. Das muss man ihnen lassen. Aber – nicht einmal durch Zufall stimmt es! Als ich die heutige Messen-Frage zur Sprache brachte, begannen sie mit höflichen Entschuldigungen. Sie erzählten haarklein, was die Leitung dazu bewogen hatte, die seit Tagen am schwarzen Brett ausgehängte Messzeit um eine Stunde vorzuverlegen. Die Geschichte war so kompliziert, dass ich sie nicht zu Ende hören konnte; ich hatte den Anfang schon wieder vergessen. Aber – man beruhigte mich – heute Abend um elf Uhr sei eine weitere Messe zu erwarten! Diesmal in der Abteilung der Mannschaft. Da wir den heutigen Schiffsball endgültig aus dem Programm gestrichen haben, ergreift Mangi die Gelegenheit – gehen wir zur Mannschaftsmesse!

– Gerne! Wir erhalten nicht nur geistige Nahrung, es wird auch im Hinblick auf den Erfahrungsgewinn nützlicher sein als der übliche Schiffsball. – Obwohl – füge ich nachdenklich hinzu –, du früh ins Bett gehen solltest! Meines Wissens war das der Zweck deines Verzichts auf den Ball? – Das ist zweifellos richtig, aber es steht auch außer Zweifel, dass am Weihnachtstag jeder ordentliche Katholik eine Messe hört. Und wenn er die vormittägliche verpasst, geht er zur abendlichen!

Ich war noch nie bei einer Schiffsmesse der Mannschaft. Dabei habe ich mehrfach an außergewöhnlichen Gottesdiensten teilgenommen. Bei Feldmessen im Krieg, manchmal sogar im Schützengraben. Dann bei Freiluftmessen afrikanischer Missionare, in der Wildnis, im Urwald Ja, während des erbittertsten Trommelfeuers bei der Belagerung von Pest habe ich in den Tiefen der mehrstöckigen Katakomben unseres Hauses in der Úri-Straße sogar ministriert In Sachen besonderer Messen bin ich also nicht ganz unerfahren. Aber die Weihnachtsmesse einer italienischen Schiffsbesatzung – nachts um elf Uhr mitten auf dem Roten Meer –, so etwas hatte ich wahrlich noch nicht erlebt!

Nun, es ist erst Nachmittag, bis elf Uhr ist es noch lange hin. Wir wissen, dass es auf Ozeandampfern allgemein üblich ist, dass sich das Publikum – genau wie in einem internationalen Restaurant, Theater oder Konzert – abends umzieht und in Abendgarderobe erscheint. Früher – anno dazumal – im Frack, heutzutage schon im Smoking – auch nicht immer, und in weiteren dreißig Jahren sicherlich im „Bikini" oder vielleicht sogar ganz ohne. Wir leben im Zeitalter des rasanten Fortschritts, ja, des rasanten Ausziehens. Auch die schöne Sitte des abendlichen Umziehens lässt rapide nach. Selbst auf größeren Schiffen kommt es vor – besonders auf jenen, die Afrika befahren –, dass ein Passagier, der in Abendgarderobe erscheint, als „altmodisch" oder „fortschrittsfeindlich" abgestempelt wird. Da ich mich in diesem Sinne nicht nur für altmodisch, sondern vielleicht für am aller-altmodischsten halte, halte ich es für selbstverständlich, mich zum Abendessen auf der „Europa" täglich zusammen mit meiner Frau umzuziehen. Meiner Meinung nach ist dies ein Zeichen meiner gemeinsamen

Wertschätzung gegenüber der „Europa“, dem Kapitän und meinen Reisegefährten. Und letztlich erwartet auch mein abgetragener Smoking, der den Weltbrand zufällig überlebt hat, dass ich ihn hin und wieder lüfte, bevor er in seiner verzweifelten Endgültigkeit im heimischen Schrank zerfällt . . .

Nach dieser kurzen modischen Abschweifung – denn inzwischen ist es fast elf Uhr geworden – suchen wir den künftigen Schauplatz der Mannschaftsmesse auf. Da es auf dem Schiff keine Kapelle gibt, werden die Gottesdienste der verschiedenen Konfessionen in den geräumigsten Räumlichkeiten abgehalten – im Salon, in der Bibliothek, im ausgeräumten Restaurant. Nach dem Bezwingen unbekannter Irrgärten, geheimnisvoller Treppen und gewundener Korridore stoßen wir auf einen offenen Lagerraum, der sich vom Speisesaal der Mannschaft her öffnet – das diesmal auserkorene, behelfsmäßige Gotteshaus. Die Messe hat noch nicht begonnen, ein Priester zeigt sich auch noch nicht, aber in einer Ecke schimmert ein gedeckter Tisch weiß hervor, geschmückt mit zwei Kerzen – offensichtlich der Altar. Die Seeleute – etwa vierzig bis fünfzig an der Zahl – lümmeln durcheinander, der eine sitzt an der Reling, der andere auf einer Kiste, wieder einer auf einem Mastbaum, und sie sind eifrig dabei – Bier zu trinken! Wer kein Bier trinkt, trinkt Coca-Cola. Sie trinken nicht nur, sie singen sogar! Aber nicht etwa irgendein zum Biertrinken passendes, feuchtfröhliches Lied, sondern eine sehr bekannte, schöne Weihnachtsmelodie, die italienische Version von „Stille Nacht . . .“: „Dolce natal!“ – erschallt es ringsum, immer begeisterter, immer heiserer. Manchmal fast ausschweifend Nicht nur der Gesang der Matrosen, auch ihre Kleidung ist nicht gerade andachtsfördernd. Nicht gerade das makellose Weihnachtliche. Der eine hat sich im zerrissenen, gestreiften Trikot, der andere in einer zerlumpten Weste, wieder einer mit nacktem Oberkörper auf den festlichen Anlass vorbereitet. Irgendeine Hose hat jedoch jeder an. Das muss man ihnen lassen. Als gottesfürchtige Christen sind wir über die „Weihnachtsstimmung“, die sich um uns herum entwickelt, etwas befremdet. Wir fühlen uns immer unbehaglicher und wägen die Fluchtmöglichkeiten ab. Man müsste irgendwie verduften Beschämt blicken wir uns gegenseitig an, auf unsere Abendgarderobe, die nicht ganz zeitgemäß erscheint.

– Gehen wir schnell nach Hause – blitzt es uns durch den Kopf –, ziehen wir uns um! Die anderen fühlen sich durch unsere prunkvolle, allzu gegensätzliche Präsenz sicherlich auch unwohl. – Aber vielleicht kommen wir nicht rechtzeitig zurück – oder wir würden sie gerade dadurch kränken, wenn wir jetzt unerwartet aufsprängen . . .

Wir begnügen uns also damit, uns etwas aus dem Blickfeld zurückzuziehen. Wir kauern uns auf eine Kiste im Halbdunkel, wohin das taktlose Auge des Rampenlichts nicht blicken kann. Hier können wir in Frieden und unbemerkt auf den Beginn der Zeremonie warten. Die biertrinkenden Matrosen beachten uns glücklicherweise gar nicht. Dann erkennt uns doch einer von ihnen. Zu unserer Überraschung kommt er auf uns zu und fragt in freundlichem, höflichem Ton, wohin wir denn eigentlich wollten? Sicherlich hätten wir uns verlaufen, er würde uns gerne den Weg weisen Sobald sie jedoch erfahren, dass wir zur Messe gekommen sind – da wir die vormittägliche verpasst hatten –, scharen sie sich um uns und nehmen uns freundlich in ihre Mitte. Wir sollten nur ein paar Minuten Geduld haben, der Feldpriester sei gleich da, er halte die Messe. Sie schleppen sogar zwei bequeme Stühle herbei: Setzen Sie sich bitte hierher, nicht auf diese schmutzige Kiste! Wir bekommen sogar jeder ein Bier. Sie wetteifern förmlich um uns, jeder möchte uns bewirten! Währenddessen trällern sie unaufhörlich „Dolce natal“, aber immer ernster, immer andächtiger. Bis wir plötzlich bemerken, dass wir die schöne Kindheitsarie mit ihnen zusammen singen! Den Text kennen wir jedoch nur auf Ungarisch und Deutsch. Ich beobachte die Mundbewegungen meines Nachbarn, so kann ich es schon auf Italienisch, natürlich nur mit ein, zwei Worten Verzögerung. Ich bleibe etwas zurück „Dol-ce na-tal! ...“ Dann tritt der junge, sympathische Kaplan ein. Alle

stehen auf, jeder stellt seine Flasche neben sich auf den Boden. Der laute Gesang verstummt zu einem bescheidenen Flüstern, das verletzende Geplauder zu einem unterdrückten Murmeln. Und die lärmende Matrosenkneipe wird – fast wie durch einen Zauberschlag – zu einem andächtigen Gotteshaus! Die Gläubigen lassen sich still nieder, jeder auf seine Kiste, seinen Mastbaum, seine Reling. Wir beide in unsere festlichen Sessel. Das steht unserer Abendgarderobe offensichtlich zu. Verzeihen Sie diesen vielleicht nicht ganz angebrachten Vergleich, aber wir fühlen uns ein wenig wie ein Affe auf dem Schleifstein. Seine Bier- beziehungsweise Coca-Cola-Flasche zieht jeder zu sich heran. Wessen Flasche leer wird, der tritt bescheiden und leise in die nahegelegene Mannschaftsbar, um eine neue Flasche zu holen. Währenddessen erklingt ständig der Gesang, nun aber andächtig, weihnachtlich, fast herzerhebend. Aus den meisten der schmutzigen Matrosenblusen kommt sogar ein zerlesenes Gebetbuch zum Vorschein. Sogar aus einigen Hosentaschen. Aus den Hosentaschen der nackten Oberkörper. Zwei Matrosen in Uniform, mit Mützenbändern, feierlich gewaschen, ministrieren. Der junge Priester wendet sich um, beginnt die Predigt. Wir verstehen nicht genug Italienisch, aber nach dem Glänzen der harten Matrosenaugen zu urteilen, versteht ihr Priester die Sprache der Mannschaft. Er spricht ihnen aus dem Herzen. Und uns – obwohl wir ihm nicht wortwörtlich folgen können – lässt er jedenfalls die Bierflaschen und die ansonsten nachlässige Aufmachung vergessen. Einige Matrosen empfangen sogar die Kommunion. Nach Beendigung der Messe bekommt sogar der Priester eine Flasche Weihnachtsbier! Vielleicht war es auch nur Coca-Cola. Dann lässt er sich unter seine Gläubigen nieder. Auch er reiht sich in den Chor ein.

FOLYÓ MEDRÉBEN ELAKADT LANDROVERÜNK

27 Dezember

Gestern gab es nichts zu berichten. Wir lagen untätig herum, ruhten in Frieden im Sonnenschein. Mangis hartnäckige Erkältung ist unverändert. Heute Vormittag jedoch, da der Hafen von Aden in Arabien fällig war, begann sie wieder im Morgengrauen mit dem Hin-und-her-Laufen! Sie verschwendet so viel unnötige Energie; mit derselben Kraft hätte sie sogar zu Fuß oder vielleicht schwimmend von Suez hierher kommen können. Sie ist so lange unruhig, beobachtet so lange mit dem Fernglas die Küste, bis sie gegen zehn Uhr die Ankunft tatsächlich erzwingt. In Aden hat sich im Laufe der vergangenen Jahre

offensichtlich auch nichts geändert. Unser Schiff kann nicht in den Hafen hineinfahren – das konnte es früher auch nicht –; es ankert auch jetzt draußen in der Bucht. Man wird mit einheimischen Booten (diesmal leider schon mit stinkend tuckernden Motorbooten) an Land gebracht. Früher ruderten halbnackte somalische Jünglinge; sie stritten sich schon unterwegs über die Aufteilung des vereinbarten Fahrpreises. Ich erinnere mich, dass sie einmal sogar handgreiflich wurden. Sie legten die Ruder beiseite und begannen zu ringen. Bis der unterlegene Teil die Flucht ergriff und direkt ins Meer sprang. Sein Gegner – hinterher! Glücklicherweise waren wir viele Aussteigende, eine ganze Flotte von Kähnen wetteiferte um uns, wir konnten auf einen anderen überklettern. Aber unsere beiden Ruderer jagten sich noch eifrig, sie konnten sich immer noch nicht über das erst erhoffte Geld einigen. Wir ließen sie also dort zurück; vielleicht drücken sie sich heute noch gegenseitig unter Wasser Diese früher gewohnte Begrüßung in Aden blieb diesmal natürlich aus. Die zwei flinken, aber äußerst schmutzigen Motorboote wickeln unseren Landgang dafür umso schneller ab. Die Unmenge an Trödel-Seglern, die um die „Europa" schwärmen, hat augenscheinlich zugenommen. Sie finden kaum Platz, stoßen einander von den langen, schwankenden Mastbäumen, führen Nahkämpfe. Ihr leidenschaftliches Schreien, ihr ohrenbetäubender arabisch-somalischer Sprachstreit – das ist schon das alte, gute, das unverfälschte Aden! Die kunterbunten Akteure – obwohl ihr Aussehen, ihr Lärmen, ja sogar ihr Geruch unverändert sind – haben ihre Ware ebenfalls verändert. Damals boten sie vor allem Seidenwaren, riesige Schwämme, arabische Lederwaren und deutsche Ferngläser an (jahrzehntelang trug ich die in Aden gekauften, unzerreißbaren Seidenhemden, der Stoff war billiger als das Nähenlassen zu Hause), jetzt sind Transistorradios und Projektoren, Tonbandgeräte und Haustelefone, Elektrorasierer und Nylonhemden modern. Alles japanische und chinesische Ware! Die westeuropäische Industrie wird in erster Linie durch deutsche Optik und französische Kosmetik vertreten. Der deutsche Tourist deckt sich mit Zeiss-Ferngläsern ein, der französische mit Dior-Parfüm. Er weiß genau, dass er nach der Rückkehr von seinem Ausflug in den Orient seine Adener Beute zum doppelten Preis losschlagen kann! Aden ist nämlich – ein Freihafen! Eldorado für zollfreie Ware, für legales Schmuggeln! Was für einen Tand du auch in Aden kaufst – du kannst nur dabei gewinnen! Jeder weiß das genau. In erster Linie weiß es die Besatzung der durchreisenden Schiffe, in zweiter Linie die Passagiere – die weiblichen Mitglieder! Unter Letzteren befindet sich natürlich auch Mangi – diesmal leider mit schwachem Ergebnis. Der Adener Billigkeit ist es zuzuschreiben, dass die Rückkehr zum wartenden Schiff doppelt so viele Kähne erfordert wie der Landgang. Denn auf dem Heimweg transportiert jeder zweite Kahn Nebel. Vernebelte Ware! In Aden war das schon immer so, seit dreißig Jahren jedenfalls! Es ist also anzunehmen, dass es früher auch nicht anders gewesen sein kann. Über eine einzige Neuerung muss ich berichten: über das etwas verworrene Problem der Adener Währungsfrage. Da Aden – vorerst noch eine englische Kolonie – ist, fordern die Händler möglichst englisches Geld. Früher indische Rupien, jetzt ostafrikanische Pfund. Aber auch jede andere ausländische Währung nehmen sie gerne, ja begeistert an. Eine wahre Sehenswürdigkeit ist der sich auf Schritt und Tritt anbietende, aber gleichermaßen schlitzohrige, wahrlich akrobatische Geldwechsler. Mit schwindelerregender Geschwindigkeit, aber umso zweifelhafterer Genauigkeit, rechnet er jede beliebige Währung in etwa fünfundzwanzig andere um. Und da man in den bisherigen Häfen mit jeweils anderem Geld bezahlen musste, ist es verständlich, dass sich in den Hosentaschen ein ziemlich gemischtes Kleingeld angesammelt hat und dass jeder versucht, seine im vorigen Hafen übrig gebliebenen Groschenpfennige loszuwerden, vor allem zum Schutz seiner zerreißenden Hosentaschen. Denn an der nächsten Station wird man sie sicherlich gar nicht mehr annehmen. Man muss auch wissen, dass Aden der einzige Punkt ist, an dem wir den asiatischen Kontinent berühren, dennoch ist die ostafrikanische Währung im Umlauf, obwohl vorerst noch die Engländer die Herren sind! Schon an sich macht dies die Situation ziemlich vertrackt. Im Laufe der Zeit ist Aden zu einer Stadt mit 130.000 Einwohnern angewachsen! Erbaut in einer äußerst

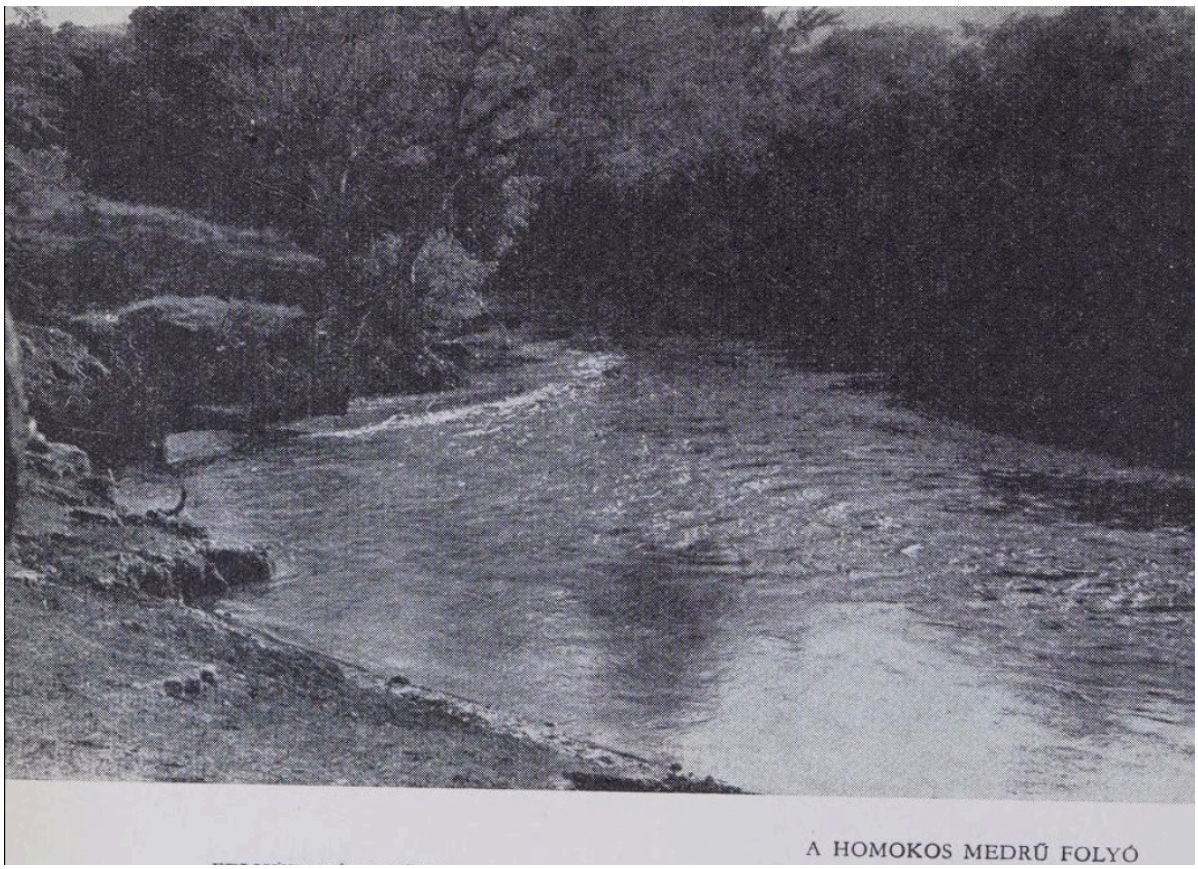
unfreundlichen, kargen, öden Felswelt, an der Stelle eines längst erloschenen Vulkans. Im Hintergrund ragen Felswände in den Himmel, die es wie eine wahre Bastion umgeben. Sein vorrangiges Problem ist die Wasserversorgung! Davon zeugen auch die am Stadtrand sichtbaren, riesigen Wasserauffangbecken, angeblich Zisternen römischer Legionen noch aus der Zeit des Augustus. Die Engländer erwarben es erst 1839, um Hand in Hand mit dem auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste bereits früher besetzten Somaliland die Passage durch die Meerenge nach Indien sowie nach Ost- und Südafrika zu sichern . . .

Um auf das vorhin angedeutete Währungsthema zurückzukommen: In meiner Hosentasche klimpert noch eine Handvoll Piaster, die von Suez übrig geblieben sind. Das arabische Kupfergeld ist nicht nur extrem groß und schwer, sondern auch überaus schmutzig. Wegen seiner vielfältigen Unannehmlichkeiten hoffte ich, es hier in Aden loszuwerden. Leider aber – niemand will es! Der an Land gehende Passagier zwängt sich zunächst durch ein schmales Tor. Dort am Tor zeigt er seine auf dem Schiff erhaltene „Ausschiffungsgenehmigung“ vor; später, wenn er die Stadt verlässt, bekommt er sie zurück. Tritt man durch das Tor ein, findet man sich dem Adener Postamt gegenüber; dort eilt man hin, um seine nach Hause gerichtete Post aufzugeben. Hinter dem Schiebefenster sitzt auf der Lauer ein bekannt vorkommendes, dennoch furchterregendes Schreckgespenst, ein mit Hennabeize rot angemalter, großbärtiger, dicker Araber.

– Wo habe ich diese Visage schon mal gesehen? – zermartere ich mir unsicher den Kopf.

Auch er blinzelt mich verschlagen an – offensichtlich muss er mich erkannt haben. Ich war vor dreißig Jahren hier – grüble ich –, als ob damals derselbe Rotbart hinter dem Schiebefenster hervorgezwinkert hätte? Wenn ich mich recht erinnere, hatten wir sogar eine Meinungsverschiedenheit wegen der arabischen PiasterDa wird mir klar, dass das doch nicht vor dreißig Jahren, sondern erst vor vier Jahren passiert ist, auf der damaligen Expedition! Natürlich, damals habe ich hier zum letzten Mal Post aufgegeben, auch damals hat er mein arabisches Geld nicht angenommen! Daher datiert unsere unangenehme Bekanntschaft. Auch diesmal, als ich ihm das silberne Fünf-Piaster-Stück hinklimpere, betrachtet er es misstrauisch. Dann kramt er seine Brille aus dem Futteral, prüft es, dreht es, lässt es immer wieder klingen. Als ob er so etwas jetzt zum ersten Mal sähe. Schließlich gibt er es doch zurück und verlangt stattdessen lieber englisches Geld. Wir machen noch einen kurzen Spaziergang durch die schmutzigen Straßen der Adener Basare, wo es eine Unmenge an vielfältiger und auffallend billiger, aber qualitativ schwacher chinesischer Seide, japanischen Fotokameras und dergleichen Projektoren gibt. Zwischen der vielen fernöstlichen Ware liegen in zwanglosem Durcheinander bunte Ziegen, abgetragene Esel, räudige Hunde – sogar Geflügel piepst zwischen den Füßen der Käufer! Krüppel, ja sogar Blinde gibt es im Überfluss; sie lärmen und feilschen in hundertlei unverständlichen Sprachen, aber das arabische Geld weist sogar der einbeinige Bettler zurück. Warum haben sie nur solche Angst davor? Die wirre Kopflosigkeit, der schwindelerregende Rummel erschöpfen uns. Auch die Hitze nimmt rapide zu; verschwitzt und müde entscheiden wir uns für die baldmöglichste Umkehr. Sogar die Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, der römischen Wasserbecken, der auf dem Marktplatz aus Asien eintreffenden Teppich-Kamelkarawanen verschieben wir auf unbestimmte Zeit. Mit einer ziemlich langen Nase und meinen in der zerreißenden Hosentaschen immer noch unverändert klimpernden Piastern zwängen wir uns zwischen die Unmenge an Piratenbeute der gerade abfahrenden Motorbarke. Erleichtert erreichen wir die „Europa“, die nun nach der Unruhe der schmutzigen Adener Hitze eine wahrhaft wohltuend kühle Oase ist. Auf dem Deck geht der Jahrmarkt mit unverminderter Heftigkeit weiter. Der Käufer zieht nun an einer Schnur die Ware des tief unter ihm schaukelnden Kahn-Händlers herauf, nimmt sie aus dem Strohbeutel und schickt darin den Gegenwert zurück. Möglichst in Piaster, damit er sie noch rechtzeitig loswird. Der Händler ist natürlich nicht bereit, sie anzunehmen, er protestiert empört – dabei ist dies

auch hier offizielles Geld! Der Käufer versucht den Händler, der Händler den Käufer übers Ohr zu hauen. Währenddessen verschwindet der „feingeistige“ Käufer schnell mit seiner Beute im Irrgarten des Schiffsbauchs – so ist das Geschäft nur aus der Sicht einer Partei befriedigend. Wir wenden uns nun – mit gemischtem Vertrauen – dem örtlichen Händlerkommando zu, das wiederholt verjagt wurde, aber inzwischen erneut an Deck geklettert ist und uns mit seinem Werbe-Gebiss anstrahlt. Aus ihren Augen schimmert hinterhältige Unterwürfigkeit, aus ihrer Seele unverhüllte Bosheit. Die Auswahl ihres Vorrats ist völlig identisch mit der in den Basaren der Stadt. Nur die Preise haben sich natürlich verdoppelt. Sobald ich beginne, unter den üblichen Andenken-Sachen auszuwählen, schnaubt mich der zuständige Höker misstrauisch an: Und als ich in meine Tasche greife und eine halbe Handvoll Piaster vorzeige – echtes, heimisches, arabisches Geld –, winkt er in waschechtem Englisch, aber mit melancholischem Ekel ab: – Nogud! (Nicht gut!)



A HOMOKOS MEDRŰ FOLYÓ

28 Dezember

Wir haben Aden verlassen, haben die östlichste Spitze Afrikas umrundet, das Kap Guardafui, das vor kurzem noch zu Italienisch-Somaliland gehörte, und drehen dann mit einem plötzlichen Ruck am Steuer den Bug unseres Schiffes in südliche Richtung. Wir befahren nun den Indischen Ozean; zur Linken die Unendlichkeit des Meeres, zur Rechten gelbt die über zweitausend Kilometer lange Küste von Somalia, das aus Britisch- und Italienisch-Somaliland vereinigt wurde. Wieder Blau und Gelb – die angenehm nervenberuhigende Farbmischung. Im Allgemeinen pflegt dies der angenehmste, erholsamste, tatenloseste Abschnitt der ostafrikanischen Schifffahrt zu sein. Die Zeit des sorglosen Sich-Ausstreckens, des kraftsammelnden Nichtstuns, des schönen Gedenkens beim letzten Feinschliff der Jagdpläne! In warmem Sommer-Sonnenschein sonnen sich die Passagiere, planschen im lauwarmen Schwimmbecken, im Wogen des zornblauen, dennoch sanft ruhigen Seegangs. Sie schlummern immer wieder ein beim Schmeicheln der einschläfernd kreischenden Möwenstimmen, und wenn sie hin und wieder aufschrecken, ist ihr Mundrand angenehm salzigDie hoffnungsvollen Jäger hingegen – zu denen wir

gerechterweise auch gehören müssten – malen sich auf der Palette ihrer Fantasie hunderterlei Möglichkeiten künftiger Abenteuer aus und versuchen so, die Stunden der noch verbleibenden Reise zu verkürzenDoch die Realität weicht leider – wieder einmal – vom Gewohnten ab. Und zwar sehr wesentlich.

Für Mangis Zustand ist die für den 31. fällige Landung in Mombasa keineswegs wünschenswert. Sie pflegt mit Unmengen an Aufregung, Plackerei und endlosem Hin und Her verbunden zu sein; für jemanden, der kränkelt, ist sie keineswegs geeignet. Daher beschleunige ich die Geschwindigkeit unseres Schiffes keineswegs, ja, wenn es mir möglich wäre, würde ich sie so lange wie möglich verzögern. Das Wetter ist, obwohl ansonsten angenehm, bei weitem noch nicht als tropisch zu bezeichnen, höchstens vielleicht als „maigut". Das glatte Wasser des Schwimmbeckens hallt vor Leere; diejenigen, die um es herum ein Sonnenbad nehmen wollen, gehen in Alltagskleidung auf dem Deck auf und ab; ihre Liegestühle strecken sich untätig. Selbst das Meer ist nicht vorschriftsmäßig ruhig, es ist wesentlich bewegter als der zu dieser Zeit gewöhnlich dahindümpelnde Indische Ozean. Man muss sich am Treppengeländer festhalten, unter den Betten rutschen die Koffer hervor, bald fällt dies, bald jenes vom Kabinentisch, manches klirrt sogar Und Mangi fehlt die für sie gewohnte, hoffnungsvoll begeisterte Stimmung. Ihr Mundrand ist auch nicht salzig, sondern fieberhaft trocken. Vor Kopfschmerz und Frösteln zittert sie; jene unglückliche Kairoer Studienreise hat ihr ordentlich zugesetzt. Trotzdem täuscht sie auch jetzt gute Laune vor. Aus ihrem Bett zieht sie wieder auf ihren Deck-Liegestuhl um; ihr Fernglas sucht immer noch nach dem silbernen Glitzern fliegender Fische. Vergeblich – kein einziges Auge glitzert dort! Um uns herum sind die Finalspiele der üblichen Sportwettkämpfe in vollem Gange. Oder besser gesagt, sie toben in vollem Gange. Denn ich würde dieses närrische Treiben lieber als Herumtollerei bezeichnen denn als sportliche Leistung. Auch das Bridgeturnier läuft – das tobt zumindest nicht. Mangi kann natürlich – so sehr sie sich auch darauf gefreut hatte – jetzt auch daran nicht teilnehmen; sie musste ihren zugelosten Partner im Stich lassen. Missmutig liegen wir also nebeneinander und bedauern gemeinsam die – verpassten Gelegenheiten –, die um uns herum Flügel bekommen. Übermorgen müssen wir mit dem Packen beginnen; die „Europa" wird wegen uns kaum langsamer fahren. Das Anlegen in Mombasa ist – wie ich erwähnte – an sich schon eine knifflige Frage. Was, wenn auch noch „Nebenumstände" – Krankheit, allzu viel Gepäck, eine immer kompliziertere Zolluntersuchung, politische Krisen – es erschweren! Für morgen Abend ist noch ein Abschiedsball in Verbindung mit einem festlichen Abschiedsabendessen geplant, die allerletzte Möglichkeit zum Stapellauf des schönen Saris (ich kann nur noch in Seemannssprache sprechen)! Verständlicherweise raucht mir also der Kopf – ich hatte nicht gehofft, in dieser Verfassung anzukommen.

30 Dezember

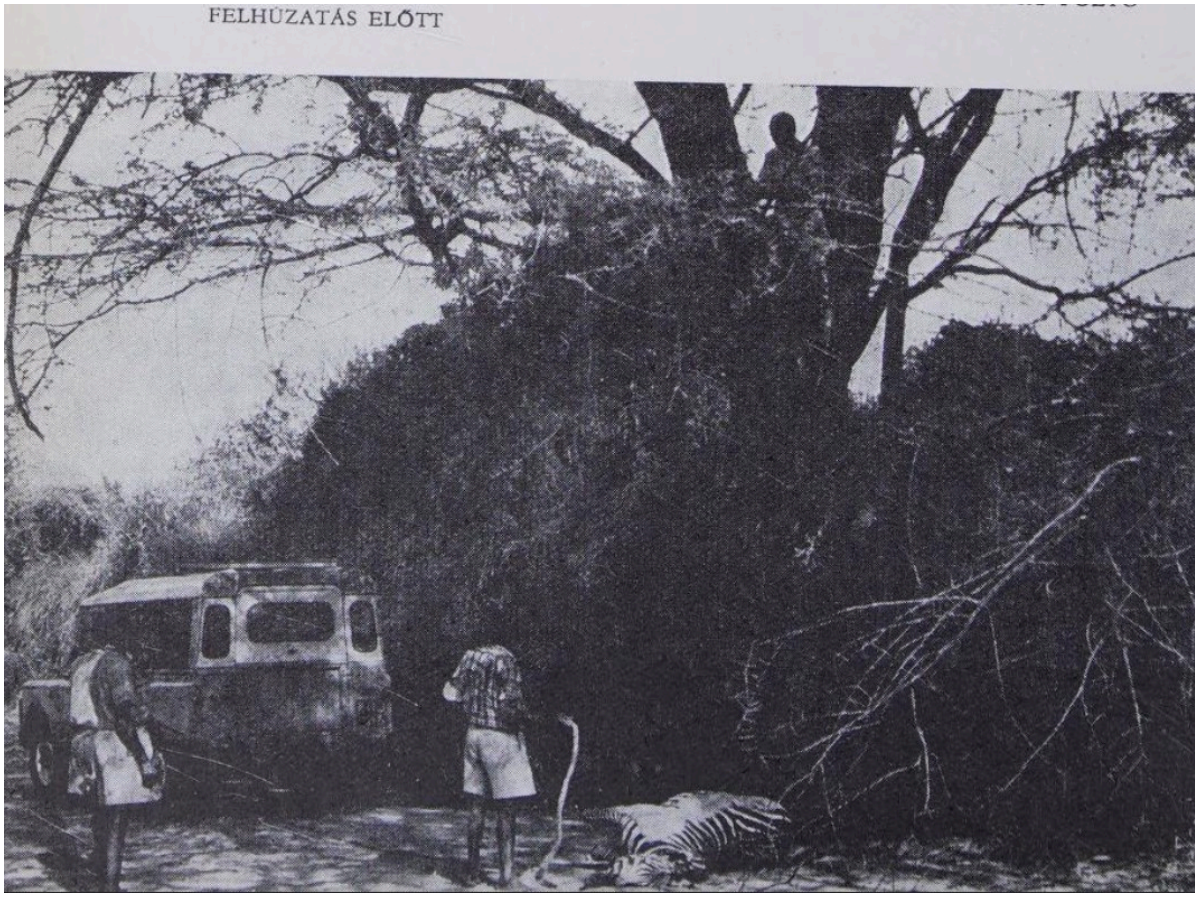
Der Arzt hat heute für Mangi endgültiges Bettruhe-Gebot erlassen. Ich wusste, dass dies früher oder später kommen würde. Wäre es doch schon vor einer Woche eingetreten und nicht heute, am Tag vor der Ankunft. Unsere Mitreisenden, die wenigen, die wir näher kennenlernen durften, bringen Mangi wirklich rührende Anteilnahme entgegen. Sie versuchen in jeder Hinsicht für sie zu sorgen. Der eine empfiehlt diese Pille, der andere jene Heilmethode oder Apothekerarznei; jeder will mehr wissen als der andere. Hoffentlich vergiften sie sie am Ende nicht mit vereinten Kräften! Ihr Zustand hat sich zwar nicht verschlechtert, aber im Laufe des Tages auch nicht verbessert. Trotzdem versucht sie, sich über alles zu freuen – ich weiß, dass sie es nur aus Rücksicht auf mich tut, damit sie mir nicht die Laune verderbe. Wie sich die Lage auch wenden mag – unser so genussreich versprochener Ausflug, den ich noch wünschenswerter gemalt hatte: der von Jahr zu Jahr aufgeschobene erste Abschnitt unserer „Flitterwochen" – ist unwiederbringlich ins Wasser gefallen. Außer Ärger, Unannehmlichkeit und Enttäuschung

hat er nicht viel gebracht. Sogar sein sogenannter „Glanzpunkt“ – der Ausflug nach Kairo – ist blass verblasst, obwohl Mangi ihn mit unverminderter Begeisterung erwähnt. Es hängt nun nur noch von dem Kommenden ab, von unserer eigentlichen Jagdexpedition, ob sie in der Lage sein wird, die Deichsel unseres Glücksrads zum Besseren zu wenden? Durch die Hölle des warmen, luftlosen Packens sind wir – dank Mangis harter Natur – irgendwie hindurchgekommen. Erschöpft haben wir uns nun in unsere Betten geworfen, für unsere letzte Nacht auf der „Europa“. Da oben spielt in vollem Gange die Musik, die Feiernden johlen! Der arme blasslila Sari kauert enttäuscht am Boden des Koffers.

31 Dezember. Silvestertag

Mangi hat unruhig und wenig geschlafen, ihre Temperatur ist 37,7. Was bei ihr mehr ist als bei anderen; im Allgemeinen erreicht sie nicht einmal die 36. Wir nähern uns, um zwei Uhr sollten wir in Mombasa sein. Unerwartet ist draußen das Thermometer stark gestiegen; eine schwüle, feuchte, typisch tropische Mombasa-Hitze. Zu allem Überfluss setzt auch noch Regen ein. Keineswegs kühlend, eher ein schwüler, fauliger warmer Sprühregen. Wir rutschen auf dem seifig-glatten Schiffsdeck aus. Aber bald taucht das Ufer auf, Kilindini, der Hafen von Mombasa; es tauchen zugleich seine wohlbekannten Aushängeschilder auf, die riesigen riesige, viele hunderte Jahre alte Affenbrotbäume – die „Baobabs“! Vorerst unternehmen wir nichts. An die Reling gelehnt, erkläre ich Mangi die vertraute Landschaft, die Einzelheiten des Hafens, die schönen Erinnerungen an meine vielen früheren Ankünfte. Selbst im unbeweglichen Stehen rinnt uns der Schweiß herunter. Wenn es sonst nichts nützt, senkt es vielleicht Mangis Fieber. Natürlich versucht sie wieder, die Rolle der gesunden, gut gelaunten Person zu spielen, aber mit immer weniger Überzeugung. Ihre müden Augen, ihre zitternden Hände können mich nicht mehr täuschen. Es ist nach zwei Uhr, wir sind tatsächlich in die Bucht eingefahren, erhalten aber vorerst keine Erlaubnis zum Einlaufen. Der Hafen ist klein, das Verkehrsaufkommen hat zugenommen, wir müssen warten, bis wir an der Reihe sind. Bis dahin ankern wir wieder draußen, etwa fünfhundert Meter vom Ufer entfernt. Ich hole aus der Bar eine Erfrischung mit Orangensaft. Sobald wir sie getrunken haben, schwitzen wir sie auch schon wieder aus; ich kann gleich die nächste holen. Verschiedene Passkontrolleure, Zöllner, Lotsen, Ärzte, die auf Motorbooten eintreffen – die üblichen Verzögerer jeder Anlandung. Sie klettern die herabgelassene Schiffsleiter hinauf und lassen sich schnurstracks in der luftigen Ecke vor der Bar nieder, um verschiedene Limonaden zu bestellen. Von Pässen, Ausweisen, Nachimpfungsbescheinigungen oder Waffenscheinen – von keinerlei Dokumenten – ist vorerst keine Rede. Jedes Mitglied der Mombasener Abordnung nuckelt an einem Trinkhalm. Jeder saugt wortlos, aber mit lautem Schlürfen an seinem Lieblingserfrischungsgetränk. Die Bürokratie von Mombasa hält ein Limonaden-Gelage ab. Auch wir nuckeln lange, denn lange Zeit geschieht gar nichts! Es geht auf vier Uhr zu, als wir endlich die Erlaubnis zum Hineintuckern erhalten. Unser Typhon dröhnt heiser, als wäre ihm die feucht-schwüle Atmosphäre bereits auf die Kehle geschlagen; kreischend erheben sich Mombasas unzählige Möwen, endlich stößt unsere Bordwand an den Kai – jetzt sind wir wirklich in Afrika angekommen! Denn unsere bisherigen Stationen, die ägyptischen und die übrigen, waren nur leichte Appetithäppchen, wässrige Aperitifs. Das Fernglas in der Hand, mustere ich die auf dem Kai drängelnde Menge. Hier müssten wir den Abgesandten von „Safariland“ aus Nairobi treffen. Früher unterhielt die Gesellschaft auch hier in Mombasa eine ständige Vertretung, die den ankommenden Gast bereits im Hafen empfing, ihm durch die vielfältigen Schwierigkeiten der Zolluntersuchung und Waffendeklaration half, ihn im Zug nach Nairobi unterbrachte, seine Fahrkarte kaufte, sein Gepäck aufgab – kurzum: für ihn sorgte. Ich erinnere mich sogar noch gut an seinen Namen. Bemister hieß das kleine, hagerere, aber äußerst geschickte und freundliche Männchen, das jeden Träger, jeden Zollbeamten kannte, mit der Gewandtheit eines Affen durch die riesigen Irrgärten der Zollhalle von Mombasa huschte und die Angelegenheiten des der Landessprache nicht

mächtigen Ankömmlings, der ohne die Vormundschaft des kleinen Bemister sicherlich hoffnungslos gestrandet wäre, den Umständen entsprechend schnell erledigte. Ich vermisse das inzwischen „abgetretene“ Männchen sehr. Er war ein unverzichtbarer Bestandteil der schweißtreibenden, schwülen Aufregung früherer Ankünfte.



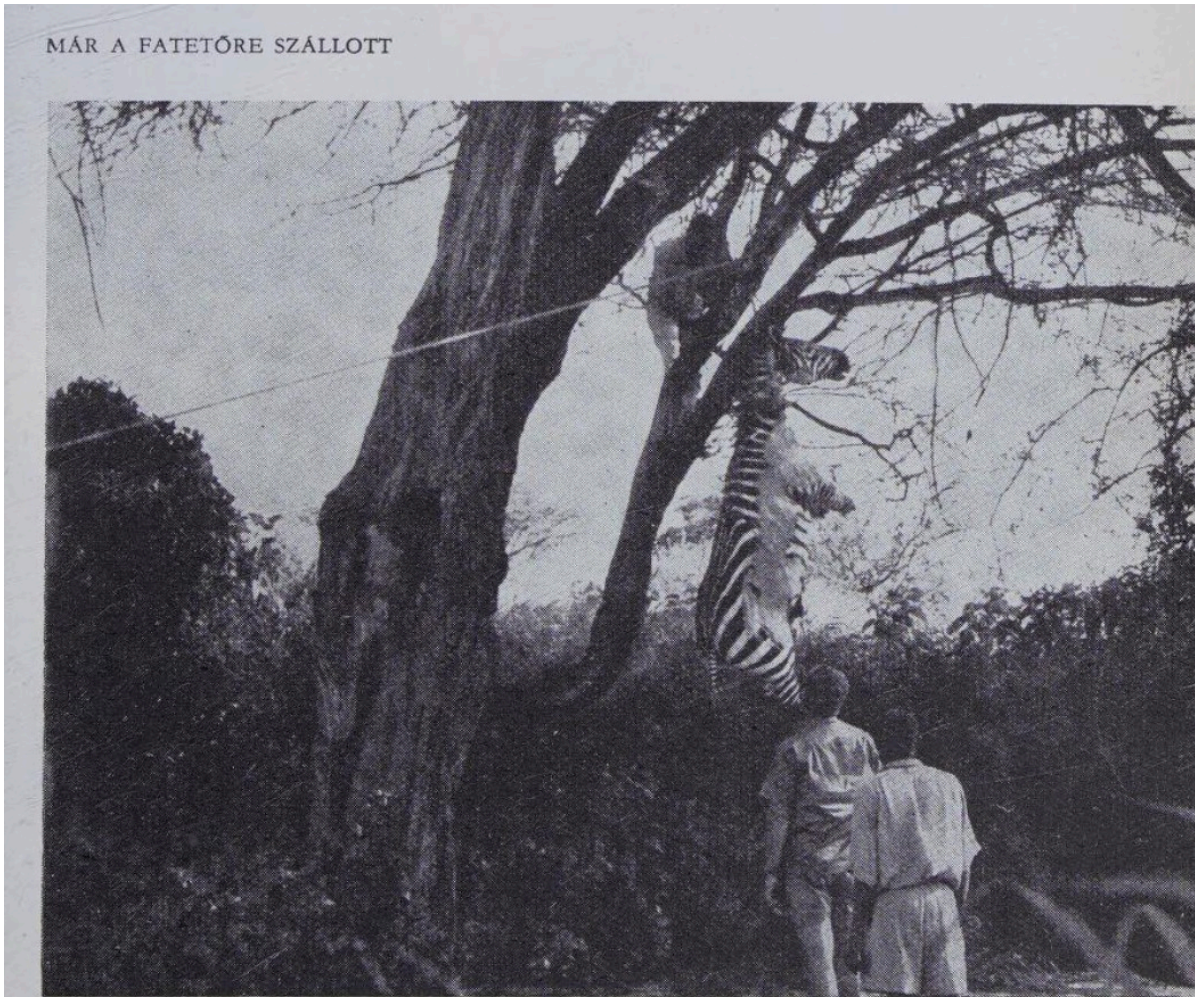
Das neu organisierte „Safariland“ hat keine örtliche Vertretung mehr; diesmal erwartet uns „Slim“ höchstpersönlich, der geschäftsführende Direktor des Unternehmens, inmitten der Menge auf dem Kai. Slims dicker Kopf hat mich ebenfalls entdeckt, freudig geben wir einander Zeichen, tauschen mit vollen Kehlen Botschaften aus – natürlich eine überflüssige Energieverschwendung, keiner von uns versteht ein Wort des anderen. Auch Slim sieht ein, dass wir mit Schreien nicht weiterkommen, und beginnt stattdessen mit fuchtelnden Zeichen. Er greift zu Morsezeichen. Und wie sich bald herausstellt – mit vollem Erfolg. Er gibt mir zu verstehen, dass es Einheimischen vorerst untersagt ist, das Schiff zu betreten – Schmuggelgefahr, Gefahr ansteckender Krankheiten, hunderterlei neue Vorschriften –, aber die Hafenbehörde werde bald erwartet, diese werde den Ausgang freigeben und gleichzeitig Slims schriftliche Nachricht überbringen. Das dauert natürlich einige Minuten – einheimische schwarze Polizisten bewachen den Ausgang –; ich nutze diese Gelegenheit für eine kurze Vorstellung von Slim. Ich muss übrigens anmerken, dass „Safariland“, die nun fast siebzigjährige Jagdagentur in Nairobi, die älteste unter den ähnlichen Unternehmen ist. Bereits die lange Expedition des älteren Bruders meines Vaters, Géza Széchenyi, den ich in meinen Schriften wiederholt erwähnt habe, wurde von „Safariland“ organisiert – damals, im Jahr 1900, noch unter dem Namen „Newland & Tarlton“! Dieselbe Firma organisierte – dann bereits als „Safariland“ – auch meine eigene Expedition in den dreißiger Jahren; auch 1960 regelte sie unsere Angelegenheiten, nur hieß sie damals „Transafrica“. Doch bereits im darauffolgenden Jahr kaufte sie ihren alten Namen zurück und nannte sich wieder „Safariland“. Später wurde sie erneut umgetauft. Unter dem Namen „Central Africa Safaris“ trat sie in die Organisation der ostafrikanischen Safari-Agenturen ein! Aber im Grunde genommen ist es auch jetzt noch dieselbe ursprüngliche Firma, die sich ihrem siebzigsten Geburtstag

nähert! Ihre Leiter wechselten im Laufe der Jahrzehnte natürlich noch häufiger als ihr Name. Als ich 1960 zum letzten Mal hier war, wurde sie von zweien geleitet: dem englischen Oberst L. H. F. Armstrong und dem ehemaligen weißen Jäger J. R. Potts. Heute sind sie unverändert die Direktoren des Unternehmens. Aber da das Geschäft nicht mehr so gut läuft wie ehedem – unzählige neue Jagdagenturen konkurrieren miteinander –, reicht es für die alte Firma nicht mehr für eine Empfangsdelegation in Mombasa. Oberst Armstrong machte sich also selbst auf den Weg und reiste anstelle des verstorbenen kleinen Bemister zu uns nach Mombasa hinunter. Was für einen guten Wurf etwa achthundert Kilometer von Nairobi entfernt liegt. Armstrong, mit dem Spitznamen „Slim", ist eine etwas aufgeschwemmte, dickbäuchige, käsefarbene Erscheinung. Keineswegs das, was ein Leser gemäßigter Breitengrade von einem „Leiter einer afrikanischen Jagdagentur" erwarten würde. Nicht gerade der geborene Teufelskerl. Aber ein sehr gutmütiger, fleißiger, herzlicher Mensch, der sich leider nicht der besten Gesundheit erfreut. Er passt schlecht unter die vielen durchtrainierten, sonnengegerbten afrikanischen Siedler. Seiner ungewöhnlichen, rundlichen Statur verdankt er den Spitznamen „Slim" (englisch: schlank). Kaum hatte ich die langatmige Monografie über „Safariland" beendet, trifft auch schon der Hafenkommandant ein – bei meinem letzten Aufenthalt hier noch ein kupferfarben gebrannter Engländer, heute bereits ein von Geburt an kohlrabenschwarzer Einheimischer. Doch mit der von den Engländern übernommenen Höflichkeit überreicht er Slims flüchtig geschriebenen, von Schweiß aufgeweichten Zettel. Ich kann gerade noch entziffern, bevor er zerfällt, dass wir uns mit dem Aussteigen beeilen sollen, sonst verpassen wir den Zug; er fährt um halb sieben Richtung Nairobi ab, unsere Schlafwagenkarten hat er bei sich – unsere Plätze sind also gesichert. Wenn wir ihn jedoch versäumen, können wir erst übermorgen fahren – am Neujahrstag ruht der Verkehr! Zweimal vierundzwanzig Stunden müssten wir dann hier in dieser unerträglichen Hölle ausharren. Wir kämen nicht nur in unnötige Unkosten, sondern Mangi müsste weitere zwei Tage auf einen Arzt und die noch viel notwendigere Ruhe verzichten!

Die Passkontrolle, die Ausstiegsgenehmigung, die ärztlichen und Nachimpfungs-Nachfragen gelang es uns ohne besondere Aufregung noch auf dem Schiff hinter uns zu bringen. Besonders, als sie erfuhren, seit wie langer Zeit ich hierher zum Jagen komme. Schließlich behandeln sie mich fast wie einen heimkehrenden, lieben Bekannten; der eine oder andere Zollbeamte erkennt mich sogar wieder. Unser Gepäck wurde bereits in die geräumige Halle des Zollamtes hinuntergeschafft. Unsersetwegen könnten wir bereits aussteigen, wir könnten ohne Hast den Bahnhof erreichen und uns in den Zug nach Nairobi setzen. Wenn sie uns doch nur ließen! Vorerst jedoch sind nur ungeduldige Nervosität und vergebliches Warten unser Los. Alle fünf Minuten zücken wir unsere Uhr, warten untätig darauf, dass die Zeit vergeht, hoffen, dass sie schwindet, und darauf, dass sich endgültig herausstellt – das Verpassen. Unseren Zug können wir keinesfalls mehr erreichen, zwei Tage lang müssen wir uns hier quälen, im sechziggradigen Dampfbad von Mombasa. Unsere Freunde, das Ehepaar Windisch-Graetz, das ebenfalls nach Nairobi will, schwitzt und ärgert sich neben uns, zusammen mit ihrem die Zunge hängen lassenden, alten Dackel, der die große Reise bereits zum dritten Mal macht. Seinen dunkelgrünen, gut geschnittenen Hausrock – sein Herrchen hat ihn darin vor kurzem noch auf dem windigen Deck spazieren geführt – haben sie glücklicherweise schon eingemottet. Offensichtlich ist auch sein Pass in Ordnung. Er hechelt sichtlich bereits ohne Aufregung. Die Zeit rennt, aber wir warten immer noch ungeduldig an derselben Stelle. Für alles Geld der Welt ließen sie uns nicht aussteigen. Bis halb sechs dauert die Tortur. Dann erst wird unser Verkehr mit dem Festland freigegeben, dann strömt die Schar der am Ufer Wartenden herein – unter ihnen schnauft der brave Slim, unser einziger Gönner, fast unser Lebensretter in dieser dunklen Unterwelt.

– Um halb sieben fährt der Zug – keucht er –, der Bahnhof liegt weit weg, es steht noch die Nervenprobe der Zolluntersuchung bevor, die Chance, den Zug zu erreichen, liegt bei fünfzig Prozent! Eine schwache Chance, aber wir müssen sie nutzen!

Slim teilt die Rollen aus, so gelingt es vielleicht. Unter seiner bleich schwitzenden Führung drängen wir gegen den vielfarbigen Menschenstrom, der auf das Schiff flutet; mit meinen zwei Gewehren und meinem Patronenrucksack bahnen wir uns den Weg zu dem etwas luftigeren Schuppen des Zollamtes. Mangi zwingen wir derweil in die sogenannte „Queue“ (sprich: kjú!), die lange Kette der Wartenden. Hier findet die Untersuchung des persönlichen Gepäcks statt. Entlang einer baufälligen Holzbank drängt sich das Volk; auf dieser wird die Zollabfertigung erfolgen, falls die Bank überhaupt standhält. Wir lassen meine arme Frau in der Unbekanntheit des Hafenrummels zurück. Doch für Erklärungen bleibt keine Zeit – sie ist eine eigenständige Reisende – möge sie sich aus dem Chaos herauswinden, wie sie kann! Wir beide, mit Slim, treiben weiter, „mit gezogenem Schwert“ – mit meinen Gewehren und meiner Munitionstasche – stürmen wir den am stärksten befestigten Stützpunkt, die fast uneinnehmbar scheinende Festung der hochrangigen Zollbehörde! Dort müssen wir die Einfuhrgenehmigung für meine Waffen und Munition erledigen. Was seit Menschengedenken eine besondere Nervenprüfung ist, eine erlesene Prüfung im Hafen von Mombasa. Der Waffenschmuggel blickt hier auf eine lange Reihe von Jahrzehnten zurück, erst recht heutzutage, in der Zeit des nur langsam abebbenden Mau-Mau-Aufstandes und der darauf folgenden Aufregung der Befreiung! Es ist verständlich, dass die Zollabfertigung der Waffen zu einer Geduldsprobe ausartet, die jedes irdische und jenseitige Fegefeuer übertrifft. Den inzwischen endgültig von der Bildfläche verschwundenen ehemaligen englischen Zollbeamten brachte das Klima von Mombasa ebenfalls immer in nervöse Wallung; gewöhnlich geriet ich mit ihm wegen der verschiedenen Arten und Mengen meiner Patronen aneinander – zwar brachte ich damals das Vier- bis Fünffache der heutigen Menge mit! Dennoch musste ich jedes Stück einzeln auslegen, alles schön in einer Reihe, damit ich ja nicht ein einziges mehr einführte als erlaubt. Aber wo ist sie nun hin, jene besagte „ehemalige Welt“? Der jetzige, schwarzbäuchige Beamte – obwohl ebenso zuvorkommend und höflich wie sein Vorgänger – ist dennoch unerfahren, noch unbewandert in den dunklen Irrgängen des Zolldschungels. Keinesfalls verkürzt er unsere Angelegenheit.



Mit seiner übertriebenen Genauigkeit dehnt er den ohnehin nicht einfachen Prozess der Zollabfertigung ins Unendliche und verkompliziert ihn immer mehr. Dabei mangelt es dem gottgegebenen Menschen wahrlich nicht an gutem Willen. Meine unzähligen Genehmigungen, Museums- und Botschaftsempfehlungsschreiben habe ich mit Slim geteilt. Mit einer Hand kann ich nicht alle schwenken. Hätte ich doch bloß kein einziges hervorgeholt! Anstatt sie zu erleichtern, verstricken sie meine Angelegenheit immer hoffnungsloser! Ich muss jedoch anmerken, dass die einheimische Behörde nicht nur in ihrer Höflichkeit, sondern auch in ihrer Geduld die alten übertrifft. Sein Kopf gerät selbst bei der unsinnig scheinenden Verordnung nicht in Wallung, zumindest verrät er es nicht. Unverändert kühl in der Miene, kohlrabenschwarz. Schon allein dadurch strahlt er eine wohltuende Ruhe um sich herum aus. Während ich auf das Verhör des vor mir befindlichen „Kunden" warte, lasse ich mangels anderer Nervenberuhigung ungarische Sprichwörter durch meinen Kopf gehen; kenne ich unter ihnen eines, das vom Leiden handelt, ein wenig tröstlich ist? Nur eines fällt mir ein. „Der Hund mit dem dünnen Fell und der Mensch in Stiefelchen müssen viel leiden!" Da ich mich diesmal jedoch in keiner der Kategorien für zuständig befinde, lenke ich meine Aufmerksamkeit aus der Welt der Sprichwörter wieder auf die Gegenwart. Unter anderem – auf meine Armbanduhr. In zehn Minuten sechs. Und wir sind noch kein Stück weiter! Um halb sieben fährt der Zug unerbittlich ab. Er macht weder unsertwegen noch wegen des Silvestertages eine Ausnahme! Langsam, aber sicher bewege ich mich auf dem ruhmlosen, aber unvermeidlich scheinenden Weg meines Erstickens im eigenen Schweiß und des Verpassens des Zuges. Jetzt kann ich wenigstens meine Besorgnis auf Mangi konzentrieren, denn sie harrt immer noch hilflos-fiebrig in der endlosen „Kjú" aus! Wir hingegen hier vor dem Fenster der Zollbehörde. Es ist fünf Minuten nach sechs. Um halb sieben fährt der Zug. Ich weiß, dass ich dies bereits angekündigt habe, aber unter den Lesern findet sich immer ein Unaufmerksamer. Also – um halb sieben! Meine

Möglichkeit, dort anzukommen, eine vorhin noch auf fünfzig Prozent geschätzte Chance, ist auf ein Minimum zusammengeschrumpft. In Prozenten gar nicht mehr auszudrücken Aber selbst auf diesen winzigen Rest verzichten wir nicht. Auch Slims Nerven sind bis zum Äußersten gespannt:

– Machen Sie sich bereit – keucht er –, Sie kommen dran! Derweil springe ich in die Halle hinunter und sehe nach Ihrer Frau! Ich laufe, um ein Taxi aufzutreiben! Auch das bekommt man nicht immer. Ruhe bewahren. Nur damit können wir die Schlacht gewinnen!

Von wegen, der arme Slim springt, von wegen, er läuft. Keuchend wogt er davon. Aus jeder seiner Taschen hängt ein andersfarbiges, riesiges Taschentuch. Schlürfend hängt es heraus. Abwechselnd trocknet er sich darin ab. Doch kaum ist er weggerollt, geraten auch die Ereignisse in Schwung. Schon reicht man mir meine Gewehre, meine Munition und meine Genehmigung zurück. Einem der sich mir zugesellten Nutzniesser hänge ich alles um den Hals, schon eilen wir in die große Halle hinunter, meiner in der „Kjú" festsitzenden, hilflos fröstelnden Frau zu Hilfe Wir treffen auf einen unerwarteten Anblick. Der Großteil der „Kjú" tritt immer noch unverrichteter Dinge ungeduldig auf der Stelle. Im Gegensatz dazu sitzt Mangi bereits auf der Seite der Erlösten auf ihrem Gepäck – und raucht ruhig eine Zigarette! Mit feuerrot gefärbtem Antlitz, glänzend funkelnden Augen, aber einem stolzen Lächeln verkündet sie:

– Ich bin glatt durch die Untersuchung gekommen, mit allen dreizehn Stücken! Für ein Taxi habe ich auch schon gesorgt, dort drüben sind die zwei jungen Männer, sie laden unser Hab und Gut bereits auf. In wenigen Minuten können wir zum Bahnhof aufbrechen.

Ich weiß es seit langem – Mangi ist kein verlorener Mensch. Von ihren denkwürdigen Leistungen war dies die zweite. Ihr Privatbesuch im Inneren der Pyramide war die erste! Inzwischen ist die Hafenuhr auf viertel nach sechs vorgerückt. Mit unbestreitbarem Stolz betrachte ich meine Frau. Die Zolluntersuchung im frisch befreiten Mombasa mit dreizehn Gepäckstücken ohne jede Hilfe an einem Silvesternachmittag im Zeitraum einer halben Stunde fiebrig, aber dennoch erfolgreich hinter sich zu bringen – dazu soll nur derjenige etwas sagen, der es schon hinter sich hat. Selbst das arme Ehepaar Windisch-Graetz drängt sich noch unter den Wartenden – mitsamt Hund –, allerdings schon ganz am Ende. Der Mann ruft uns sogar noch hinterher: „Wenn ihr es schafft anzukommen, fesselt den Maschinisten, damit er nicht ohne uns losfahren kann! In wenigen Minuten sind wir da!" Dabei lebt er seit fünfzehn Jahren in Nairobi, kennt jeden, und dennoch hängt es an einem seidenen Faden, dass er nicht zurückbleibt! Wir jedoch – zu dritt mit Slim mit unserer fast auf Null gesunkenen Chance – kommen rechtzeitig an! Drei Minuten vor halb sieben! Völlig erschöpft, klitschnass geschwitzt lassen wir uns auf die steinharte Bank des Schlafabteils der „Uganda-Bahn" fallen, genau wie ehedem – vor sechsunddreißig Jahren! Siehe Csui!, 8. Nov. 1928! Wen es so brennend interessiert, der schlage es nach und vergleiche meinen damaligen Aufbruch mit dem jetzigen. Er kann daraus erfahren, dass sich im Wesentlichen wahrlich wenig geändert hat. In den Einzelheiten – umso mehr! Ich bitte um ein paar Minuten Geduld. Ich möchte nur meinen Atem zurückgewinnen. Sobald ich ihn wiederhabe, beginne ich bereits mit der Erzählung der Detailänderungen. Bis dahin muss ich jedoch noch ein, zwei wichtige – ja überaus wichtige – Bemerkungen einschieben. Kaum waren wir eingestiegen, bittet Slim mit einem tiefen Seufzer um Entschuldigung und verlässt mit unbekanntem Ziel das Abteil, mit sichtlich gezeichnetem Antlitz. Doch überraschend schnell ist er schon wieder da, in Begleitung des Kellners des Speisewagens, und sie balancieren drei „lange" Whisky-Soda-Gläser. Eine sinnvollere Rettungsidee hätte ihm gar nicht einfallen können! Befreit, nein – neugeboren schlürfen wir das taufrisch geeiste, unsagbar erfrischende Getränk –,

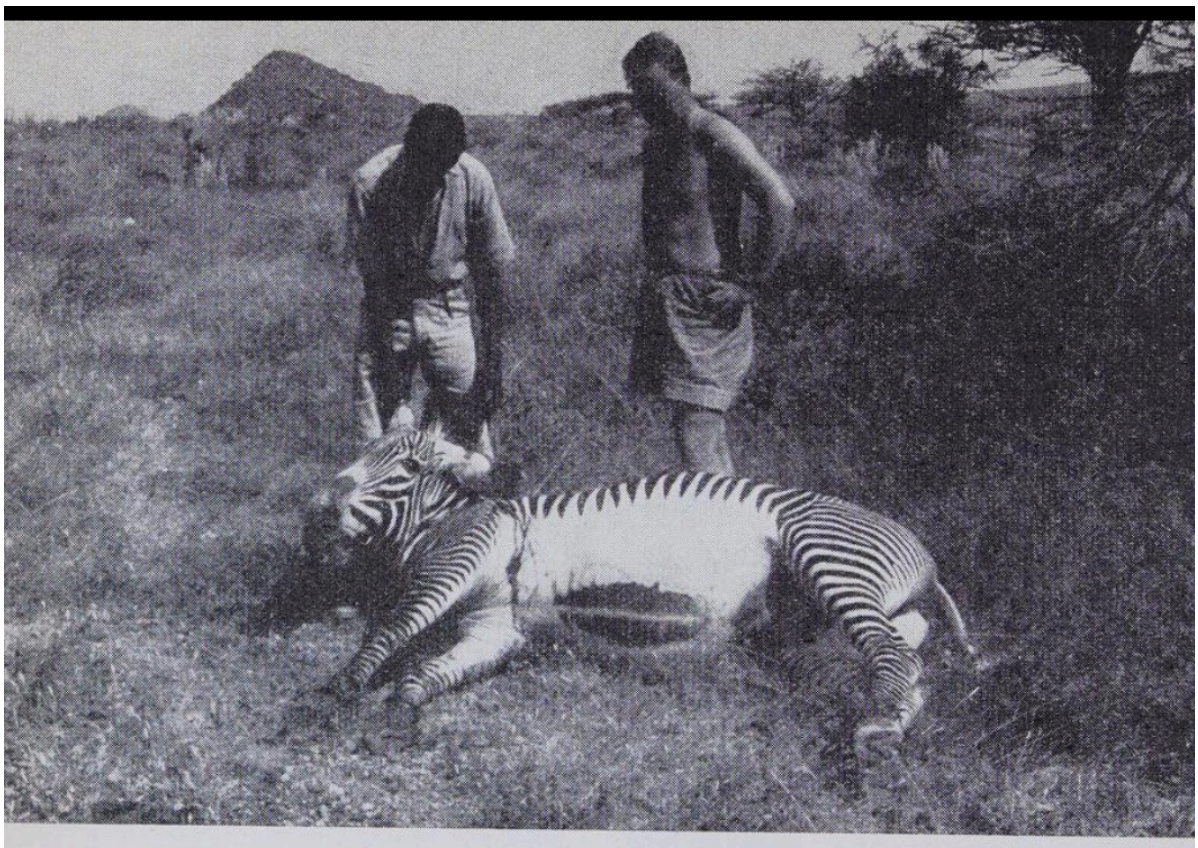
doch schon werden wir gestört: Jemand ruft meinen Namen. Ich habe keine Zeit, sofort ans Fenster zu springen, denn in diesem Augenblick keuchen die Windisch-Graetzens herein und sinken in das Abteil neben uns. Im allerspätmöglichen Augenblick – dennoch siegreich!

– Kann ich die Fesseln vom Zugführer abnehmen? – frage ich besorgt. – Er müsste den Zug abfahren lassen.

– Getrost. Nur fahre er nicht schnell. Er solle nicht versuchen, die Verspätung einzuholen. Meine Frau ist auch krank, sie verträgt das Rütteln schwer. Lebhaft ist um diese Zeit auch der Elefantengang. Wir kreuzen gerade in der Nacht ihren Hauptwechsel. Ich richte dem Maschinisten aus – ich bin schließlich ehrenamtlicher Jagdaufseher –, er solle die Rüsseltiere schonen!

Leider kann ich seine Nachricht nicht mehr abgeben, immer noch ist da draußen auf dem Bahnsteig jemand neugierig auf mich. Ungern, aber doch trete ich ans Fenster. Das Gedränge ist so groß, dass ich die in der Menge rufende Gestalt kaum entdecke. Doch schon hat sich der Zug in Bewegung gesetzt, und unter dem gebrüllten „Uhuru!"- und „Harambee!"-Geschrei der Neujahrs-Menschenmenge rollen wir aus Mombasa hinaus Erst jetzt komme ich dazu, Slims weltbewegende Rettungsaktion – den Inhalt des auf mich entfallenden Whiskyglases – meine Kehle hinunterrinnen zu lassen, unverzüglich eine neue Runde zu bestellen und dann allmählich mit der immer wieder hinausgezögerten Erzählung zu beginnen. Ich beginne mit dem am wenigsten Interessanten, dem fast Unbekannten, der im Moment der Abfahrt meinen Namen rief. Erst jetzt schießt mir durch den Kopf, dass er mich vor vier Jahren in sein Haus in Mombasa eingeladen, mich nicht nur bewirtet, sondern bei der Abfahrt sogar auf unser Schiff gekommen war, beladen mit Abschiedsgeschenken, unter denen sich auch ein stattlicher Sack kenianischer Kaffeebohnen befand! Und vorhin, als ich ihn in der Menge erkannte, konnte ich nicht einmal ein Wort zu ihm sagen. Nachträglich kann ich nun sagen, dass er ein Ungar ist, obwohl er schon vor vier Jahren wahrlich wenig Ungarisch konnte. Sein Name ist Jenő Chernel, ein ferner Verwandter unseres einstigen berühmten Ornithologen István Chernel. Er lebt schon lange hier in Mombasa, seine Frau ist Engländerin. Und er ist der ostafrikanische Vertreter der weltberühmten Schreibmaschinenfabrik „Olivetti". Mangels anderer Gelegenheit danke ich ihm hier, dass er mich noch nicht vergessen hat! Nicht nur mich, auch sein einstiges Ungarntum nicht, und dass wir ihm vor vier Jahren in den Sinn kamen, wir als Landsleute, durch uns – Ungarn!

Als der kühle Whisky die Erinnerung an Mombasa in uns ein wenig vernebelt hatte und unsere Nerven begannen, zur Tagesordnung überzugehen, erklärte Slim, was uns übrigens auch klar zu werden begann: dass wir den denkbar ungeeignetsten Zeitpunkt für die Ankunft gewählt hatten – den Silvestertag. Wir hatten ihn natürlich nicht gewählt, lediglich die „Europa"; unserem ursprünglichen Plan, der sechswöchigen Jagd im Januar/Februar, entsprach gerade das am besten! Dass die Ankunft dann ausgerechnet auf den Silvestertag fiel, dafür konnten wir wahrlich nichts. Wesentlich war jedoch die Gesellschaft „Lloyd Triestino", denn nur diese steht in geschäftlicher Verbindung mit dem Budapester IBUSZ! Ein Lloyd-Schiff nach Ostafrika fährt jedoch nur einmal im Monat ab Triest. Das Januar-Schiff wäre schon zu spät gewesen, das November-Schiff war noch zu früh. Wir waren also auf die „Europa" im Dezember angewiesen. Es lag auch nicht an uns, dass der vom Stamm der Kikuyu initiierte Mau-Mau-Aufstand und die infolgedessen erreichte Befreiung – das denkwürdige „Uhuru" – ausgerechnet jetzt, wenige Tage vor unserer Ankunft, stattfand! Die damit verbundenen Unmengen an administrativen Verwicklungen durchkreuzten unseren gewissenhaft ausgearbeiteten, präzise korrespondierten Expeditionsplan.



A GRAVY-T IS KIPIPÁLHATOM

Aus Slims Erklärungen erfahren wir unter anderem, dass selbst unsere Unterbringung in Nairobi für ein paar Tage völlig problematisch geworden ist; man hatte schon fast daran gedacht, unsere Ankunft abzusagen und uns den daraus entstehenden finanziellen Schaden zu ersetzen, weil es selbst mit größter Anstrengung nicht möglich war, uns ein Quartier zu sichern. Befreiung und Neujahrstag! So viel Feierei, so viel Aufregung und den damit verbundenen außergewöhnlichen Verkehr hält Nairobi nicht aus! Jedes Hotel ist bis zum Bersten gefüllt, in den Speiselokalen sind die Vorräte erschöpft, kein einziges Zimmerchen ist zu bekommen, kein einziger Wirtshaustisch ist frei – in der ganzen Stadt! Ein neu ankommender Gast kann höchstens auf einer Gartenbank nächtigen und aus der Tüte essen. An eine organisierte Expedition – sollte er besser gar nicht erst denken! Nun, das war in etwa der Sinn von Slims einführender Aufklärung in den ersten zehn Minuten unserer gemeinsamen Reise! Doch kaum hatten wir das Gespräch begonnen, das uns offensichtlich am meisten interessierte, müssen wir es auch schon unterbrechen; der Kellner des Speisewagens bittet zum Abendessen. Worauf Slim auf eine ebenfalls ungewöhnliche Weise reagiert. Er springt auf, packt die Patronentasche, eines meiner Gewehrfutterale und hängt sie sich um den Hals. Mir winkt er zu – ich solle das andere nehmen!

– Wohin gehen wir? – frage ich verständnislos. – Doch wohl nicht auf die Jagd? In stockfinsterer Nacht?

– Von wegen Jagd – beruhigt er mich –, wir gehen zum Abendessen! Ich kann es kaum erwarten, so hungrig bin ich in der Aufregung der Zolluntersuchung geworden. Die Gewehre nehmen wir trotzdem mit. Nicht für das Abendessen werden sie benötigt, sondern aus Vorsicht, damit sie während unserer Abwesenheit keine Beine bekommen! Im Übrigen ist es eine strenge Vorschrift: Sein Gewehr, seine Munition darf der Besitzer keinen Augenblick verlassen; er soll sie mit sich führen, wohin er auch geht! Nicht nur in den Speisewagen, gewiss sogar an jenen diskreten Ort am Ende des Korridors! Sonst werden sie unrettbar gestohlen!

– Seit dem Mau-Mau-Aufstand besteht diese Verordnung – erklärt er –, heutzutage ist hier jede Waffe so begehrt, dass sie keinen Augenblick unbewacht bleiben darf. Selbst in Nairobi dürfen Sie sie nicht mitnehmen, weder in Ihre Wohnung noch ins Hotel noch in den Club. Wir werden sie in unsere Geschäftsräume bringen, dort versiegeln und in unseren Panzerschrank einschließen! Wir dürfen sie nur in Anwesenheit des weißen Jägers herausgeben, unmittelbar vor dem Aufbruch der Safari!

Im ersten Augenblick glaube ich, er scherze, so unwahrscheinlich scheint das bewaffnete Abendessen. Doch bald stellt sich heraus, dass daran wahrlich kein Scherz ist. Bewaffnet drängen wir uns also durch den überfüllten Zug; ein Glück, dass mit ungeladenem Gewehr! Überfüllt ist auch der Speisewagen, man könnte den Rauch darin schneiden. Ein die Befreiung und das Neujahr gemeinsam feierndes, betrunken johlendes Publikum lässt mit voller Kehle das „Harambee“ (Zusammenhalt) hochleben, wetteifert im „Uhuru“-Rufen! Nur mit großer Mühe gelingt es uns, uns zu setzen, und von dem ohnehin erbärmlichen Abendessen bleiben nicht nur wir, sondern auch Slim hungrig. Unwillkürlich kommt mir in den Sinn – die alte Welt! „Mein Afrika“! Wie ich es in meiner unwissenden Leichtfertigkeit natürlich auch Mangi versprochen hatte! Als wir abends glücklich, friedlich, gewehrlos in den auffallend sauberen, hervorragend gepflegten Speisewagen hinübergingen. Auf jedem Tisch prangte ein frischer Blumenstrauß, es waren insgesamt nur fünf bis sechs Passagiere da, zum Großteil Jäger Nach dem bekanntermaßen hervorragenden Abendessen wurde noch stundenlang der interessanteste Jagddiskurs geführt. Man konnte ruhige, ernste, fachmännische Erlebnisse hören, erfahrene Beiträge. An der Station Mtito Andei – wir haben sie soeben verlassen – war es üblich auszusteigen, die paar Minuten Wartezeit neben dem Zug auf und ab gehend abzuwarten, frische Luft zu schnappen, sich zu strecken. In die stille, sternenklare Nacht hineinzuhorchen. Gar manches Mal konnte man wahrlich sogar Löwengebrüll hören . . .

– Ich erinnere mich leider nicht mehr an jene Zeit – bemerkt Slim. – Aber ich höre von den Alten, dass der Zug tagsüber manchmal sogar anhielt, wenn sich ein bedeutenderes Wild oder eine besondere Sehenswürdigkeit entlang der Schienen zeigte. Damit die Passagiere ihre Freude haben konnten, sich bequem umsehen konnten. Wo ist jene Welt nur hin! Gewaltig hat sie sich gedreht in dreißig Jahren! Besonders hier in Afrika! Ich zahle fünf Schilling für jedes bedeutendere Wild, das wir morgen früh bei unserer Fahrt über die Athi-Plains vom Zugfenster aus sehen! Wenn wir hingegen kein einziges sehen, zahlen Sie mir fünfzig Schilling. Gilt die Wette?

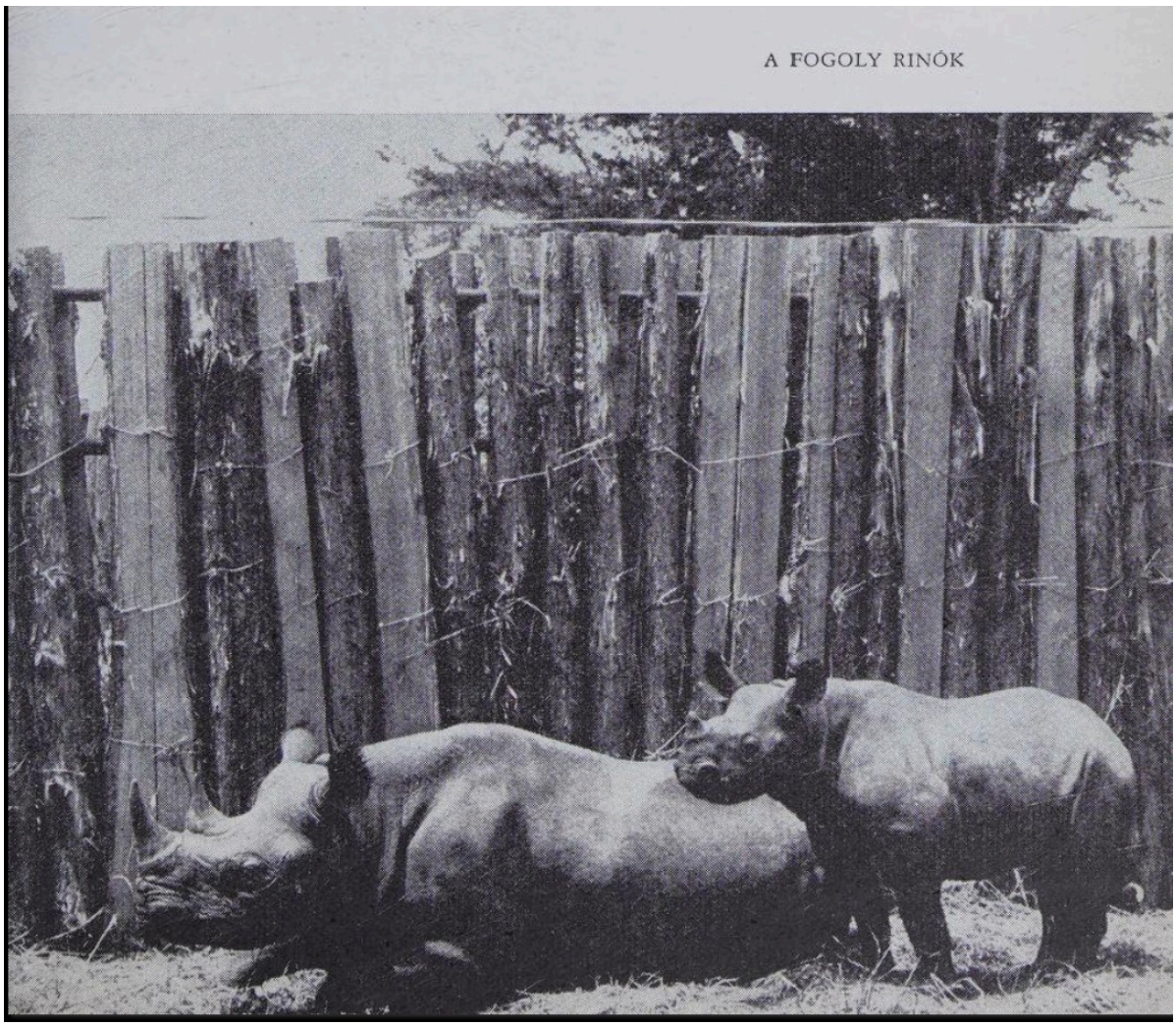
– Ich habe kein Geld zum Wetten. Obwohl Ihr Angebot ansonsten überaus verlockend scheint. Vor dreißig Jahren hätte ich damit reich werden können . . .

Während die Strecke des Zuges allmählich ansteigt, lässt die Gefahr des Mombasener Hitzschlags nach; durch das Fenster schleicht sich ein Hauch von Linderung durch den Geruch der umliegenden Wälder ein. Unser Atem normalisiert sich, auch der betäubende Druck in unserem Gehirn lässt nach – das zwischen uns begonnene Gespräch beginnt, Sinn zu ergeben. Eines oder das andere der vorhin noch hoffnungslos erscheinenden Probleme klärt sich sogar, die verworrenen Umrisse unserer lang ersehnten Reise beginnen sich – wenn auch ganz anders als im ursprünglichen Plan – doch noch abzuzeichnen. Die große politische Umgestaltung stellt auch unsere Aufgabe vor eine völlig unerwartete, neue Situation und schiebt uns vielerlei Schwierigkeiten und unvorhergesehene Hindernisse in den Weg. Ihre Abwendung beziehungsweise Überwindung könnte uns beträchtliche Zeitverluste und, ich fürchte, sogar finanziellen Schaden kosten. Doch die über uns drohenden Wolken scheinen sich bereits zu verziehen, allen voran – das Problem unserer Unterbringung! Besonders nach Slims hoffnungslos scheinender Einleitung! Es ist wahr, dass in der Stadt kein einziges Bett, kein einziger

Teller Essen aufzutreiben ist. Dem bedrängten Slim kam jedoch eine geschickte Rettungsidee – der Muthaiga Club!

Ein, zwei erklärende Worte muss ich auch hierauf verwenden. „Muthaiga" – der Swahili-Name für irgendeinen geheimnisvollen einheimischen Baum – mit vollem Titel „The Muthaiga Country Club", ist seit etwa fünfzig Jahren eine allgemein bekannte, ziemlich exklusive gesellschaftliche Organisation. Es ist ein geflügeltes Wort, dass, wenn zwei englische Schiffbrüchige auf eine einsame Insel verschlagen werden, ihr erster Schritt die Gründung eines Clubs ist; so mag es wohl einst zur Zeit der Entstehung von Nairobi gewesen sein. Daten von damals habe ich zwar nicht, ich weiß auch nicht, in welchem Jahr der „Muthaiga" gegründet wurde, auch nicht, wie viele Mitglieder er zählt. Ich weiß nur, dass er Anfang der dreißiger Jahre, zur Zeit meines ersten Besuchs, bereits einen großen Ruf hatte und in voller Blüte stand! Zu seinen Mitgliedern zählte er alle bedeutenden Farmer Ostafrikas, Kolonialbeamten, Sportsmänner, die bürgerliche, militärische und administrative Intelligenz der Städte. Besonders gut besucht war er zur Zeit der häufigen Pferderennen, anderer Sportereignisse, öffentlicher Feierlichkeiten und Tanzveranstaltungen. Dort versammelte sich, dort amüsierte sich „ganz Nairobi", ich könnte fast sagen „ganz Ostafrika!" Denn nicht nur Männer, auch die zu ihnen gehörenden Damen konnten Mitglieder sein. Auch Ausländer, die sich hier auf Jagdexpedition aufhielten, gingen hinaus zum Abendessen, zum Tennisspielen, zum Golfen; dort konnte man jeden treffen, ein freundliches Wort wechseln Erinnert sich vielleicht der eine oder andere Leser noch an das Kapitel mit dem Titel „Krankheit" in den *Afrikanischen Lagerfeuern*? Als jenes kleine Privatflugzeug mich auf der fernen Farm namens Nanyuki abholte? Nun, der Arzt der Siedlung telegrafierte damals ebenfalls dorthin – in den Muthaiga – um Hilfe! Und mein Freund Sir Piers Mostyn Bart, der gerade dort Tennis spielte und später einem verwundeten Elefanten zum Opfer fiel, legte sogleich den Schläger aus der Hand und flog so, wie er war, im durchgeschwitzten Tennishemd zu mir hinaus, zu meinem in der fernen Wildnis versteckten Krankenlager Dem dicken Slim kam – ich wiederhole – gestern Mittag eine Rettungsidee. Genau wie heute beim Bestellen des Whiskys zur Erleichterung des Einsteigens

Er rief den Muthaiga Club an, schließlich hatte man mich einst, vor etwa dreißig Jahren, zum Ehrenmitglied gewählt! Natürlich erinnerte sich niemand mehr an mich, weder das Sekretariat des Clubs noch eines der anwesenden Mitglieder! Ein ganzes Menschenalter war seither vergangen. Der Wind Kenias hatte selbst meinen Ruf aus der Gegend des Muthaiga verweht! Doch der brave Clubdirektor schlug in den alten Jahrgängen nach. Und nach kurzem Blättern konnte er Slim bereits diese frohe Botschaft mitteilen: „Ich habe festgestellt, dass der Genannte Anfang der dreißiger Jahre tatsächlich Ehrenmitglied unseres Clubs war. Es ist wahr, dass seither viel Zeit vergangen ist, aber wir lassen unseren ehemaligen Clubkameraden auch jetzt nicht in der Verlegenheit! Wir heißen ihn auch heute herzlich willkommen, zusammen mit seiner Frau! Für die Dauer seines Aufenthalts erhält er eine Saisonkarte – von den inzwischen vergangenen Mitgliedsbeiträgen sehen wir natürlich ab. Eine Zweizimmerunterkunft steht zu seiner Verfügung, und im Namen des Clubs erwarte ich freudig seine Ankunft!" Unsere vorläufige Aufnahme in den Muthaiga ist nicht nur überaus ehrenvoll. Sie bringt uns auch zahlreiche Vorteile. Sie beseitigt nicht nur das erwähnte Problem des Wohnungsmangels, sondern sichert uns auch ein bequemeres, vor allem aber wesentlich billigeres Quartier. Wir zahlen nur die Hälfte der überaus gepfefferten Preise der hiesigen Hotels! In diesem Augenblick tritt unser Abteilnachbar und Schiffsreisegefährte Windisch-Graetz ein. Sobald er hört, wovon die Rede ist, beginnt er sogleich mit folgendem, erfreulichem Vorschlag:



– Von wegen, ihr werdet im Muthaiga wohnen, ich kenne einen viel billigeren Ort. Wohnt einfach bei uns! Ich habe ein gemütliches kleines Haus in Langata, am Rande von Nairobi. Dort könnt ihr in Ruhe Mangis vollständige Genesung abwarten, und auch eure Safari kann entsprechend vorbereitet werden. Zwischendurch können wir beide auch gut „ein wenig jagen gehen“. Ich habe viele schöne Trophäen, Fotos, Kinofilme, sogar eine Jagdbibliothek – wir werden uns nicht langweilen!

Sein Angebot übertrifft natürlich sogar das des Muthaiga! Die Frage unserer Unterbringung wird somit noch hier im Zug gelöst, und zwar in der denkbar angenehmsten Form. Doch unsere unerwarteten Schwierigkeiten überschreiten leider bei weitem den Rahmen der Quartierfrage! Ich erwähnte vielleicht bereits, dass ich meine Expedition gerne mit der größtmöglichen Genauigkeit organisiere. Ich scheue keine noch so mühsame Verhandlung, keine haarspalterische Korrespondenz. Ich komme gerne im „Sicheren“ an. Ich fürchte jede unerwartete, infolgedessen meist unangenehme Überraschung. Vor allem aber das unbegründete Überschreiten des im Voraus präzise kalkulierten Budgets! Für so etwas war ich ehedem nicht zu begeistern, als ich bekanntlich noch auf eigene Faust reiste. Umso mehr graut mir jetzt davor, wo ich meine Angelegenheiten auf Staatskosten, im Auftrag unseres Museums erledige. Den braven Slim bricht also erneut der Schweiß aus, obwohl wir dem Druck von Mombasa bereits entflohen sind. Dennoch gibt er uns mit verständlicher Befangenheit kund, dass die unerwartete politische Lage unseren seit Monaten ausgearbeiteten, genau kalkulierten Jagdplan völlig auf den Kopf stellt! Vergebens ist der Mau-Mau-Aufstand abgeebbt, jetzt beginnen auch die Somali-Stämme in Nordkenia unruhig zu werden! Sie haben sich mit ihren Landsleuten, den Bewohnern des benachbarten Somalia, verschworen, die ihre

Grenzen gerne auf Kosten Kenias erweitern würden. Infolgedessen wurde vor vier bis fünf Tagen ein Großteil Nordkenias von den örtlichen Behörden streng gesperrt!

Ich halte es für notwendig vorauszuschicken, dass die kenianische Jagd in den letzten Jahren auf eine völlig neue Grundlage gestellt wurde und nach einem Konzept abgewickelt wird, das vom bisherigen abweicht.

Durch das sogenannte „Block-System"!

Das riesige, mehr als eine halbe Million Quadratkilometer große Kenia – also sechsmal größer als Ungarn – wurde unter wildschutzrechtlichen Gesichtspunkten zweigeteilt: in freie Jagdgebiete und von der Jagd befreite Schutzgebiete.

Letztere firmieren unter geheimnisvollen Namen wie „Nationalpark", „National-Wildreservat", „Kontrolliertes Revier" und ähnlichem, sind aber im Hinblick auf die Jagd gleichermaßen verbotene oder teilweise verbotene Zonen. (Unter „teilweise verboten" ist zu verstehen, dass nicht der gesamte Wildbestand geschützt ist, sondern nur einige seltener werdende, schutzbedürftige Wildarten, während die übrigen bejagbar sind.)

Die Wildschutzgebiete machen etwa 50.000 Quadratkilometer aus, was insgesamt einem Zehntel der Gesamtfläche entspricht.

Sie sind unregelmäßig und verstreut innerhalb der Landesgrenzen verteilt, je nachdem, wo sie am dringendsten benötigt werden, wo der Bestand zurückgeht oder wo sich ein Zuwachs zeigt. Dies ist die vernünftigste und bewährteste Form des „Wildschutzes". Diese gesperrten Regionen sind natürlich nicht von Dauer. Von Zeit zu Zeit, wenn sich der Wildbestand wünschenswert erholt hat, wird ein Gebiet wieder freigegeben, „geöffnet", während andernorts ein neues Areal gesperrt und zum Schutzgebiet erklärt wird. Das Wesentliche ist, dass sich die „offenen", also frei bejagbaren Abschnitte in nichts von den „geschlossenen" Wildschutzgebieten unterscheiden. Ihre Grenzen werden durch nichts markiert. Weder durch Drahtzäune noch durch Verbotsschilder oder sonstige Warnhinweise. Die unsichtbaren Grenzen der Schutzgebiete muss man kennen! Aber wie sollte der arme, heruntergekommene europäische Jäger sie kennen, wenn selbst die neueste afrikanische Landkarte sie nicht genau verzeichnet? Schließlich werden sie ständig geändert und korrigiert. Deshalb braucht man einen staatlich vereidigten Berufsjäger, einen zuverlässigen Wegweiser. Aber selbst dem ergeht es manchmal so wie heutzutage einem Taxifahrer in Pest. Als er am Vormittag dort entlangfuhr, war der Verkehr noch frei, kein Verbotsschild störte seinen Weg. Doch bis zum Nachmittag hat sich die Lage umgekehrt. An irgendeiner Ecke schnellt die weiß behandschuhte Hand eines Polizisten hervor, schon notiert er das Kennzeichen, schon kassiert er das Bußgeld von hundert Forint. Dabei ist das nagelneue Verbotsschild noch nicht einmal trocken, die Farbe verschmiert die Uniform des Polizisten, der gerade erst dabei ist, es an der nächsten Ecke aufzuhängen Aber im Urwald gibt es keine Ecken. Keine Verbotsschilder, geschweige denn Farbe. Glücklicherweise gibt es auch keine Polizei.

Deshalb braucht man den Berufsjäger!

Er kennt alle Verordnungen und ist für die kleinste Unregelmäßigkeit verantwortlich! Und diese – wie unbedeutend sie auch sein mag – kommt immer und unweigerlich ans Licht. Zudem kann sie den Berufsjäger teuer zu stehen kommen! Für die Missachtung der vielen, sich rasch ändernden Verordnungen wird nur der Berufsjäger zur Rechenschaft gezogen!

Es stimmt, dass er zeitweise verwirrt ist und sogar im Nervensanatorium landet. Seine überfüllten Taschen quellen über von den vielen Verordnungen und Karten, auf denen sich die ständig mehrenden, jeden in Verlegenheit bringenden Reservate auf jeder Karte anders gestalten! Möge also niemand sagen, dass es in Kenia an hochwertigem, wirksamem Wildschutz fehlt! Doch auf diese Frage werden wir später zurückkommen. Die Wildnis jedoch bleibt unverändert, ihre Bewohner können sich frei hin- und herbewegen und überschreiten getrost die ideellen Grenzen der vielfältigen Reservate. Der laienhafte Tourist könnte zu Recht glauben: Jener plumpe Löwe, jener grimmige Büffelbulle hat nicht die leiseste Ahnung davon, ob er sich noch in Sicherheit befindet oder jeden Augenblick mit einer tückischen Durchlöcherung seines Fells rechnen muss? Natürlich scheint das nur dem laienhaften Touristen so. Denn der Fachmann weiß genau, dass das Wild die Situation in kürzester Zeit durchschaut. Schneller als der gerissenste Berufsjäger. Und seinem Verstand entsprechend passt es sich den launischen Grenzveränderungen des Zentralen Jagdamtes an. Ein Löwe von hoher Intelligenz zum Beispiel lässt sein Gebrüll auch in „freiem" Gelände völlig ungezwungen erschallen, da er sich des nächtlichen Waffenverbots bewusst ist! Doch beim allerersten Zeichen der Morgendämmerung erlischt der Wagemut in seiner Kehle, bescheiden zieht er sich in den schattigen Zufluchtsort eines Reservats zurück, wo er sich – wenn er bereits alt und klug genug ist – den lieben langen Tag lang fotografieren lässt.

Nur hin und wieder, wenn er mal aufwacht, gähnt er dem Tierfotografen einmal furchterregend entgegen, bevor er sich auf die andere Seite dreht, um sein genüssliches Tagesschläfchen fortzusetzen. Die Ruhe hat er auch nötig. Nachts erschöpft er sich im „freien" Gelände, zumeist reißt er dort sein Abendessen-Zebra – auch er darf dort „frei jagen"! Ihm ist es erlaubt – nur der Jäger wird eingeschränkt. Nach Abzug der Schutzgebiete verschiedenster Namen und Grade bleibt in Kenia immer noch ein sehr stattliches „freies Jagdgebiet" übrig. Dieses auch heute noch fast unermessliche Terrain – hierauf wollte ich nach meiner langen Einleitung hinaus – wurde in „Jagdblöcke", nummerierte Reviere, aufgeteilt. Sie wurden ordentlich in die Karte eingezeichnet und mit laufenden Nummern versehen – von 1 bis 90. Ich brauche nicht zu erwähnen, dass die Jagdrevier-Blöcke – genau wie die Reservate – nicht gleich groß, sondern sogar sehr unterschiedlich sind! Es gibt unter ihnen solche von 50.000 Quadratkilometern Größe, aber es gibt auch kleine Blöckchen von kaum 5000 Quadratkilometern, gerade mal so groß wie ein ungarischer Komitat, entsprechend dem darin befindlichen Wildbestand.

Doch für sie alle gilt gleichermaßen die folgende Verordnung: In einem Block darf sich immer nur eine einzige Jagdsafari aufhalten. Dies ist die Grundregel, die auf den ersten Blick sehr sportlich und in den Augen eines Jägers sehr wünschenswert erscheint. Jede Safari kann ungestört ihrer Arbeit nachgehen, keine fremde Gesellschaft kann sich in ihren Block drängen, sie können nicht einmal aufeinandertreffen und sich nicht gegenseitig in ihren Plänen stören. Nur besagt die Verordnung gleichzeitig auch, dass dieselbe Safari höchstens acht Tage in dem betreffenden Block verweilen darf! Am neunten Tag muss sie ausziehen und in einen Block mit einer anderen Nummer, der natürlich leer und noch nicht besetzt sein muss, umziehen. Dabei sind acht Tage herzlich wenig, besonders wenn der betreffende Jäger es auf einen Löwen mit guter Mähne oder gar auf einen Elefanten mit großen Zähnen abgesehen hat. Noch weniger sind die acht Tage, wenn nicht nur die Jagd, sondern auch die damit verbundene Fotografie auf dem Programm steht. Bis man seinen Löwen aufgespürt, ihn eventuell für das Fotografieren angekirrt, die Wechsel und Tränken seines großzähnigen Elefanten festgestellt, also die kostspieligen, aber unverzichtbaren Vorarbeiten erledigt hat – ist die begrenzte Aufenthaltszeit abgelaufen! Man kann seine Zelte abbrechen und in einen neuen, für einen noch völlig unbekannten, meist weit entfernten Block umziehen, wo man die mühsame Arbeit von vorn beginnen kann. Dies sind die zwei völlig gegensätzlichen Seiten des Block-Systems: teils vorteilhaft, teils sehr nachteilig. Die neueste Kenia-Karte – auf

der die für die Jagd beanspruchbaren Blöcke genau verzeichnet und nummeriert waren – hatte das Unternehmen von Slim und seinen Kollegen bereits im vergangenen Herbst geschickt. Man ließ mich wissen, ich solle so schnell wie möglich die für mich wünschenswerten Blöcke bezeichnen und rechtzeitig reservieren, das heißt, die Anzahlung leisten! Nur so könne ich mir mein Vorrecht sichern! Die betreffenden Reviere darf in dieser Saison kein anderer benutzen, höchstens nach meiner Abreise. Ich erinnerte mich noch an die Welt von früher und hatte seither die Verteilung des kenianischen Wildbestandes nach Möglichkeit verfolgt. Ich bemühte mich also, die mir am geeignetsten erscheinenden Gebiete herauszupicken. Rechtzeitig leistete ich auch die Anzahlung für sie und konnte daher mit einem wohltuenden Gefühl der Sicherheit die Reise antreten. Und nun rückt Slim mit der bereits leise geahnten, nun zur Gewissheit werdenden Überraschungsnachricht heraus:

– Die bereits im letzten Jahr reservierten und für Sie seither freigehaltenen Blöcke liegen ausnahmslos in Nordkenia! Das wurde jedoch vor vier Tagen hermetisch abgeriegelt und zum Operationsgebiet erklärt, dort darf keine Menschenseele hinein!

– Wir übernehmen das Risiko – sage ich –, ich war schon im Krieg, wenn auch nicht gegen Somalis. Wir werden wohl auch das überstehen – wenn es unbedingt sein muss . . .

– Nur ist das kaum durchführbar – doziert Slim –, denn nach den neuesten Berichten stehen die Somali-Truppen bereits tief auf kenianischem Gebiet! Sie rauben, plündern, und wenn sie etwa auf das Lager einer fremden Jagdsafari stoßen, betrachten sie das als regelrechten Leckerbissen. In erster Linie haben sie es natürlich auf Waffen abgesehen, die nehmen sie mit. Die Jäger erst danach. Gerade zum Schutz der Fremden hat die Regierung Nordkenia abgeriegelt. Und wenn die plündernden Somalis es vielleicht nicht

tun, so werden die kenianischen Patrouillen sicherlich von der im Sperrgebiet lagernden Safari erfahren! Und wenn sie eine erwischen, lassen sie sie eine saftige Strafe zahlen, ja sie beschlagnahmen sogar die Ausrüstung.

Ich musste einsehen, dass ich ein solches Risiko, schon allein aufgrund der Natur unseres Auftrags, nicht eingehen kann.

– Dann aber – setzte Slim den immer peinlicher werdenden Dialog fort –, dann aber ist es meine vertragliche Verpflichtung, Sie in einen anderen, noch nicht reservierten Block zu leiten. Inwieweit der dann geeignet sein wird, kann ich natürlich im Voraus nicht garantieren! Schließlich können wir nur noch aus dem Rest wählen. Die diesjährige Jagdsaison ist besonders überfüllt. Selbst ohne die unvorhergesehene „Höhere Gewalt" hätte ich kaum die große Anzahl von Interessenten befriedigen können! Schon im Herbst zerbrach ich mir den Kopf, wie ich die immer komplizierter werdende Aufgabe lösen sollte. Und jetzt habe ich das serienmäßige Pech am Hals – wie soll ich mit der fast unlösbar erscheinenden Situation fertig werden? . . .

– Entweder zahle ich – setzt er sein Klagelied fort – einem Großteil der Kunden die Anzahlung zurück und schicke sie unverrichteter Dinge nach Hause, in der Hoffnung, dass sie den Mut nicht verlieren und nächstes Jahr vielleicht zurückkehren, um es erneut mit dem Löwenschießen zu versuchen.

– Oder aber sie müssen sich mit einem qualitativ schlechteren Gebiet begnügen als dem, auf das sie zu Recht zählen konnten, wie ich es in Aussicht gestellt und für sie gesichert hatte! Später hängen sie mir vielleicht sogar noch eine Entschädigungsforderung an den Hals. Jedenfalls muss ich mich darauf gefasst machen, dass die safari-organisierenden Unternehmen durch die vielfältigen Komplikationen in eine schwere Krise gestürzt werden. Nicht einmal mir selbst kann ich Nachlässigkeit vorwerfen – wer kann so etwas im Voraus ahnen . . .

Mir war inzwischen selbst klar, dass wir nicht zum günstigsten Zeitpunkt in Kenia eingefallen waren. Mit unserem traditionellen Glück waren wir genau in die Mitte der örtlichen Verwicklungen hineingepumpt. In das brodelnde Bad der Befreiungsumgestaltungen – des „Uhuru"! An der einen Stelle ordnet noch eine englische Behörde an, an der anderen bereits eine eingeborene afrikanische. Keine erkennt gern die Verfügung der anderen an, und obwohl sie sich scheinbar zu helfen bemühen, fehlt dennoch der nötige Einklang, und für das Unheil geben sie sich gegenseitig die Schuld. Derweil werden haufenweise neue Verordnungen geboren, zumeist ohne Wissen der anderen Seite, mangels der so notwendigen freundschaftlichen Absprache. Das „Uhuru" befreite natürlich nicht nur das Volk des Landes, sondern weckte auch Hoffnungen in dem weltweit lauernden, bisher im Zaum gehaltenen Abschaum. In dem furchterregenden Heer der Nutzniesser, beutehungrigen Abenteurer, Schwindler und jener, die im Trüben fischen. Aus jedem Busch kamen sie hervor, alle wimmelten hier in Nairobi herum, wo sie übrigens auch zuvor keine Seltenheit waren!

Und sobald einer von ihnen zur Rechenschaft gezogen wird, beruft er sich vor der englischen Behörde auf die Verfügungen der Afrikaner, vor der einheimischen Behörde auf die der Engländer . . .

Allgemein bekannte Erscheinungen im Wirbelwind großer Veränderungen.

Die Hindernisbahn wird vor mir deutlich.

Nicht nur die von Slim. Nicht nur die von Kenia.

Unsere eigene ebenfalls.

Letzteres beunruhigt mich – unter den gegebenen Umständen – ganz besonders.

Aus Slims Wehklagen geht bereits hervor, dass er in Bezug auf die Jagd nicht viel Gutes versprechen kann. Wir müssen nur Geduld aufbringen für die sicherlich auf Schritt und Tritt fälligen Enttäuschungen.

Jetzt müsste man also – sehr klug sein!

Was mir seit meinem Bestehen schwerfiel.

Aber Hand in Hand mit Mangi – vorausgesetzt, es gelingt ihr schnell, wieder auf die Beine zu kommen – werden wir uns sicher aus dem Schlamassel herauswinden.

Wir haben jedenfalls beschlossen, dass ich zusammen mit Slim baldmöglichst den Leiter des kenianischen Jagdamtes aufsuche.

Vielleicht ist auch er bereit, unsere Schwierigkeiten ein wenig zu lindern.

Unser größtes Problem ist natürlich die Erfüllung der übernommenen Aufgabe – das Sammeln der dem Museum versprochenen Tierarten.

Ich habe ihre Anweisungen genau erhalten. Auch die für die Ausführung notwendigen, von mir veranschlagten Mittel.

Vollständig.

Soll ich jetzt, hier vor der Pforte, vor den unerwarteten Schwierigkeiten zurückweichen?

Ich kann mich doch nicht der Schande aussetzen, dass ich einfach auf dem Absatz kehrtmache und mich zu Hause dann so verteidige:

„Es tut mir leid, ich hatte keine Möglichkeit, den Auftrag zu erfüllen, ich hatte Angst um mein Gewehr, dass jene Somalis mit der ‚dunklen Seele' es stehlen könnten?"

Oder aber so: „Schmerzlich, es ist mir nicht gelungen, die vom Museum gewünschten Exemplare habhaft zu werden, denn in jener Gegend, in der dieser sorgenvolle Slim mich zu entschädigen gedenkt, gibt es keine Spur von den gewünschten Wildarten?"

Mit Mangi sind wir diesmal – was nicht gerade als alltäglicher, gewohnter Fall bezeichnet werden kann – sehr entschlossen und sehr wohl einer Meinung:

– Von einem Rückzug kann keine Rede sein – erklärt sie mit unzweifelhafter Bestimmtheit. – Je mehr Schwierigkeiten es gibt, desto härter gehen wir sie an. Und wenn wir fest zusammenhalten – müssen wir die Runde gewinnen!

Ihre so charakteristische „niemals verzagen"-geistige Entschlossenheit tut wirklich wohl!

Dennoch wage ich meine vielleicht nicht ganz zeitgemäße Bemerkung bezüglich der Schiffstombola nicht zu riskieren.

Dabei lag sie mir schon auf der Zunge.

Wenn ich mich recht erinnere, haben wir dort auch zusammengehalten? . . .

Und wir haben nicht einmal einen löchrigen Heller gewonnen.

Mitternacht ist vorbei, Slim hat sich in sein eigenes Abteil getrollt, aber über uns will sich der Schlaf einfach nicht senken. Dabei flattert er hier um uns herum, kann sich jedoch nicht niederlassen. Offensichtlich hat uns das Aussteigen, vor allem aber die gemeinsame Aufregung des Slim-schen Gedankenaustauschs zu sehr aufgewühlt.

Auch der stille, nervenentspannende, einschläfernde Regen eilt uns zu Hilfe. Unbekannte Düfte, eine von der Sonnenhitze noch dampfende, aber vom Regen gemilderte Atmosphäre würde durch das Fenster hereinströmen – wenn sie könnte.

Aber ich musste es schließen, wir sind nah an der mit Holz befeuerten Lokomotive, und die stößt eine ganze Glutwolke aus; es ist zu befürchten, dass die wirbelnden Funken die Bettlaken unter uns entzünden.

In diesem Zug kann der Fahrgast nur zwischen zweierlei wählen: Hitzschlag oder Zugluft. Denjenigen, der auf den oberen Schlafplatz angewiesen ist, trifft der Hitzschlag, den darunter Liegenden rafft der Durchzug dahin.

Ich hoffte, dass meiner fiebernden Frau die Wärme vielleicht weniger schadet als der Luftzug. Sie klettert auch schon nach oben. Dort jedoch ist die dort festsitzende Hitze so unerträglich, dass sie selbst das mörderischste Dampfbad übertrifft.

Ich sehe, wie die Ärmste leidet, sie keucht förmlich . . .

– Komm bitte runter – sage ich –, ich klettere hoch!

Ihre Antwort habe ich fast erwartet:

– Von wegen, ich gehe nicht. Wenn du es aushältst, halte ich es erst recht aus.

Erst nach langwierigem Bitten gelingt es mir, sie zum Platztausch zu bewegen.

Aber ich halte es nicht einmal zehn Minuten aus. Triefend lasse ich mich ans Ende des unteren Bettes hinunter. Keuchend grüble ich über die ungewisse Gestaltung unserer nahen Zukunft nach.

An Schlaf ist natürlich nicht zu denken. Unsere Geduld hingegen ist endgültig am Ende.

Wir zerren die Matratze des oberen Bettes herunter (Mangis bahnbrechende Idee) und betten sie hier unten auf dem Boden. Hier gibt es keinen Durchzug, die Wärme ist erträglicher, vielleicht kann sie hier die restlichen Stunden der Nacht ruhiger verbringen.

Ich wälzte mich noch lange auf dem unteren Bett hin und her. Der Regen lässt etwas nach, wir haben die Hochebene erreicht, hier stellt auch die Lokomotive das Feuerspucken ein. Ich öffne das Fenster, die Luft erfrischt, bringt aber dennoch keinen Schlaf. Die Sorge, die Ungewissheit hält mich wach.

Ich habe einiges, worüber ich spekulieren kann. Teils über das Alte, teils über das Kommende Mir fällt ein, in welcher Aufregung, in welch ganz andersartiger Aufregung einst diese Nächte vor der Ankunft vergingen – hier, auf der Matratze der Uganda-Bahn! Das sorgfältig gereinigte Fernglas hing auch damals hier in meiner Reichweite, damit ich das erste Dämmern des Morgengrauens bereits mit bewaffnetem Auge untersuchen konnte. Ich habe damals das Erlebnis dieses einzigartigen, dieses beispiellosen Anbrechens des Tages auch beschrieben! Ich kam gar nicht dazu, das Fernglas abzusetzen, denn auf Schritt und Tritt, ringsumher, in allen Himmelsrichtungen wimmelte es von Wild! Es stand herum, stürmte davon, graste überall, lief mit dem Zug um die Wette! Aber nicht etwa aus Angst, sondern nur aus spielerischer guter Laune Als ich mit dem Staunen und Gucken nicht aufhören konnte – fuhren wir in Nairobi ein, und ich war am Fenster vergessen geblieben, ungekleidet, im Schlafanzug, mit dem Fernglas um den Hals hängend Vor dreißig Jahren! Unter den damaligen Fahrgästen fand sich immer einer, der nicht in der Absicht zu jagen, nicht zu offiziellem, nicht einmal zu geschäftlichem Zweck, sondern ausschließlich in der Hoffnung auf diesen weltberühmten Morgen in die Uganda-Bahn gestiegen war. Schließlich war es eine ebenso erschütternde Sehenswürdigkeit wie der Niagara, das indische Taj Mahal oder die ägyptischen Pyramiden! Eine Weltsensation! Ich brauche nicht zu sagen, dass ich dies Mangi ebenfalls entsprechend ausgemalt habe. Wenn ich sage „unzählige Male“, dann sage ich immer noch zu wenig. Es ist verständlich, dass auch sie das morgige Erwachen kaum erwarten kann. Ihr Fernglas liegt ebenfalls einsatzbereit neben ihrem Kissen auf dem ziemlich schmutzigen Abteilboden . . .

Dabei hat dieser taktlose Slim selbst diesen seit langem geschmückten Maibaum eingerissen – noch während des Abendessens im Speisewagen:

– Wo ist der Schnee von gestern – krächzte er –, der einstige Wildreichtum! Daran erinnern sich nur noch die ganz Alten, und die werden in Nairobi zusehends weniger! Ich bin auch kein junges Küken mehr, seit fünfzehn Jahren fahre ich mit dem Zug zwischen Nairobi und Mombasa. Aber ich bin wahrlich selten zu einem Anblick erwacht, der spannender war als ein paar struppige Strauße oder Kuhantilopen mit dümmlichem Gesicht. Dreiviertel des Wildbestandes von Kenia, die weltberühmte Tierwelt der Athi-Ebene entlang der Bahnlinie, ist fast vollständig, unersetzlich zugrunde gegangen! Seien Sie froh, dass Sie es noch lebendig sehen durften!

Ich will es einfach nicht glauben. Zumindest nicht so lange, bis ich mich mit eigenen Augen davon überzeugen kann. Ich weiß, dass ausländische Zeitschriften seit Jahren das empörende Sterben der afrikanischen Tierwelt verkünden. Sie zeigen auch sensationelle Fotos, das Grauen abgeschlachteter Elefanten-Hekatomben. Dennoch kann ich mir nicht vorstellen, dass die unerschöpflich scheinende Wildmenge der Athi-Ebene so verantwortungslos vernichtet werden konnte! Zu so etwas ist höchstens eine Seuche oder ein Vernichtungskrieg fähig Es stimmt, dass ich lange nicht mehr auf der Uganda-Bahn gefahren bin. Vor vier Jahren sind wir direkt mit dem Auto ins tanganyikanische Arusha gefahren! Dort haben wir in der Gegend gejagt, in Nord-Tanganyika, das sich auch zuvor nicht mit außerordentlichem Wildreichtum rühmen konnte. Dort war also das allgemeine Sterben nicht so augenfällig. Auch ungünstiges Wetter und buschiges Gelände erschwerten unsere Arbeit, der Wildmangel fiel nicht besonders auf. Bei der Heimkehr kam ich nur für zwei Tage nach Nairobi rüber, um mit Slim abzurechnen. Einer meiner Gefährten war nach Mombasa vorausgereist, um unsere noch ungewissen Schiffskarten zu besorgen. Er teilte telefonisch mit, dass es ihm nur mit großer Mühe gelungen war, eine winzige Zweibettkabine auf der am nächsten Tag abfahrenden englischen „Durban Castle“ zu sichern! Auch die war überfüllt, der Kapitän war nicht bereit, auch nur eine einzige Seele mehr aufzunehmen. Die anderen drei Mitglieder unserer Gesellschaft saßen dort fest und tuckerten uns auf einem langsamen Frachtdampfer mit mehrwöchiger Verspätung hinterher. Ich musste mich also beeilen, um rechtzeitig nach Mombasa zu kommen. Und dies gelang wiederum nur durch Zufall, und auch damals nicht dank der Uganda-Bahn. Im letzten Moment erfuhr ich von dem einmal wöchentlich nach Sansibar verkehrenden Lokalflug. Sein Abflug war für den nächsten Morgen angesetzt. Nur damit konnte ich das Schiff erreichen. Dabei bin ich wahrlich kein begeisterter Flieger. In der „Győr-Sopron-Ebenfurter Lokalbahn“ (ich weiß nicht, ob es die noch gibt?) fühle ich mich sicherer als im welterfahrensten, düsengetriebensten, „supersonischen“ „Jet“ der „Panamerican“! Auf dem Wagen jenes einstigen Győr-Soproner Kaffeemühlen-Zugs verkündete eine weiß gekalkte Buchstabenreihe: „GY. S. E. V.“. Und wer sich nach der Bedeutung der geheimnisvollen Buchstaben erkundigte, erhielt meist diese Antwort: „Das ist eine Einladung, bitteschön: ‚Gyere, sógor, együnk virslit!‘ (Komm, Schwager, essen wir Würstchen!)“. Diesmal war ich dennoch auf den Sansibar-Wochenflug angewiesen. Und siehe da, ich habe es nicht bereut. Denn die unvergessliche Schönheit jenes morgendlichen Fluges hat sich in mein Gedächtnis eingegraben. Es war noch dunkel, als wir abhoben, es schickte sich gerade an zu dämmern. Fröstelnd gähnte ich auf meinem Sitz, es gelang mir auch, wieder einzunicken. Ich hoffte, den kurzen, aber recht unangenehmen Flug verschlafen zu können. Bald jedoch schreckte mich die laut krächzende Mikrofonstimme unseres Piloten auf:

– Guten Morgen! – begrüßte er uns heiser. – Ich begrüße meine Fluggäste und teile mit, dass wir im Schatten des höchsten Berges Afrikas fliegen, des Kilimandscharo!

Alle Köpfe wandten sich zum Fenster. Obwohl der Feuerball der aufgehenden Sonne gerade gegenüber blendete, ließ er zur rechten Hand die funkelnde Schneekrone des Bergriesen prachtvoll glitzern. Er schien so nah, dass ich fast Lust bekam, nach einer Handvoll frischem Schnee zu greifen, um den in günstiger Schussweite sitzenden Piloten damit am Kopf zu treffen.

Dabei waren wir wohl zehn Kilometer von dem Schneefeld entfernt, das mit seinem 6010 Meter hohen Gipfel die Anzeige unseres eigenen Altimeters weit übertraf. Wir flogen quasi auf „Schulterhöhe“ an ihm vorbei, im Bereich der ewigen Schneegrenze, die etwa bei 4500 m beginnt . . .

Ich hatte mehrmals gehört, sogar der Pilot bestätigte es: Auch Elefanten klettern oft bis ganz auf den Gipfel des Kilimandscharo hinauf. Ihre Spuren sind manches Mal im

Schnee zu sehen.

So kam es, dass ich seit dreißig Jahren wahrlich nicht mehr in der Uganda-Bahn gesessen hatte.

Und als ich heute im Morgengrauen hinausschaue – zu jenem Zeitpunkt, an dem früher bereits lebhaftes Treiben, eine noch unerkennbare Wildmenge auf beiden Seiten der Bahn wimmelte –, bleibt mir fast das Wort weg.

Kein einziges Lebewesen zeigt sich! Slim hat also die Wahrheit gesagt!

Ich wecke Mangi gar nicht erst auf. Endlich schläft sie schön ruhig auf dem Abteilboden. Ihr schussbereites Fernglas liegt ungenutzt und sinnlos neben ihrem Kissen.

Ein dunkler, trüber, unfreundlicher Morgen bricht an, unaufhörlich fällt der Regen. Das einst kurz abgeweidete Gras der Athi-Ebene ist mangels Wild zu einem anderthalb Meter hohen Dschungel emporgeschossen. Es verrät, dass in den letzten Wochen Unmengen an Niederschlag gefallen sind, aber umso weniger Wildtiere darin umherziehen. Es stimmt, dass man jetzt, egal wie viel Wild um uns herum wäre – nicht ein einziges aus dem riesigen, durchnässten Grasmeer heraussehen würde. Höchstens vielleicht die Giraffe. Aber selbst die sehen wir nicht. Entvölkert und hoffnungslos leer ist die Gegend. Vor der bald erwachenden Mangi versuche ich, die Überflüssigkeit ihres Fernglases auf das zwei Meter hohe Gras zu schieben. In jenes unbekannte, völlig durchnässte, leere Limbus stopfe ich auch meine vielen anderen, seit Jahren in Aussicht gestellten Versprechen hinein. In das übermenschlich hohe Grasmeer der „Athi-Plains“, das all meine schlecht gelaufenen Ankündigungen verschlingt! Inzwischen erwachen unsere Nachbarn, die Windisch-Graetzens.

– Wo ist das ganze Wild von hier hin? – frage ich bestürzt.

– Das ist schon vor Jahren verschwunden – antwortet er gleichmütig und wundert sich gar nicht.

Aber mich trifft dieser fast schon verzweifelte Wildmangel, das unerwartete Vergehen des einst so wunderbaren, so begeisternden Anblicks, förmlich wie ein Schlag Wir gehen zum Frühstücken in den Speisewagen. Glücklicherweise ist er noch fast leer. Wir besprechen, dass unsere Freunde, sobald wir ankommen, in ihr Heim in Langata eilen, unser Quartier vorbereiten und, sobald alles in Ordnung ist, uns im Muthaiga Club abholen. Das am Vormittag Gesehene – besser gesagt: Nicht-Gesehene – wirft seine Schatten voraus. Sicherlich werde ich – zumindest nach meinen eilig zusammengekratzten, lückenhaften Informationen – auch später kaum Gelegenheit haben, mit der Wildmenge zu prahlen!

– Bei der Jagd – trösten sie mich – wird Ihnen wesentlich mehr Zeit bleiben – für das Tagebuchschreiben . . .

In ständig strömendem, bedrückendem Regen laufen wir gegen acht Uhr in Nairobi ein. Hier am Bahnhof hat sich nicht viel verändert. Nicht einmal der alte Betrieb scheint lebhafter. Es kann auch sein, dass der Regen und das neue Jahr die Leute vertrieben haben. Die Windisch-Graetzens werden von ihrem Auto erwartet, sie brausen davon, um für uns „Quartier zu machen“. Ein halbes Jahr waren sie weg, sie hatten ihre Wohnung einem Polizeioffizier anvertraut und hoffen, dass er gut auf ihre vielfältigen Habseligkeiten aufgepasst hat und sie keine unangenehme Überraschung erwartet! Slim verschwindet in den Irrgängen des völlig durchnässten Bahnhofsgebäudes – wir sitzen vorerst untätig auf unseren Taschen, genau wie gestern nach der Zolluntersuchung in

Mombasa. Damals rann uns natürlich der Schweiß herunter. Jetzt – der kalte Regen und die 1500 Meter Höhe.

SZÖVŐPINTY FÉSZKEK A HUNTERS LODGE KERTJÉBEN

Der Höhenunterschied lässt mich ebenfalls ordentlich frösteln. Im Fall von Mangi ist es noch ungewiss: Schüttelt sie das Fieber oder nur die ungewohnte Abkühlung in Nairobi? Slim taucht endlich auf, er hat all unseren Kram zusammengesucht. Unser Handgepäck, die aufgegebenen Koffer, unsere Gewehre, den Munitionssack. Die Taxitür schlägt zu, wir tuckern in die von Pfützen glitzernde Stadt hinein. Hier gibt es für mich nicht mehr viel zu bestaunen. Vor drei Jahren habe ich mich bereits sattgesehen. Natürlich würde ich mich in dem einst so vertrauten, so freundlichen Städtchen immer noch hoffnungslos verirren. Die ultramodernen Wolkenkratzer und der enorme Autoverkehr verwirren mich völlig. Das alte „Stanley Hotel" erkenne ich noch wieder, obwohl man es zu einem auf Entenfüßen stehenden Welthotel entstellt hat. Lärmend drängen sich davor die mit Amerikanern vollgestopften, kunterbunten Touristenbusse. Auch das einstige, damals nagelneue „Avenue Hotel" taucht auf. Einst war ich einer seiner ersten Gäste. Jedes Zimmer hatte einen hübschen kleinen Balkon, auf den am Abend das Bett des Bewohners hinausgeschoben wurde. In stillen Nächten hörte man deutlich das Ächzen der Löwen aus der Athi-Ebene Seither hat man ihm das Dach samt den vielen kleinen Balkonen rasiert. Es ist kein Hotel mehr – ein mohammedanisches Bankhaus! Unerwartet klärt sich das Wetter auf, die Sonne kommt strahlend hervor. Das für diese Zeit übliche, aprilhaft launische Nairobi-Wetter. Die Straße hinaus nach Muthaiga erscheint mir noch vertraut und stellt meinen aus den Fugen geratenen Orientierungssinn wieder her. Währenddessen bestaune ich die moderne Ausstattung des schwarzen Taxis. Er spricht ununterbrochen über sein „Ultrakurzwellen-Funktelefon". So etwas gibt es bei uns zwar auch schon, nur leider nicht in Taxis. Dabei würde es das Warten am Standplatz und die Zeit für die Rückfahrt dorthin ersparen. Den nächsten Auftrag könnte man schon während der Beförderung des vorherigen Gastes annehmen, und sobald man damit fertig ist, könnte man zum nächsten fahren! Bei uns wäre das ebenfalls eine äußerst zweckmäßige Einrichtung, besonders wenn man zum Bahnhof eilt oder zum Arzt und die Taxizentrale

um Himmels willen nicht antwortet. Dabei gähnen an den Bahnhöfen leere Wagen in endlosen Schlangen. Inzwischen verstreicht die Abfahrtszeit des Zuges, der Patient stirbt friedlich weg – doch die Taxizentrale ist immer noch nicht gewillt, den Hörer abzunehmen. Führen wir also schleunigst das Ultrakurzwellen-Funktelefon ein. Übertreffen wir die Kenianer! Unterdessen kommen wir in Muthaiga an, wo uns heiterer Sonnenschein, viele schöne bunte Blumen und ein bequemes Zweizimmerquartier erwarten. Obendrein eine überaus wohltuende Stille! Dabei ist auch hier eigentlich alles voll, Neujahrstag, Golfturnier und dergleichen. Wirklich eine wohltuende Aufmerksamkeit, dass wir dennoch eine so angenehme Unterkunft erhalten konnten!

Ich hoffte, Mangi würde unverzüglich ins Bett schlüpfen und schleunigst mit der seit Tagen entbehrten Ruhe und Genesung beginnen. Statt Bettruhe folgt jedoch ein „unaufschiebbares" Auspacken und Ordnen, und für den Nachmittag steht eine Erkundungstour zum Kennenlernen auf dem Programm. Bald kommen Slim und sein Direktorenkollege vorbei, der sympathische ehemalige Berufsjäger Jim Potts. Wir setzen uns zusammen und besprechen ausführlich die Lage, die uns aufgezwungenen neuen Pläne, die Somali-Gefahr und die hundertfachen Änderungen, welche die Umstände mit sich brachten. Währenddessen werde ich ans Telefon gerufen – Langata! Die aufgeregte Stimme von Windisch-Graetz verrät bereits, dass er keine Freudenbotschaft zu verkünden hat:

– Es tut uns unendlich leid – entschuldigt er sich –, bei unserer Heimkehr haben wir das größte Durcheinander vorgefunden. Unsere Hausangestellten (die wir für die Zeit unserer Abwesenheit beurlaubt hatten) sind einfach nicht zurückgekommen, sie haben ihren Arbeitsurlaub eigenmächtig verlängert, auf Deutsch gesagt – beziehungsweise auf Suaheli – sie haben uns sitzenlassen. In unser leerstehendes Haus sind „Hyraxe"* eingedrungen, haben alles zerkaut und beschmutzt; der mit der Aufsicht betraute Polizeioffizier ist auf einen längeren Krankheitsurlaub verreist. Wir sitzen hilflos inmitten des allgemeinen Wirrwarrs und wissen weder ein noch aus, an wen wir uns wenden sollen. Vorläufig können wir ja selbst nicht hier wohnen – geschweige denn euch unterbringen!

- Der Hyrax oder Dassie (Procavia) ist ein Huftier von etwa der Größe eines Ziesels. Laut wissenschaftlichen Zoologen ist sein nächster Verwandter der – Elefant! Aus seinem schönen, graubraunen Pelz werden begehrte Mäntel gefertigt. Für einen langen Stadtmantel werden etwa 70–80 Hyrax-Felle benötigt. Ich habe selbst noch einen – ich verstehe gar nicht, wie er den Weltkrieg überstehen konnte! – fast nagelneuen Hyraxmantel!

– Siehst du, wie gut ich es gemacht habe – sagt Mangi –, dass ich alles ordentlich ausgepackt habe, so muss ich es wenigstens nicht wieder einpacken!

Am Nachmittag gelingt es mir dennoch nicht, sie von der „kurzen Erkundung" abzubringen. So drehen wir eine Runde im bunt blühenden, exotischen Garten. Mangi – die sonst eine so leidenschaftliche Gärtnerin ist – kann das Kennenlernen der vielfältigen afrikanischen Blumen jetzt kaum genießen. Wir trotten bald darauf zurück, müde, deprimiert und in einer wahrlich etwas verzagten Gemütsverfassung. Mangi muss ich – obwohl sie alles tut, um mich zu beruhigen – schleunigst zu einem Arzt bringen.

Wir wissen, wie das in solchen Momenten ist.

Es werden so viele Ärzte empfohlen, dass ich kaum hinterherkomme, ihre Namen und Telefonnummern zu notieren. Sogar hier in der Nähe wohnt einer – der Hausarzt des Clubs. Ich schicke nach ihm – er ist verreist. Unten in der Stadt hingegen ist es, besonders am Neujahrstag, genauso schwierig, einen Arzt zu bekommen wie in Pest.

– Aus dem Haufen wohlmeinender Ratschläge kristallisiert sich einer heraus – Professor Dr. Winteler. Er ist angeblich der beste kenianische Internist; auch Windisch-Graetz stimmt für ihn, und Slim sowie sein Co-Direktor empfehlen ebenfalls nur Winteler.

Gehen wir also zu Winteler – und zwar so schnell wie möglich!

Nach einem langwierigen Telefonkampf – Wohnung, Krankenhaus, Privatpraxis, anderes Krankenhaus, Neujahrstag usw. – gelingt es mir endlich, den berühmten Professor in die Enge zu treiben! Ja, er ist es, persönlich, am anderen Ende der Telefonleitung! Es gelingt sogar, einen Termin festzulegen, obwohl ich höre, dass er ein äußerst beschäftigter Mann ist. Morgen Nachmittag um vier Uhr in seiner Privatpraxis in der Stadt – ich solle die Ehre haben!

Ich hoffe, nicht nur er wird sie haben, sondern wir auch.

Vorerst können wir nichts anderes tun, als unsere Zukunft auf den über alle Maßen gepriesenen, uns noch unbekannten Doktor aufzubauen. Was in diesem speziellen Fall etwas mehr bedeutet als die gewöhnliche, alltägliche Zukunft. Schließlich bedeutet es auch unser näheres Schicksal, unser auf dem Spiel stehendes Reiseziel, den Beginn unseres Unternehmens – oder seinen sofortigen Ruin. Natürlich bedeutet es auch vieles andere, aber in meiner Aufregung fällt mir jetzt nicht mehr ein. Ich denke auch nicht darüber nach, für den Anfang ist das reichlich genug.

Lieber nehmen wir uns vor, das gesundheitliche Thema bis morgen Nachmittag um vier Uhr zu vergessen und ad acta zu legen. Zusammen mit allen Medikamenten, Vorsichtsmaßnahmen, dem Fieberthermometer – und Doktor Winteler.

Konzentrieren wir uns ein wenig auf die Gegenwart, auch damit lohnt es sich, sich zu beschäftigen.

Wir sind angekommen, wir sind hier, danach haben wir uns gesehnt!

Die strahlende Sonne scheint, um uns her zwitschern viele bunte Vögel, es blühen noch mehr und noch buntere Blumen! Unsere Unterkunft ist ausgezeichnet – dabei schien sie noch gestern ein fast unlösbares Problem zu sein. Morgen Nachmittag um vier Uhr werden wir – wenn es wahr ist – sogar einen ordentlichen Arzt haben!

Wo ist hier das Problem?

Nun ja, es gibt auch davon welche. Mehr als nötig.

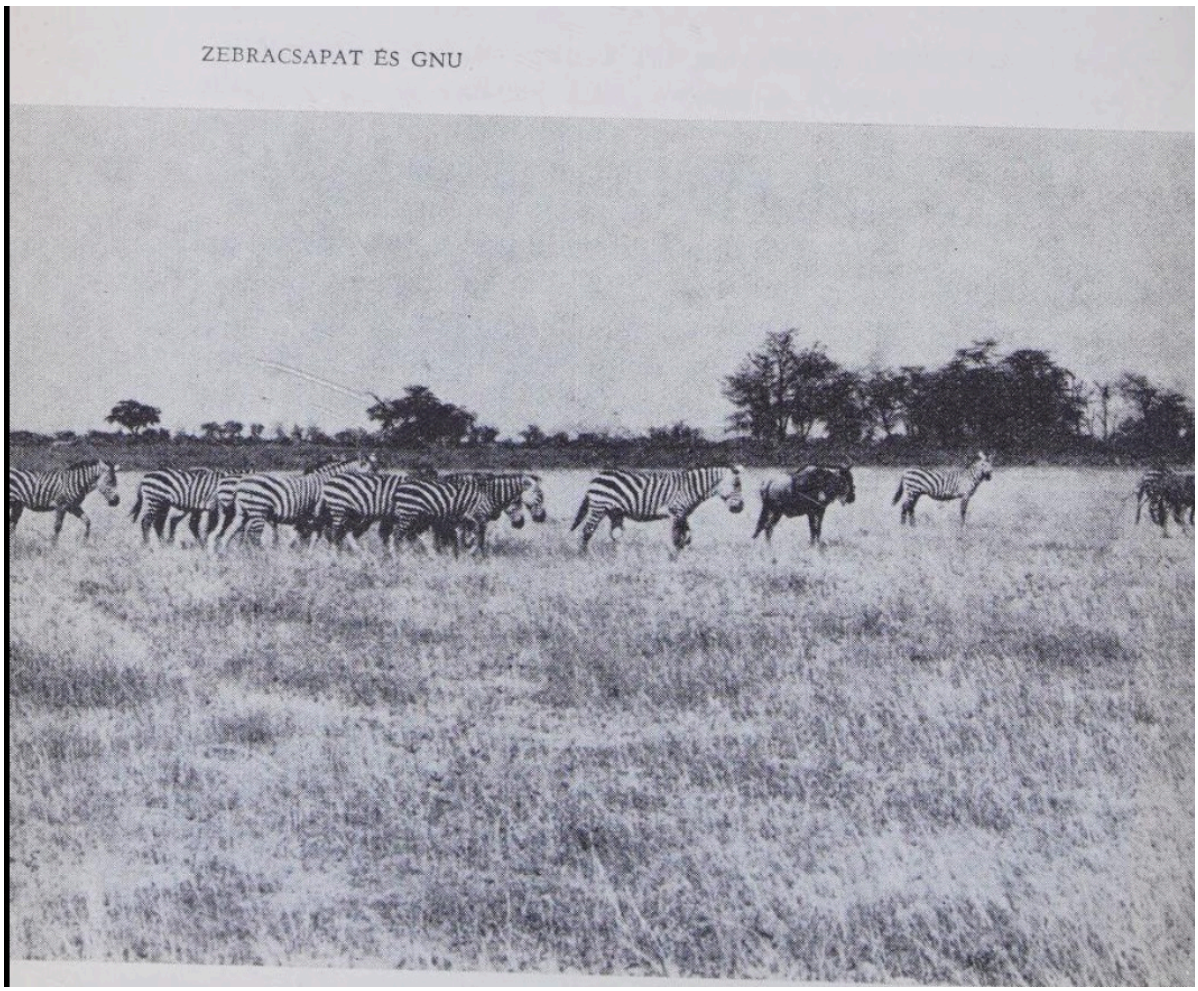
Die große Müdigkeit und Erschöpfung zwingt Mangi schließlich doch ins Bett.

Sie möchte sich ausruhen. Ganz freiwillig. Sie verspricht es auch.

Ich wiederum möchte ihr die Gelegenheit dazu geben. Ihre Ungestörtheit sichern. Das kann ich auf zweierlei Weise erreichen: Ich vergrabe mich in das Schreiben von Briefen oder ich begebe mich in das zur Teezeit am meisten besuchte Kartenzimmer. Nach beidem sehne ich mich nicht, beides erfordert ernsthafte geistige Konzentration. Und dazu habe ich, in Anbetracht von Mangis Zustand, gerade recht wenig Lust.

Meine Schrift hätte weder Hand noch Fuß, und drüben im Kartenzimmer würde man mir mein Geld abnehmen. Keines von beiden ist wünschenswert, aber Letzteres ist nicht einmal sicher. Vielleicht lenkt es mich eher ab als das Schreiben. Wir spielen nämlich Bridge, das ursprünglich amerikanische, aber längst international verbreitete

Kommerzspiel. Hier im Muthaiga hat man, wie in den meisten englischen Clubs, eine äußerst zweckmäßige Abrechnungsmethode eingeführt. Sobald ein neuer Interessent das Kartenzimmer betritt, aber da alle Tische besetzt sind, keinen Platz findet, nimmt er auf einem der leeren „Kiebitz-Stühle" Platz. Er liest Zeitung, trinkt Tee, kiebitzt – ganz nach Belieben. Sobald jedoch einer der Spieler aufsteht – und damit signalisiert, dass das Vergnügen für ihn beendet ist –, hört man sogleich den Aufruf: – Ein Platz frei! Der Nächste bitte! Genau wie in einem gutgehenden Friseursalon. Und schon springt er auf, der soeben angekommene, gierige Kartenbewerber, und besetzt schleunigst den frei gewordenen Stuhl. Auf Vorstellungen, Kennenlernen und zeitraubende Begrüßungen verzichtet jeder. Der Name des Neuankömmlings ist wahrlich nicht wichtig. Jeder weiß, dass er zum Bridgespielen gekommen ist und nicht, um einen philosophischen Vortrag zu halten. Die Hauptsache ist, dass das vierköpfige Team wieder vollzählig ist und der Kampf ungestört fortgesetzt werden kann. Die Personalien des Neuankömmlings sind in der Tat nebensächlich. Entweder man kennt ihn, dann ist alles in Ordnung. Wenn man ihn nicht kennt, ist das auch kein Problem. Keinesfalls ist es Grund genug, das Spiel zu unterbrechen. Im Endeffekt kommt es wirklich auf dasselbe hinaus, von wem wir gewinnen oder an wen wir verlieren ... Damit hierüber kein Zweifel aufkommen kann, liegt an jedem Spieltisch griffbereit das dicke Karten-Logbuch! Sobald eine Partie beendet ist, trägt jeder genau seinen Gewinn beziehungsweise Verlust ein. Alle Teilnehmer kontrollieren und unterschreiben. Irrtümer kommen kaum vor, die Plus-Spalte stimmt immer mit dem Minus überein. Niemanden interessiert es, wer namentlich gewonnen oder verloren hat; die Hauptsache ist die Richtigkeit des von den Spielern abgezeichneten Saldos. Dafür sind die Unterzeichner gemeinsam verantwortlich Mittwoch ist der Tag des Ausgleichs. Mittwochs begleichen die Clubmitglieder ihre wöchentliche Rechnung. Die Rubrik „Karten" auf ihrer Liste gibt Auskunft darüber, ob das Glück dem betreffenden Mitglied hold war oder ob ihn das Pech verfolgt hat. Die Wochenrechnung gibt hierüber präzise und diskrete Auskunft. Wer am Mittwoch zufällig außer Haus ist, dessen Saldo wird zu seinen Lasten oder zu seinen Gunsten verbucht und für den nächsten Mittwoch aufgehoben. Schließlich bleiben die Differenzen unter Clubmitgliedern, niemand hat die Absicht, mit dem Geld des anderen wegzulaufen. Vor einer längeren Abwesenheit begleicht jeder, wie es auch in anderen Clubs oder Hotels üblich ist, seine Schulden. Eine sehr passende, einfache und zweckmäßige Methode. Geld liegt nie auf den Tischen. Weder im Kartenzimmer noch im Restaurant. Schmutziges Bargeld gehört auch nicht auf einen sauber gehaltenen Tisch Aber wenn ich schon so viel Zeit mit der Beschreibung verbracht habe, wähle ich nun doch das Kartenzimmer statt des Tagebuchschreibens. Wenn nur die arme Mangi schon mit mir kommen könnte. Sie ist ebenfalls eine leidenschaftliche Bridgespielerin!



2 Januar

Meine Frau hat recht gut geruht, ist aber unverändert lustlos und müde. Nicht nur das ungewohnte Klima, auch ihre ständige erhöhte Temperatur setzt ihr zu. Am Vormittag fahren wir dennoch in die Stadt hinunter, besuchen Slim in seinem Büro, lassen unsere Fotos vom Schiff entwickeln, schauen uns auf der Straße um, schlagen untätig die Zeit tot und warten auf vier Uhr nachmittags, um endlich Wintelers entscheidendes Urteil zu hören. Aus Mangis Tagebuch schreibe ich die folgenden Zeilen ab: „Die vielen ungewohnten Anblicke interessieren mich so sehr, aber leider kann ich nichts davon genießen, ich bin so erschöpft und gleichgültig. Um vier Uhr nachmittags untersucht mich der allseits gepriesene englische Internist. Vorerst kann er gar nichts sagen, er schüttelt nur den Kopf, hüstelt verlegen und drängt auf die Durchführung verschiedener fachärztlicher Untersuchungen. Er lässt mich von einem Krankenhaus zum anderen rennen, das wird mein Vergnügen für morgen Vormittag sein! Eine verzweifelte Lage. Endlich sind wir in Afrika, worauf wir uns seit Jahren so sehr vorbereitet haben, worüber wir uns so sehr gefreut haben! Und jetzt wissen wir nicht einmal, was aus mir wird? Wird unser schöner Plan vielleicht wegen mir völlig über den Haufen geworfen? Niemals in meinem Leben war ich krank, muss es ausgerechnet jetzt sein? Will mich der liebe Gott so sehr bestrafen?“ Winteler ist übrigens ein sympathischer, etwa fünfzigjähriger, stämmiger, großgewachsener Mann. Er hat viel zu tun und keine Zeit, sich länger mit uns zu beschäftigen, bis er nicht die Ergebnisse der vorgeschriebenen Untersuchungen erhalten hat. Dann werde er alles sagen, ganz genau. Die Notwendigkeit der Untersuchungen müssen wir einsehen. Ebenso, dass die Sekretärin oder Ärztin, oder als was ich die abgehetzte Administratorin im Nebenzimmer titulieren soll, immer öfter ihre Nase hereinsteckt und die nächste „Nummer“ hereinlassen möchte. Auch das müssen wir verstehen. Wir nehmen also unseren Hut und taxieren zurück nach Muthaiga. Erfreuen wir uns wenigstens an den vielen schönen Blumen, wenn wir uns schon nicht an Winteler

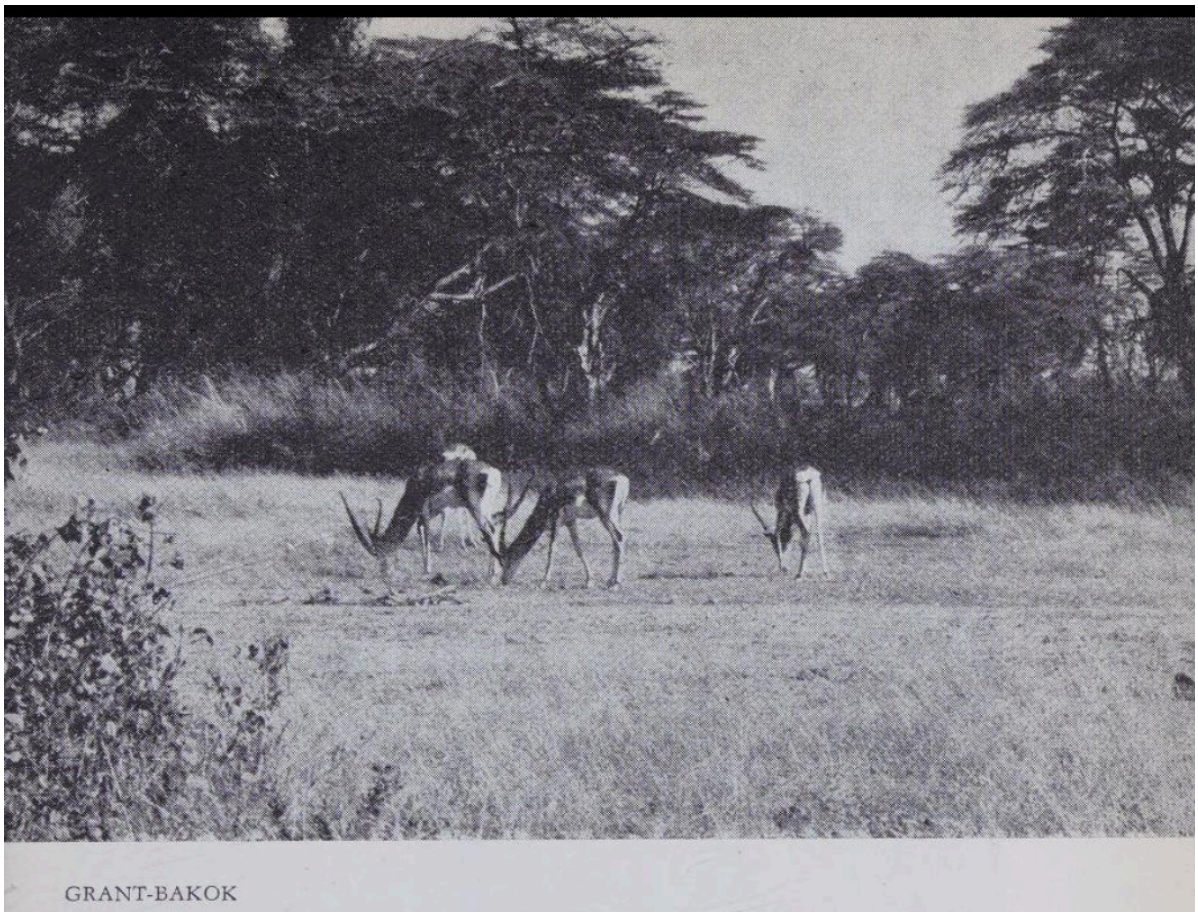
erfreuen können. Denn nicht nur meine Lust zum Tagebuchschreiben, sogar meine Lust zum Bridgespielen ist endgültig vergangen.

3 Januar

Mangis Befinden und der damit verbundene angespannte Nervenzustand sind unverändert. Für halb elf wurde die erste Untersuchung in einem Krankenhaus angesetzt, für elf die nächste in einem anderen. Wir bestellen rechtzeitig ein Taxi (von hier aus kann man nur damit in die Stadt hinuntergelangen). Es kommt auch pünktlich, wir könnten um zehn Uhr losfahren, aber im Stand platzt sein Reifen. Na, sehen wir uns dieses berühmte Ultrakurzwellen-Funktelefon an! Der Fahrer hat es schon abgehängt und streitet bereits mit einem in der Nähe patrouillierenden Kollegen. Er lässt sich das Wort geben, dass dieser in zehn Minuten hier sein wird. Wenn er es hält, könnten wir es gerade noch ins Krankenhaus schaffen. Aber natürlich hält er es nicht. Der Wagen eines unserer unbekannten Clubkameraden bricht gerade in die Stadt auf: – Want a lift? – fragt er. – Hop in!* Schon fahren wir, schneller und billiger, als wir gehofft hatten. Hier wäre es angebracht, die wirklich außerordentliche Zuvorkommenheit der in Muthaiga größtenteils unbekannten Clubkameraden einzuflechten. Sobald sie merken, dass wir ohne Wagen sind, sobald sich die Nachricht von den Sammlern des ungarischen Museums verbreitet, wetteifern sie fast untereinander um unsere Beförderung in die Stadt. Etliche kündigen bereits am Vorabend ihre Absicht loszufahren und ihre Hilfsbereitschaft an, so löst sich der größte Nachteil des Clublebens, das ständige Taxifahren, auf günstigere Weise. Wir kommen rechtzeitig im Krankenhaus an. Mangi wird kreuz und quer geröntgt, aber man gibt keine einzige Auskunft. Zettel hingegen, unverständliche Laborbefunde in Gaunersprache, bekommt man umso mehr. Die Röntgenbilder – angeblich hängt davon alles ab – natürlich erst morgen. Im anderen Krankenhaus findet die Blutuntersuchung statt. Unsere Beute ist wieder nur ein Bündel von Befunden. Der Doktor – so vertröstet man uns –, der wird dann den Rest erzählen! Wir essen eine Kleinigkeit im Gartenlokal des New Stanley, spazieren dann zu Slims Büro und fahren mit ihm zum Hauptgebäude des Jagdamtes hinaus. Slim und ich schauen kurz rein, Mangi wartet draußen im Wagen. Sie hat nicht einmal Lust, den zum Amt gehörenden kleinen Zoo zu besichtigen, obwohl sie sich sonst durchaus für Tiere interessiert. Der Oberjägermeister hat – obwohl er freundlich und verständnisvoll ist – kein einziges ermutigendes Wort. Auch er steckt bis zum Hals in den Schwierigkeiten der plötzlichen Umgestaltungen. Ich weiß nicht einmal – klagt er –, welcher meiner Untergebenen bereits ausgewechselt wurde, wo meine Anordnungen noch akzeptiert werden. Es tut mir leid – fährt er fort –, am besten ist es in solchen Zeiten zu Hause zu bleiben und erst dann wiederzukommen, wenn sich der Wirbelwind der Ungewissheit gelegt hat ... Wir bedanken uns für den guten Rat. Auf die Änderung der Windrichtung kann ich nicht warten. Ich glaube kaum – sage ich –, dass ich Kenia so bald verlassen werde, zumindest nicht, bis ich meine Sache irgendwie erledigt habe. Wo ich doch extra aus dem Nachbardorf gekommen bin! Auch dieser Tag erwies sich als nicht erfolgreich. Unzufrieden kehren wir in den Club zurück. – Gerade deswegen gehen wir ins Restaurant hinunter – sagt Mangi mit zusammengebissenen Zähnen –, bestell ein gutes Abendessen, von dem ich bis morgen sicher gesund werde! Sogar zum Bridgespielen nach dem Essen bin ich bereit, ich spüre minütlich die Besserung! Du wirst sehen, morgen bin ich wieder auf dem Damm! Aber wahrlich, sie rührt das Essen kaum an. Dabei liegt es wahrlich nicht am Abendessen. Die berühmte Kost des Muthaiga hat sich seit dreißig Jahren nicht verändert. Wir bekommen frischen Spargel mit einer dicken Sauce Hollandaise und ausgezeichnete „Sole à la Meunière“ – (Seezunge auf Müllerinart), schließlich in der örtlichen Gärtnerei gezüchtete Erdbeeren mit dicker, frischer Sahne – wahrlich ein exquisites Abendessen! (Natürlich erscheint es nur uns so exquisit, wir sind den Spargel und die Erdbeeren im Januar nicht gewohnt.) Der gute Vorsatz des Kartenspielens nach dem Abendessen versinkt mit einem Platsch im Brunnen des Muthaiga. Wir schlüpfen ins Bett.

4 Januar

Um elf Uhr erscheinen wir vor Wintelers hohem Angesicht. Mit Röntgenaufnahmen, vielen Befunden und noch mehr Bangigkeit. Was wird, wenn sich herausstellt, dass wir nicht weiterreisen können? Dass Mangi etwas Ernsteres fehlt? – In diesem Fall – wiederholt sie –, reise ich mit dem ersten Flugzeug nach Hause. Und du brichst allein zur Safari auf. Das ist die einzige Lösung! Wir warten fast eine halbe Stunde. Endlich dürfen wir eintreten. Jetzt entscheidet sich unser Schicksal. Winteler zeigt sich viel angenehmer und sympathischer als gestern. Er hüstelt auch nicht mehr so viel und schüttelt seinen Kopf nicht mehr so unsicher. Man könnte sagen, lächelnd betrachtet er die ernsthaften Röntgenbilder: – Hier liegt kein Problem vor, bitteschön! Wie ich sehe, ist es uns im letzten Moment gelungen, eine unschöne Bronchitis beim Schopf zu packen. Hier sind zwei Arten von Medizin. Neueste Penicillin-Präparate. Morgen gebe ich noch ein drittes dazu. Sie werden sehen, es sind wahre Wundermittel. In wenigen Tagen wird diese hartnäckige Influenza verflogen sein, Sie werden gar nicht glauben, dass Sie wochenlang krank waren. Nehmen Sie sie fleißig ein und nutzen Sie die verbleibende Zeit, ruhen Sie sich so viel wie möglich aus. Was mich betrifft, können Sie beruhigt zur Safari aufbrechen! In meiner Freude falle ich dem berühmten Winteler fast um den Hals. Dabei ist es sonst nicht meine Art, mich mit Männern zu herzen. Ich war nie ein Pokalspieler. Nicht einmal ein gewöhnlicher Fußballer. Die pflegen sich nach jedem Tor um den Hals zu fallen. Wintelers befreiendes Urteil wirkt wahrlich wie ein Zaubermittel auf uns beide. Daran sieht man auch, dass die moralische Beklemmung, die immer weiter gesteigerte Angst vor einer ernsteren Krankheit, einen wesentlichen Teil des eigentlichen Übels ausmacht. Der nachlassende Albtraum verbessert Mangis Zustand sichtlich, und das gemeinsame Vertrauen in den Arzt und die über alle Maßen gepriesenen Apothekenmittel werden wohl die so sehr ersehnte Genesung bringen. Ihr Gesicht glättet sich bereits, sie beruhigt sich und gewinnt ihre gewohnte Heiterkeit zurück. Erleichtert, man könnte sagen pfeifend, kehren wir heim. Meine Frau bekommt sogar wieder Appetit aufs Abendessen. Sogar für eine kurze Bridgepartie reicht es noch – aus der Puste von uns beiden.



5 Januar

Wintelers Zaubermittel bewähren sich. Mangi hat seit Tagen nicht so ruhig geschlafen, ihre Temperatur ist normal, auch ihr Allgemeinbefinden verbessert sich sichtlich. Sie hat nicht nur Zeit für den Friseur, sondern sogar für kleinere Einkäufe im indischen Secondhand-Basar, wo man so ziemlich jede vergessene Kleinigkeit bekommen kann – gut und zum halben Preis! Währenddessen versuchen Slim und ich es noch bei ein, zwei Ämtern, um die uns zugefallenen, ziemlich hoffnungslosen „Jagdblöcke" umzutauschen und unsere Aussichten zu verbessern. Leider genauso erfolglos wie gestern. Meinen Jagdschein und die Waffenerlaubnis lösen wir ebenfalls ein. In der Behörde sitzen noch Engländer, aber schon ziemlich unsicher, man könnte sagen „zum Absprung" bereit; auch sie klagen über den rapide anschwellenden Fremdenverkehr. Sie kommen nicht mehr hinterher. Jeder will jagen, die ganze Welt entdeckt jetzt Ostafrika! Die jagdwürdigen „Blöcke" sind ausgegangen, der Wildmangel wird immer größer, es wird immer schwieriger, die Nachfrage zu befriedigen . .. In Slims Büro stellt sich übrigens heraus, dass auch der für uns vorgesehene Berufsjäger Verspätung hat – unser für den 8. geplanter Aufbruch muss auf den 9. verschoben werden!

6 Januar

Heute habe ich eine unverzeihliche Dummheit begangen. Sie verursachte unübersehbare Besorgnis und Unruhe, die unsere Reise ständig quälte und regelrecht vergiftete! Vielleicht erinnert sich der Leser an meine immer mehr anschwellende Halsdrüse, die auf der „Europa" zur Sprache kam? Die ich schon vor der Abreise meinem erstklassigen Pester Facharzt gezeigt hatte! Er stufte sie als völlig unbedeutende, nicht der Rede werte Nichtigkeit ein – wenn Sie aus Afrika zurückkehren – sagte er –, zeigen Sie sie mir wieder, bis dahin kümmern Sie sich nicht darum, vergessen Sie sie. Unterwegs holte ich auch die Meinung des Schiffsarztes der „Europa" ein, auch er winkte nur ab und äußerte sich genauso wie der Pester Spezialist. Heute nun konnte ich – um Mangis baldige Genesung zu beschleunigen – länger mit Winteler sprechen, und da ich das Gefühl hatte, mein Hals sei in den letzten Wochen stärker angeschwollen – zeigte ich ihn sicherheitshalber auch dem berühmten Internisten! Das war mein Verderben! Lange betrachtet er sie, tastet sie ab, schüttelt immer besorgter den Kopf und hüstelt immer häufiger. Bis er schließlich damit herausrückt, dass man dies um Himmels willen nicht auf die leichte Schulter nehmen dürfe, man müsse es gründlich untersuchen, es wäre unverantwortlich, damit auf Safari zu gehen! Hierüber müsse man volle Gewissheit erlangen – das heißt, man müsse eine histologische (gewebekundliche) Untersuchung durchführen! – Was natürlich – so tröstet er mich gutmütig – nichts anderes bedeutet als die obligatorische ärztliche Sorgfalt. Die Untersuchung ist übrigens einfach, sie tut nicht einmal weh, aber so kann ich Sie auf keinen Fall ohne entsprechende Kontrolle ziehen lassen. – Aber am 9. beginnt unsere Safari, Herr Doktor – stammle ich verwirrt –, ich bin in staatlichem Auftrag unterwegs, es ist unmöglich, jetzt meine ohnehin schon knappe Zeit mit so etwas zu verschwenden! Und wie lange dauert die vorgeschlagene Untersuchung wohl? – Ein paar Tage wird es schon dauern – lässt er mich wissen –, es kommt darauf an, in welchem Krankenhaus ein Platz frei wird. Derzeit sind die Krankenhäuser für Weiße alle überfüllt, aber vielleicht in einer indischen Institution? ... Nach Abschluss der Untersuchung können Sie beruhigt auf Safari gehen, den Befund schicken wir Ihnen dann in zwei Wochen hinterher Es gibt keinen Spiegel im Zimmer, ich kann meine Gesichtsfarbe nicht kontrollieren. Aber ich spüre bestimmt, wie ich erblasse. Vielleicht zittere ich sogar. Meine Zähne klappern jedenfalls hörbar. Histologische Untersuchung? Indisches Krankenhaus? (Falls es überhaupt ein freies Bett gibt?) Der Befund wird in zwei Wochen nachgeschickt? Wie trete ich jetzt vor Mangi?

Ich weiß, dass wir uns bei der Damenfriseurin namens „Joy“ in der Hardinge Street treffen sollen. Aber die Hausnummer weiß ich nicht. Nur dass die Friseurin die Tochter eines Berufsjägers ist; Mangi hat sie nur deshalb gewählt, da sie keine Ahnung von den Frisiersalons in Nairobi hatIch weiß auch, dass sie schon lange wartet, ungeduldig, aber glücklich, endlich von Sorgen befreit! Und was sage ich ihr jetzt? Ich weiß nicht einmal, wie es mir gelingt, den Friseurladen zu finden? Aber da bin ich auch schon, an der Tür steht „Joy“, was bekanntlich Freude, gute Laune, Fröhlichkeit bedeutet. Wahrlich ein passender Name, wie für mich geschaffen. Wie auch immer, unter langwierigem Ächzen und Umschweifen teile ich Mangi die „Freudenbotschaft“ mit. Ich wusste gut, dass sie eine starke Frau ist, dass sie umso fester an meiner Seite stehen würde, je größer mein Unglück ist. Auch jetzt bleibt sie ruhig und sagt nur so viel: – Das ist unmöglich! Das ist irgendein dummes Missverständnis! Was hätte die Arme auch sonst sagen können? Dabei hätte es statt eines dummen Missverständnisses auch ein endgültiges Urteil sein können Natürlich bringt keiner von uns so etwas zur Sprache. Aber ob uns in unseren Köpfen nicht ein solcher Gedanke herumgeht, das wagte ich nicht mehr so bestimmt zu behauptenJedenfalls beschließen wir, dass wir diese dämliche Untersuchung hinter uns bringen müssen. Auch diesen bitteren Bissen müssen wir schlucken. Er gehört zur „Muthaiga-Freudenwoche“. Wir essen „genüsslich“ im Garten des „Stanley“ zu Mittag. Ich hoffe zumindest, dass es in den Augen der Gäste an den Nachbartischen genüsslich aussieht. Dann kehren wir in den Club zurück, wo mich bald darauf Winteler ans Telefon bittet: – Im Krankenhaus der Europäer gibt es zwei Wochen lang kein freies Bett, aber im indischen Institut namens „Aga Khan“ ist es mir gelungen, eines zu bekommen. Morgen Nachmittag können Sie bereits rein. Ich habe mit meinem Kollegen gesprochen, einem Ohren-Nasen-Hals-Arzt aus Bombay namens Dr. Sethi, er wird die Untersuchung durchführen. Am nächsten Tag lässt er Sie schon wieder raus. Es ist mir gelungen, die Schwierigkeiten aus dem Weg zu räumen. Am 8. können Sie ungestört zur Safari aufbrechen! Ich kann mich für die „außergewöhnliche Zuvorkommenheit“ gar nicht genug bedanken, was hätte ich auch anderes tun können? Gestern um diese Zeit haben wir noch für Mangi mitgefiebert. Heute bin ich bereits an ihre Stelle getreten. Nur die Reihenfolge hat sich geändert.. . Zuletzt war ich 1933 als Patient im Krankenhaus in Nairobi! Vor runden einunddreißig Jahren. Fast einen Monat lang drückte ich damals das Bett, ich war an Ruhr erkrankt. Man hat mich im „Europäischen Krankenhaus“ schön geheilt ... Ich hoffe, die Inder werden mich schneller wieder los. Unsere fünfwöchige Safari haben wir im Voraus bezahlt. Keinen einzigen Tag davon gedenken wir preiszugeben.

7 Januar

In meiner Bedrängnis wende ich mich wieder Mangis Tagebuch zu! Vielleicht spiegelt es unsere elende Stimmung besser wider: „Wie mag dieses »Aga Khan« wohl sein? – sorgt sie sich. Es ist bedrückend, hier in der Fremde zu weilen, verlassen, krank, ratlos! Auf unsere Freunde Windisch-Graetz – obwohl auch sie nur Winteler empfehlen – können wir uns jetzt kaum stützen, auch sie sind voller Sorgen. Sie bringen ihre beschädigte Wohnung in Ordnung, die Ehefrau ist auch dort ins Krankenhaus eingeladen worden. Gegenüber der indischen Heilanstalt – obwohl sie stadtweit gepriesen wird – hege ich ein unverkennbares Misstrauen. Ich habe noch nie ein indisches Krankenhaus gesehen, ich hatte noch nie mit einem indischen Arzt zu tun.“

Um vier Uhr nachmittags sind wir pünktlich im „Aga Khan“.

Mein erster Eindruck: – überraschend musterhafte Ordnung, wohltuende Stille, glänzende Sauberkeit!

Alle sind Inder, Patienten, Ärzte, Pfleger, Personal!

Ich bin der einzige Weißhäutige. Ich fühle mich fast wie ein Ausgestoßener.

Aber nur in den ersten Minuten. Die Einheimischen tun alles für meine Akklimatisierung.

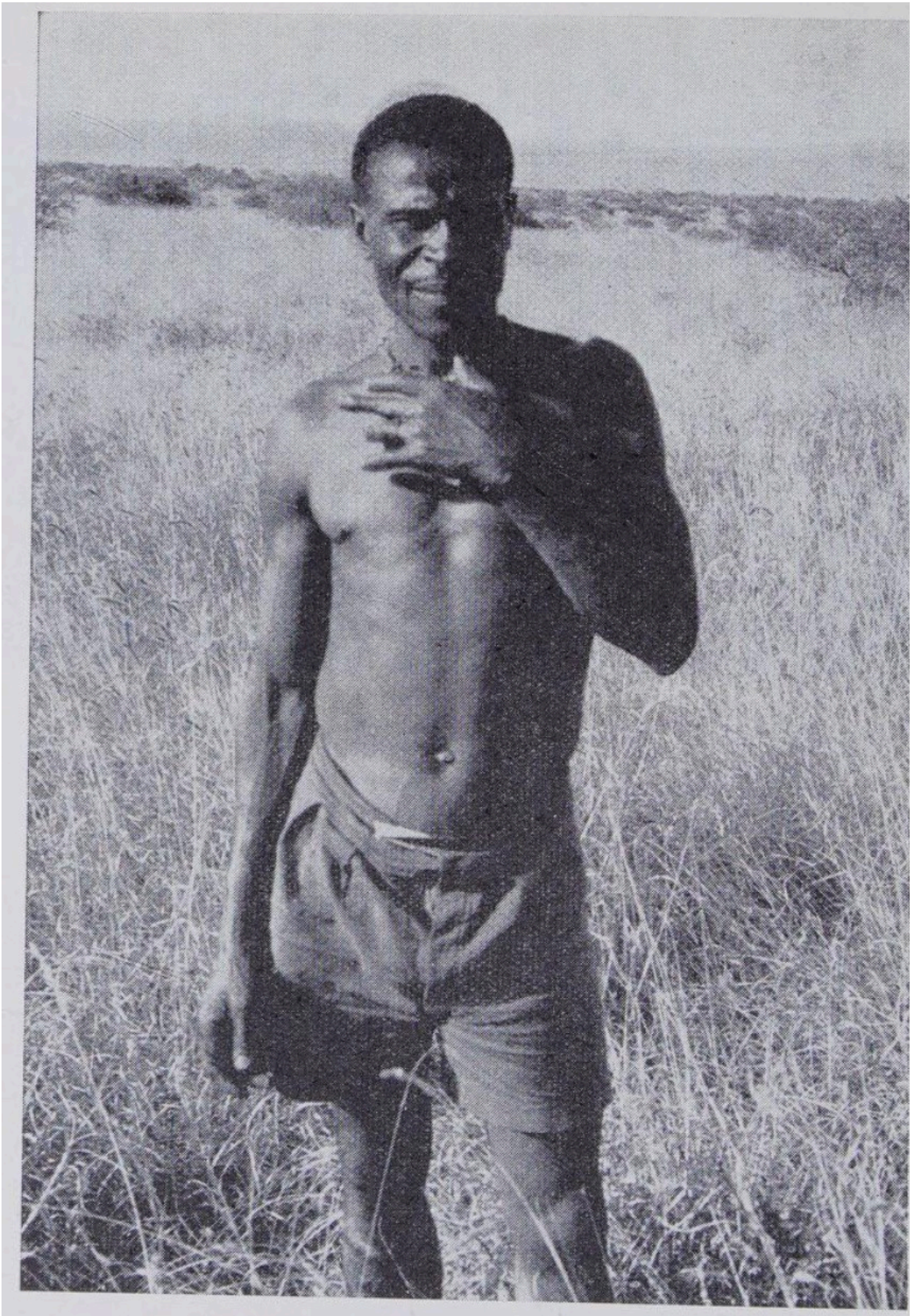
Ich bekomme ein angenehmes, freundliches Zimmer. Ein junger Assistenzarzt tritt ein – ein Mitarbeiter des HNO-Arztes Dr. Sethi – für morgen früh wurde die Untersuchung angesetzt –, davor bekomme ich „ein kleines Spritzchen", das Ganze ist ein Kinderspiel. Die musterhaft saubere, fachkundige Pflegerin erscheint, ja, bald darauf wird sogar ein schmackhaftes Abendessen gebracht.

Mangi wird um sieben Uhr nach Hause geschickt – sie darf erst am Morgen wiederkommen.

Über das „Aga Khan"-Krankenhaus kann ich – zumindest bisher – nur mit voller Anerkennung und rückhaltloser Zufriedenheit sprechen.

Indien kann darauf stolz sein, Aga Khan selbst kann ebenfalls stolz darauf sein!

Mit dem ich im Übrigen das Vergnügen hatte, wiederholt zusammenzutreffen. Einmal in Kairo, in dem Vergnügungslokal namens „Papagei", ein andermal in Bombay, im „Taj Mahal"-Hotel. Damit prahle ich auch vor dem jungen Assistenzarzt, der übrigens nicht einmal weiß, nach wem das Krankenhaus benannt wurde.



AZ EGYIK FUNDI

Nach einem guten Schlaf verabreicht man mir das versprochene „kleine Spritzchen“. Von da an erinnere ich mich an nichts mehr, nur an weiteren, hervorragenden Schlaf. Und als ich aufwache, sitzt Mangi im Zimmer, gut gelaunt und dem äußeren Anschein nach offensichtlich auf dem Weg der Besserung.

– Alles ist in Ordnung, zieh dich so schnell wie möglich an, ich habe schon ein Taxi bestellt, wir können zurück ins Muthaiga; seit heute Morgen acht Uhr hast du geschlafen wie ein Murmeltier, jetzt ist es drei Uhr nachmittags! Den HNO-Arzt Dr. Sethi, der die Untersuchung durchgeführt hat, habe ich gar nicht gesehen, ich konnte nicht einmal mit ihm sprechen.

– Ich komme auch ohne ihn aus. Dafür habe ich aber ordentlichen Hunger bekommen. Gehen wir essen.

Und schon fahren wir durch das Tor des „Aga Khan" hinaus. Ich hege auch nicht den besonderen Wunsch, es wiederzusehen. So ordentlich, so musterhaft es auch sein mag.

– Jetzt hör mal zu – erzählt Mangi während des Essens –, was für eine Überraschung mich gestern Abend erwartete! Du kannst dir denken, wie bitterlich, in welch gedrückter Stimmung ich nach Hause kam. Ich hatte zu nichts Lust, neben Wintelers Wunderpillen legte ich mir eine doppelte Dosis Schlaftabletten bereit; ich hatte gerade vor, sie statt des Abendessens zu schlucken, als – ein Brief gebracht wurde!

– Es stellte sich heraus, dass dein Neffe, Pongrác Somssich, ihn geschickt hat; er hat uns heute schon zweimal gesucht, er ist hier in Nairobi, wohnt im „Norfolk" Hotel, er holt mich sofort ab und führt mich zum Abendessen aus!

Pongrác ist nicht nur ein naher Verwandter – der Sohn meiner Cousine ersten Grades –, sondern unser beider Liebling! Seit fünfzehn Jahren lebt er mit seiner Frau und seinen drei kleinen Söhnen im Staat Burundi, der zwischen dem Kongo, Tanganjika und Uganda liegt. Er ist ein tüchtiger Mann um die vierzig, der durch harte Arbeit eine gute Stellung und ein anerkanntes Amt erlangt hat, das sein Auskommen sichert: die Inspektion einer ausgedehnten Farm sowie die Fachberatung des staatlichen Jagdamtes von Burundi! So gelang es ihm, seine einstigen ungarischen landwirtschaftlichen und zugleich jagdlichen Erfahrungen geltend zu machen! Seine beiden älteren Söhne lässt er hier in der Nähe in ein bekanntes Erziehungsinstitut gehen. Er besuchte sie gerade, erfuhr dabei von unserer Ankunft und eilte herbei, um Mangi zum Abendessen auszuführen.

– Ich konnte dem Schicksal gar nicht genug danken – beendet Mangi ihr gestriges Abenteuer –, dass es mir hier, an diesem von der Welt entrückten Ort, wo ich keine Seele kenne, auf so unerwartete, wahrlich „vom Himmel gefallene" Weise über diesen gestrigen sorgenvollen Abend hinweggeholfen hat!

Wir hatten uns viel zu erzählen, wir hatten uns seit zwanzig Jahren nicht gesehen, seit er nach Afrika ausgewandert war.

Im Laufe des Nachmittags taucht auch unser künftiger Berufsjäger, Henry Poolman, auf. Derselbe, mit dem ich vor vier Jahren schon zusammen gejagt habe. Wir haben uns damals angefreundet, deshalb bat ich Slim noch im vergangenen Herbst, nach Möglichkeit wieder Poolman für mich zu verpflichten! Das ist offensichtlich auch gelungen, siehe da, hier steht er bereits in voller Lebensgröße Sogar in wesentlich größerer Ausführung als vor vier Jahren. Er hat in jeder Hinsicht zugelegt, ich befürchte, nicht nur zu seinem Vorteil. Er ist ordentlich korpulent geworden, seine Hose ist stark eingelaufen, sein Kopf passt kaum in den breitkrempigen Buren-Hut. Auch sein Ruf muss ordentlich gewachsen sein, zumindest nach seiner ungewöhnlichen Überlegenheit und seinen lautstarken Sprüchen zu urteilen. Dabei war er vor ein paar Jahren noch so ein bescheidener, zurückhaltender, sympathischer Bursche. So wie er jetzt den Dicken markiert, könnte man meinen, er habe Afrika entdeckt. Offensichtlich war auch dies noch ausständig in der Sammlung der uns erwartenden, „überaus angenehmen" Überraschungen. Nun ja, jetzt ist

es egal. Ein typischer Fall von „tu l'as voulu, George Dandin“. Schließlich habe ich ihn namentlich verlangt. Jetzt habe ich ihn bekommen. Ich darf mich nicht beschweren.

Auch die vor dem Aufbruch gewöhnlich fällige Überraschung bleibt nicht aus, glücklicherweise nur in milder Form. An Poolmans Wagen zeigen sich natürlich „kleinere Reparaturen“, und das Ergebnis meiner ärztlichen Untersuchung wird auch frühestens für morgen Abend versprochen, so sind wir gezwungen, unseren Aufbruch erneut zu verschieben. Das heißt, wir setzen ihn für den 10. fest – hoffentlich jetzt endgültig Wenn wir am 10. tatsächlich aufbrechen können, können wir immer noch von Glück reden. Zwei Tage Verspätung (ursprünglich war unser Aufbruch für den 8. geplant) kann fast als außergewöhnliche Pünktlichkeit eingestuft werden. Einst, zu Zeiten meiner seligen „Fuß-Safaris“, als wir uns mit hundertfünfzig Trägern abmühten und sie, so viele es auch waren, in alle Himmelsrichtungen auseinanderliefen, zogen sich die Geburtswehen des Aufbruchs, die die Rechnung des europäischen Jagdgastes immer weiter anschwellen ließen und seine Nerven bis zum Äußersten strapazierten, manchmal über Wochen hin!

8 Januar

Wir sind bei Winteler drin und bedanken uns erneut für seine Wunderpillen, die Mangi wahrlich „rasant“ geheilt haben. Das Ergebnis meiner eigenen Untersuchung verspricht er für morgenMit meinem Neffen Pongrác essen wir im „New Stanley“. Danach stellt er seine zwei gutaussehenden, dunkelbraun gebrannten, bärenstarken Jungs vor, mit denen wir uns innerhalb von Minuten anfreunden. Damit sie tagsüber nicht im Weg stehen, sperrt er sie für den ganzen Tag ins städtische Schwimmbad.

– Sie haben – sagt er – Geld für Limonade und Sandwiches bekommen, aber ihre Kleidung habe ich beim Bademeister verstecken lassen. In einer einzigen Badehose können sie schließlich nicht in die Welt hinausflüchten!

Da sie nach Gewehren verrückte, im Urwald aufgewachsene, leidenschaftliche Jägersprosse sind (glücklicherweise erst im Zwille-Alter), versuchte ihr Vater auf diese Weise, den Katzenbestand von Nairobi vor ihnen zu sichern. Vorläufig ersetzen diese die Löwen. Offensichtlich haben sie uns schon erwartet, denn bei unserem Erscheinen verschwinden sie und werden unsichtbar. Sie tauchen unter Wasser ab und kommen erst auf den drängenden Pfiff ihres Vaters hin wieder zum Vorschein, mit zerzausten Haaren, grinsende, nasse Ziesel. Sie umringen uns, und wenn es nach ihnen ginge, ließen sie uns bis zum Abend nicht mehr los – die Geschichte jedes einzelnen meiner Löwen muss ich separat erzählen. Was gar nicht so einfach ist, denn zwischendurch muss ich unzählige ihrer Fragen beantworten, und das nicht nur auf Ungarisch, sondern auch auf Suaheli, Englisch, Deutsch – ja sogar auf Französisch! Natürlich bringen sie alle fünf Sprachen kunterbunt durcheinander. Ihre Mutter ist Österreicherin, ihr Vater Ungar, sie gingen in einen belgischen Kindergarten und jetzt in ein Institut in Nairobi. In Ungarn waren sie noch nie, dennoch will ihr Vater ungarische Menschen aus ihnen machen und zwingt sie zum ungarischen Wort. So geraten die Ärmsten in eine hoffnungslose Sprachverwirrung!

Im Übrigen sind es originelle, zirkusreife, sympathisch-freche Kerle! Mangi und ich können nicht aufhören, über sie zu lachen!

Wie wird wohl Wintelers Urteil morgen ausfallen? Es schnürt mir immer wieder den Atem ab. Ich weiß genau, nicht nur mir Aber wir werden auch dieses harte Nussknacken hinter uns bringen.

9 Januar

Dreimal schauen wir in Wintelers Sekretariat vorbei, aber selbst am Mittag gibt es kein Ergebnis. Unsere ohnehin bis zum Zerreißen gespannten Nerven werden durch diese vielen Doktoren endgültig ruiniert.

– Obendrein sind wir ihnen auch noch zu Dank verpflichtet, ganz zu schweigen von den vielen anderen Schulden.

Nicht umsonst gibt es so viele Doktoren in Nairobi! Es scheint wirtschaftlicher zu sein als das Löwenfotografieren! Straßenzüge weit reihen sich die Arztschilder aneinander.

Um unsere Aufmerksamkeit nachmittags etwas von dem immer ermüdenderen Thema des Gesundheitswesens abzulenken, planen wir einen „Wildfotografie-Ausflug". Wir wollen mit Poolman (da er seit gestern unser eigener Angestellter ist, samt seinem geländegängigen „Landrover") in das unmittelbar an der Stadtgrenze beginnende Wildreservat hinausfahren, in den „Königlichen Nairobi-Nationalpark" (Royal Nairobi National Park). Zuvor haben wir uns mit dem Leiter des örtlichen indischen Fotogeschäfts verabredet, der jahrelang im deutschen Leica-Werk gearbeitet hat und ein zuverlässiger Experte für alle dortigen Erzeugnisse ist.

Zumindest behauptet er das.

Und wir glauben es ihm.

Wir glauben es ihm umso lieber, weil wir unsere nagelneue Kinokamera, die begehrenswert geschmackvolle „Leicina" der Leica-Werke, noch nicht einmal ausgepackt haben! Wir wissen nicht einmal, durch welches Loch man hineinschauen oder welchen Knopf man drücken muss. Wir sind beide fachkundige, in den geheimsten Kniffen der Wildfotografie bewanderte „Hobbyfotografen" ... Genau deshalb sehnen wir uns nach der Einweisung durch den hervorragenden, in Deutschland ausgebildeten indischen Fotografen. Der angeblich alles weiß, alles erklärt und alle unsere fototechnischen Bedenken zerstreut. Lange warten wir in seinem städtischen Laden auf ihn – vergebens. Er kommt nicht. Nachträglich stellt sich heraus, dass er einen Ausflug gemacht hat. Sicherlich hat er eine bessere Kundschaft gefunden. Währenddessen lassen wir mit unveränderter Zuversicht die leere Kamera klicken, denn wir wissen noch nicht einmal, an welchem Ende man den Film einlegen muss. Poolman drängt unaufhörlich:

– Wir brauchen gar nicht mehr loszufahren, in einer Stunde wird es dunkel! Es war schade, die Kamera überhaupt auszupacken. So fachmännisch kann sie hier niemand mehr – wieder einpacken. . .

So brachen wir denn etwas enttäuscht auf – ohne den indischen Experten. Auch unsere Fotoapparate – die zwei identischen Leicas – sollten wir ordentlich ausprobieren, uns mit den örtlichen Lichtverhältnissen vertraut machen und die Funktion unserer verschiedenen Hilfsmittel kontrollieren. Mit einem dreifachen Ziel klettern wir schließlich in den Landrover: Vergnügen, Fotografie – vor allem aber in der Absicht, den Kummer zu vergessen!

Und während wir hinausfahren – die Grenze des Schutzgebietes liegt kaum ein bis zwei Kilometer entfernt –, stelle ich diesen in jeder Hinsicht einzigartigen „Tiergarten" mit ein paar Worten vor.

MASZÁI ELMORÁNOK

Ich erwähnte vor einigen Seiten, dass die Reservate durch keinerlei sichtbare Hindernisse, Gräben, Zäune oder Drahthecken von den offenen Jagdgebieten getrennt sind. Das Gelände und die Vegetation des sogenannten „Parks“ sind völlig identisch mit dem „ausgegrenzten“ Teil; die Tiere können frei ein- und ausgehen. Das Hauptverdienst des Nairobi-Reservats – genau das macht es einzigartig – ist, dass seine Bewohner ursprünglich sind! Sein Gebiet wird von denselben Wildarten bevölkert, die schon vor Jahrhunderten, vielleicht vor Jahrtausenden hier waren! Seit der Landnahme durch den weißen Mann kam keine neue Tierart hierher, es fand keinerlei „Ansiedlung“, „Blutauffrischung“, „Bestandsvermehrung“ oder ähnliche künstliche Eingriffe statt; dieses Reservat ist das letzte authentische Musterstückchen des einstigen kenianischen Wildparadieses! Und obwohl seine Ausdehnung „nur“ 117 Quadratkilometer beträgt, ist es zwar das kleinste kenianische Wildreservat, aber dennoch das reichste, da es sich mit fast allen Wildarten des Landes brüsten kann. Natürlich in stark verringerter Anzahl, denn von den Herden, die vor einem Vierteljahrhundert noch zu Tausenden zählten, ist nur ein kleiner Rest geblieben.

Der „Nairobi-Park“ rühmt sich zu Recht auch damit, dass er der letzte Zufluchtsort der berühmten Athi-Ebene ist, eine verbliebene Erinnerung an ihren untergegangenen Wildreichtum. Mit eigenen Augen habe ich die Athi-Ebene noch in ihrer vollen Pracht gesehen und sie wiederholt im „Csui!“ beschrieben. Dieses „Park“-Gebiet war eine Ecke jenes berühmten Wildparadieses, ursprünglich der Gemeinbesitz der somalischen Bevölkerung der Stadt. Die Engländer hatten bereits davor, neben dem jetzigen Reservat, hunderte ausgezeichnete somalische Soldatenfamilien angesiedelt. Später, zur Zeit der Weltkriege, verunstalteten Militärbaracken, Übungsplätze und Schießstände das Gebiet und vertrieben das Wild völlig daraus. Im Zuge der Neuordnung nach dem Friedensschluss machten sich die Stadt Nairobi und das kenianische Jagdamt Hand in Hand daran, hier ein neues Wildasyl aufzubauen, das in seiner heutigen Form wahrlich einzigartig auf der Welt ist! Die rund viertausend mehr oder weniger wild umherstreifenden somalischen Kuhherden wurden ausgesiedelt, es wurden kleinere Staudämme, viele Meilen kreuz und quer verlaufender Autostraßen und zahlreiche

Wildsalzlecken angelegt. So etwas und die damit verbundene relative Ungestörtheit wird vom Wild bald belohnt. Es wanderte scharenweise zurück und bevölkerte innerhalb weniger Jahre seine seit Urzeiten gewohnte Heimat.

1949 gelang es, das Gleichgewicht der Natur wiederherzustellen. Vor allem dadurch, dass man das in der Nähe neu geschaffene Wildreservat „Ngong National Reserve" mit seinen rund 12.000 Quadratkilometern an den nairobinischen „Tiergarten" anschloss und so das entsprechende Nachsickern bei zeitweise auftretendem Wildmangel sicherstellte. Die in ganz Ostafrika wütende Dürre von 1961 versetzte den Bewohnern des nairobinischen „Tiergartens" einen neuen Schlag. Mehr als die Hälfte kam um. Doch das Wasser der kleineren und größeren Seen, die im Schutz der neuen Dämme verblieben, lockte den in der Umgebung versprengten Wildbestand wieder heim. Und zwar weit mehr als nötig! Denn bald vermehrten sie sich so stark, dass sie statt der in der Dürre völlig ausgetrockneten Weiden das Land der außerhalb ansässigen Siedler überfluteten und den Farmern unermesslichen Schaden zufügten. Diese wiederum ließen sich nicht lumpen und schossen zum Schutz ihrer Saaten die teils durch ihre eigene Arbeit zurückgelockten Wildmassen zu Tausenden ab!

Nach neuesten Statistiken fahren wöchentlich etwa viertausend Touristen von Nairobi aus hierher, besonders in den Morgen- und Abendstunden, wenn das Wild am meisten in Bewegung ist und man die besten Chancen hat, auch einem Löwen zu begegnen! Natürlich ist das begehrteste „Starthema" der Wildfotografen auch heute noch der König der Tiere! Den heutigen „Stadtpark" kann man also getrost als den reichsten Freilicht-Zoo bezeichnen. Und dass darin jede der ursprünglichen Arten vorkommt, ist nicht nur der fachmännischen Aufsicht und dem strengen Wildschutz zuzuschreiben, sondern vor allem der natürlichen Vielfalt des Geländes, der Mannigfaltigkeit des „Lebensraums"! Offene Savanne und Grasweide wechseln sich ab mit lichtem Buschwerk, dunklem Urwald mit zwei Meter hohem Elefantengras, Galerie-Wald entlang der Flüsse mit sumpfiger Moorwelt – ganz nach dem individuellen Geschmack der vielen Wildtiere. Nur so konnte der geträumte Plan der Gründer Wirklichkeit werden: dass das einstige „dunkelste Afrika" fast bis auf Steinwurfweite an das ultramoderne, durch Wolkenkratzer verunstaltete Nairobi heranrückt – zur Unterhaltung der neugierigen Blicke der einheimischen Bevölkerung und vor allem der internationalen Touristen.

Dieser immer beliebter werdende Tiergarten ist – wie bereits erwähnt – ein Zipfel der Athi-Ebene. Jener weltberühmten Sehenswürdigkeit, die ich auch Mangi versprochen und aus dem Fenster der Uganda-Bahn im Lichtermeer des Morgengrauens in Aussicht gestellt hatte. Doch an ihrer Stelle konnte ich nur ein durchnässtes Grasmeer, einen hoffnungslos bewölkten Himmel und drei klitschnasse Strauße präsentieren. Denn die grenzenlose Ausdehnung des Menschen, seine rücksichtslose Überlegenheit hat die Natur verdorben, hat den „zur sorgsamen Bewahrung" anvertrauten Schatz treulos verloren gehen lassen – das einzigartige Wunder der ostafrikanischen Tierwelt, den letzten Vorboten des irdischen Paradieses. Es war wahrlich wunderbar, auch wenn es nicht zur bekannten Reihe der „sieben Weltwunder" gehörte. Jene anderen konnten freilich, aus beständigem Material gefertigt, Jahrtausende überdauern. Das Wunder der ostafrikanischen Tierwelt jedoch konnte mit den ägyptischen Pyramiden kaum Schritt halten, erst recht nicht so schutzlos, als freie Beute des Menschen. Die Pyramiden werden noch unzählige unserer Generationen bestaunen, aber an den erwähnten Wildherden werden sich unsere eigenen Kinder nicht mehr erfreuen können. Wer übernimmt dafür die Verantwortung? Franz von Assisi, der bekannte Heilige und Tierschützer, dankte bereits im Jahr 1220 etwa so: „Ich danke dir, Herr, dass du mich mitten unter die vielen wunderbaren Tiere deiner Welt gestellt hast!" Mit dieser Aussage versuchte er – so empfinde ich es – jene „Gemeinschaft", jenes fast „brüderliche Verhältnis" zum Ausdruck

zu bringen, die Bedeutung jenes gewissen friedlichen „Nebeneinanderlebens“, das die Vorsehung für das Verhältnis zwischen Mensch und Tierwelt vorgesehen hatte.

Was meine eigene Sache betrifft, glaube ich kaum, dass ich mich als einen verknöcherten, starr fixierten Tierschützer bezeichnen kann. Ich bin Mitglied in keinem derartigen Verein; ein solcher Widerspruch würde alle Äußerungen meiner langen jagdlichen Vergangenheit kläglich Lügen strafen. Trotzdem liebe ich, achte und respektiere ich das Wildtier. Ja, innerhalb der Grenzen der Vernunft setze ich mich auch für seinen Schutz ein. Was, obwohl es unmöglich erscheinen mag, dennoch in jedem Vollblutjäger zu finden ist, ja sogar ein charakteristisches Paradoxon darstellt. Aber ich hänge am Tier vor allem auf jener eben erwähnten „Assisi-Basis“, auf der idealisierten Basis der „brüderlichen Gemeinschaft“. Denn ich stimme nicht mit jener immer mehr um sich greifenden Auffassung überein, dass der Mensch – wie sehr er sich auch selbst für die „Krone der Schöpfung“ halten mag – die Welt einfach enteignen dürfe! Dass das Tier vor seinen überlegenen Ansprüchen in jeder Hinsicht, ausnahmslos und unbedingt zurückweichen müsse! Ich bestreite, dass nur dieses großspurige menschliche Tier auf der Welt leben darf, dass nur er sich an ihren Früchten satt essen darf! Auch die Tierwelt will hier wohnen, ja, sie will hier sogar satt werden – kraft ihres paradiesischen Urrechts! Ich will mich jetzt nicht in diese alte östliche Antithese, in das afrikanische Mensch-Tier-Problem vertiefen, obwohl ich voraussichtlich wiederholt darauf zurückkommen muss. Ich schiebe es also auf ruhigere Tage im Lager auf, an denen man nichts zu tun hat, denn es dämmert schon, wir trollen uns aus dem nairobinischen Tiergarten hinaus Wir trafen auf relativ viele Arten von Wildtieren, vier oder fünf Arten von Antilopen, Zebraherden, ein paar Giraffen, Warzenschweine, Strauße und Schakale, ein ordentlicher Paviantrupp versperrte uns den Weg, ja, als besonderes Schmankerl präsentierte sich sogar eine Muttergepardin mit Jungen zum Fotografieren.

Der Gepard – oder Cheetah – ist kein alltägliches, eher selten gezeigtes Tier. Und obwohl ihn das eine oder andere „Fachbuch“ ebenfalls zu den „afrikanischen Großkatzen“ zählt, stützt sich dies nur auf seine Ähnlichkeit mit dem Panther. Denn obwohl er tatsächlich panthergroß, gefleckt und scheinbar katzenförmig ist, hat er mit den echten Großkatzen nichts zu tun. Er ist ein völlig harmloses, Menschen niemals angreifendes, leicht zu zähmendes Ziertier mit relativ langen Beinen, infolgedessen von pfeilschnellem Lauf und äußerst anmutigen Bewegungen. Auf dem gepflegten Rasen der prachtvollen Villen der hiesigen Siedler liegt er wollüstig ausgestreckt und räkelt sich mit einem Silberglöckchen um den Hals. Ein verweichlichtes, man könnte sagen effeminiertes, weibisches „Raubtier“. Auch in Slims Garten faulenzt ein Prachtexemplar. Ich freute mich, dass dieses erste Kennenlernen meiner Frau mit der afrikanischen Tierwelt, wenn auch kurz, relativ erfolgreich verlief, obwohl das Ausbleiben des versprochenen indischen „Hauslehrers“ sie eher nur zu „instinktivem“ Klicken verleitete. Am Ende jedoch riss die Begeisterung Mangi so sehr mit, dass wir – wenn nicht die immer unerwartet hereinbrechende Tropennacht über uns hereingebrochen wäre – immer noch den fotoerprobten Tieren des Nairobi-Parks nachjagen würden.

Zum Abendessen kamen wir nach Muthaiga heim. Mit viel Mühe gelingt es mir noch, einen von Wintelers Assistenten ans Telefon zu bekommen. Er beteuert auf sein Wort hin, dass das Ergebnis meiner Untersuchung völlig einwandfrei ist! Ein gewaltiger Felsbrocken rollt uns beiden vom Herzen! Wenn ich nur schon Wintelers schriftliches Zeugnis in den Händen halten könnte, damit wir uns endlich restlos beruhigen könnten. Ärzte, besonders solche hochberühmten, teuren afrikanischen, muss man immer mit gebührendem Vorbehalt behandeln. Dabei ist der brave Winteler als bekanntermaßen zuverlässiger, gewissenhafter Kurpfuscher bekannt. Seine übertriebene Sorgfalt hat uns den Aufenthalt in Nairobi dennoch ordentlich verbittert...

Als wir vor der Abreise in Wien weilten, sagte einer meiner Freunde:

– Ich höre, ihr verbringt Weihnachten auf dem Schiff! Für ein größeres Geschenk reicht es nicht, aber steck diesen Umschlag ein, der Preis für eine Flasche guten Champagner. Trinkt ihn am Weihnachtsabend auf mein Wohl, wenn das Schiff nicht allzu sehr schwankt.

Wir bedankten uns und steckten ihn ein – nur war am Weihnachtsabend bekanntlich der Geschenk-Champagner des Kapitäns an der Reihe. Der des Freundes blieb in meiner Brieftasche vergessen. Mangi erinnerte mich eben daran:

– Heute haben wir so viel zu feiern – stellt sie geschickt fest –, trinken wir ihn!

Und da wir heute Abend auch meinen Neffen Pongrác zu Gast haben – teils auf sein Wohl, teils auf das des Gebers, auf den glücklichen Ausgang unserer morgen beginnenden Safari, aber vor allem zur Freude über die Erleichterung von unseren schweren Sorgen –, vereinen wir diese vierfache Gelegenheit zum Feiern – wir machen der Flasche meines Wiener Freundes den Garaus! Es hat außerordentlich gut getan – freilich war es für uns drei nur knapp bemessen.

DRITTER TEIL: DIE EIGENTLICHE JAGDEXPEDITION

10 Januar

Morgens noch ein kurzes Abschiedstelefonat mit Winteler, der den gestrigen Bericht seines Assistenten bestätigt. Aber ich solle im Laufe des Vormittags unbedingt noch einmal reinkommen, es sei noch eine nachträgliche Röntgenaufnahme nötig. Zudem unterlief unseren gestrigen Berechnungen ein Fehler: Wir schulden dem „Aga Khan" – genauer gesagt, dem nach ihm benannten Krankenhaus – noch den ausstehenden Teil der Behandlungskosten. Ich beeile mich also, meine Brieftasche um ein Weiteres zu erleichtern. Nun hätten wir endlich die zehn Tage dauernde, in dunkler Erinnerung bleibende Prüfung des Aufenthalts in Nairobi hinter uns, zu deren Wiederholung ich kaum bereit wäre! Am besten ist es also, sie zu vergessen, endgültig abzuschließen. Blättern wir zu einer neuen, hoffentlich heitereren Seite um. Kommen wir zu unserer eigentlichen Aufgabe, zu unserer schwer in Gang kommenden Jagdexpedition.

Zuerst schauen wir noch bei Zimmermann vorbei, dem alten, weithin bekannten Tierpräparator; er übernimmt es, unsere zu erlegenden Wildtiere versandfertig zu machen und vorzubehandeln. Die für das heimische Museum zu erlegenden Exemplare wird ein Frachtschiff transportieren, was zwar wesentlich billiger, aber dementsprechend langsamer ist. Je länger jedoch die Reise dauert, desto leichter verdirbt die Sendung. Die vom Museum gewünschten Wildarten müssen jedoch sozusagen in ihrer Gesamtheit, man könnte sagen mit Haut und Haaren, in die Heimat gelangen; nur so kann aus ihnen ein entsprechendes, lebensechtes „Zweitexemplar" für die Ausstellung angefertigt werden, nur so können sie in ihrer begehrten, mit der ursprünglichen Form völlig identischen Weise ausgestopft werden. Unmittelbar nach dem Erlegen, aber natürlich noch vor dem Abhäuten, muss das betreffende Tier genau vermessen werden, und zwar an zwanzig verschiedenen Stellen! Für jede Tierart haben wir vom Museum eine eigene Konstruktionszeichnung erhalten, in die die zwanzig Maße eingetragen werden müssen, und zwar frischweg, noch bevor die Blähung einsetzt. Dass die Tiere „mit Haut und Haaren" heimtransportiert werden, ist natürlich nicht so zu verstehen, dass wir das erlegte Exemplar etwa direkt unausgeweidet, blutig und verschmiert an die Adresse des Naturwissenschaftlichen Museums schicken. Es sind sehr viele Vorarbeiten nötig. Für deren Ausführung kann nur ein zuverlässiger Fachbetrieb („Taxidermist") bürgen, wie es die seit Jahrzehnten bewährte Firma Zimmermann ist! Dieser deutschstämmige Präparator arbeitet schon lange in Nairobi und hatte reichlich Gelegenheit, die Zuverlässigkeit seiner Arbeit unter Beweis zu stellen. Natürlich kann er auch diesmal unseren Auftrag nur zu den üblichen Bedingungen annehmen. Ich übergebe ihm die „Wunschliste" unseres Pester Museums, das genaue Verzeichnis der zu sammelnden Tiere. Zimmermann trägt neben jedem ein, innerhalb wie vieler Stunden nach dem Erlegen er die betreffende „Leiche" erwartet. Nur unter der Bedingung der gewissenhaften Einhaltung der Anlieferungsfrist übernimmt er eine entsprechende Arbeit. Das ist so zu verstehen, dass wenn zum Beispiel neben dem Namen „Giraffe" „acht Stunden" steht, die erlegte Giraffe innerhalb von acht Stunden nach ihrem Verenden in Zimmermanns Werkstatt eintreffen muss. Denn wenn sie sich verspätet, kann bereits Schaden entstehen, sie kann verderben, und Zimmermann kann nicht für seine vertraglich zugesicherte, garantierte Arbeit bürgen.

Ich muss die Aufmerksamkeit des Lesers noch auf einige andere, ebenso beherzigenswerte Umstände lenken. Auf der Liste unseres Museums stehen auch Tiere von gewaltigen Ausmaßen. Je größer der Körper des Tieres ist, desto mehr Arbeit kostet seine Konservierung, desto größer ist das damit verbundene Risiko, desto leichter verdirbt

es. Dabei stehen auf unserer Liste unter anderem ein Giraffenbulle, zwei Nashörner, ja eventuell sogar – ein Elefantenbulle! Keines davon kann als Kleinigkeit bezeichnet werden. Das sind keine „Nylonhähnchen", die man im Markteinkaufskorb nach Hause bringt. Dessen war sich auch Dr. János Szunyoghy bewusst, der Leiter der Zoologischen Abteilung unseres Museums, als er sein „Wunschregister" formulierte. Schließlich ist er nicht nur ein Fachmann in seinem Metier, sondern er war auch zweimal in Ostafrika und ist sich der hiesigen Verhältnisse bewusst. Infolgedessen zeichnete er neben das von ihm gewünschte „Rhinozeros-Paar" und den „Elefantenbullen" ein riesiges Fragezeichen und signalisierte damit, dass er die Erfüllung dieser Punkte selbst für zweifelhaft hielt und ihr Ausbleiben nicht unserem Fleiß anlasten würde! Schließlich kennt er nicht nur aus Erfahrung, sondern auch aus den Schriften von Kálmán Kittenberger die Schwierigkeiten beim Abhäuten und Heimtransportieren des „ersten ungarischen Elefantenbullen". Der Großmeister der ungarischen Afrika-Jäger erzählt in seinem Buch „Verändertes Afrika" vom Kreuzweg seines Museums-Elefanten vom ugandischen „Chope" bis zur Pester Baross-Straße. Er fügt sogar ein Bild von der etwa zwei Zentner schweren Sendung der Schädel- und Schienbeinknochen bei. Die abgehäutete Haut und die Stoßzähne machten weitere zwei Zentner aus, so kann der Elefant selbst – falls es uns überhaupt gelingen sollte, einen aufzutreiben – als ein Gepäckstück von vier bis fünf Zentnern angesehen werden. Wir dürfen auch nicht außer Acht lassen, dass wir die zu sammelnden Tiere – vor allem die großen – in beträchtlicher Entfernung, etwa achthundert bis neunhundert Kilometer von Nairobi entfernt, als Beute zu erlegen hoffen! Von dort müssen sie über eine vorerst noch ungewisse, vom Gelände abhängige weitere Distanz durch unwegsamen Urwildnis bis zur nächsten Autostraße transportiert werden, um auf dieser schließlich nach Nairobi gelangen zu können Wenn aber zwischendurch die gesetzte Frist abläuft und Zimmermann die Vereinbarung nicht einhält, die Konservierung und fachgerechte Verpackung des mit der teuren Erlaubnis erworbenen „Museumsexemplars" nicht übernimmt? Dann kann ich es auch gleich wegwerfen. – Die teure Erlaubnis ist verloren, ebenso die darauf verwandte Mühe. Nach der Heimkehr kann ich mich wohl kaum damit entschuldigen, dass ich zwar das für die Nashörner erhaltene Geld ausgegeben und die gewünschten Exemplare auch erlegt habe, aber der Lastwagen, der ihre Häute transportierte, in einen Abgrund stürzte, und bis ich sie dort herausholen konnte, die Ladung voller Maden war und unbrauchbar wurde. Schicken Sie mich bitte nächstes Jahr erneut hinaus, dann werde ich versuchen, das Rhinozeros-Problem geschickter zu organisieren. Und das der Giraffe, und das des Elefanten! In unserem geistigen Auge sehen wir uns schon in der Markó-Straße, angeklagt wegen untreuer Verwaltung von Staatsvermögen. Heutzutage bedeuten solche Bedenken das Kopfzerbrechen Nummer eins einer modernen Afrika-Expedition, und nicht etwa beißende Raubtiere, giftige Schlangen oder verschiedene Tropenkrankheiten – die gewohnten Gefahren der „guten alten Zeit".

Nach der recht langwierigen Besprechung mit Zimmermann – der Stundenzeiger wandert schon gegen Mittag –, biegen wir auf der nach Westen führenden Hauptstraße aus der Stadt hinaus. Vorne sitzen wir zu dritt mit Poolman, hinter uns zwei schwarze Waffenträger. Mangi ist so gezwungen, sich zwischen uns beide zu quetschen, was nicht nur unbequem, sondern auch ziemlich warm ist. Heute herrscht nämlich zum ersten Mal tropische Affenhitze. Seit zehn Tagen weilen wir in Ostafrika, aber abgesehen vom Dampfbad in Mombasa sind wir noch gar nicht so richtig ins Schwitzen gekommen. Heute bietet sich uns offensichtlich die Gelegenheit, Versäumtes nachzuholen. Ich muss am Rand sitzen, damit ich schneller herausspringen kann, falls es eventuell zum Schuss kommen sollte. Worauf im Übrigen nur sehr wenig Aussicht besteht. Dennoch haben wir so nebeneinander leichter Platz. Die zwei Sitze hinter uns sind noch enger, von dort sieht man auch nicht so gut hinaus wie hier vom Lenkrad aus. Hier ist es auch luftiger. Die übrigen Leute unserer Safari sind mit den Zelten, der Küche und dem persönlichen Gepäck bereits gestern mit dem Lastwagen vorausgefahren und erwarten uns mit dem

fertigen Lager; angeblich sollten wir in vier bis fünf Stunden dort ankommen. Gegen zwei Uhr biegen wir von der Hauptstraße nach links ab, nun in südliche Richtung, auf Narok zu. Die Gegend ist mir vertraut, in der Nähe des denkwürdigen Suswa-Berges überqueren wir das Great Rift Valley, das breite Tal des afrikanischen Grabenbruchs. Wie unendlich viel Wild war hier einst in Bewegung! Jetzt können wir nicht einmal an einem einzigen Zebra unsere Freude haben! Das „Csui!"

Laut meinen Eintragungen vom 15. und 16. Dezember 1928 hatten wir in dieser Gegend sogar ein Löwenabenteuer, nur Trinkwasser suchten wir damals vergeblich! Heute haben wir uns mit Mineralwasser aus Nairobi eingedeckt, aber ich wäre lieber sechsunddreißig Jahre jünger, dann würde ich auch gerne dürsten! Wir treffen auf einige Massai-Hirtenjungen, die ein paar bunte Ziegen hüten. Auf die Fragen unserer Waffenträger hin erzählen sie, dass sie sich gar nicht erinnern können, wann sie das letzte Mal einen Löwen brüllen hörten; ja, der Kleinste weiß nicht einmal, was ein „Simba" ist! Solch einen kläglichen Zustand finden wir mitten im einst so wildreichen „Grabenbruch" vor. Ich muss mich vor Mangi wirklich schämen, und ich werde selbst der ständigen Vertröstungen und fruchtlosen Versprechungen müde.

HÖRÖGVE HELYBEN MARAD

Diese ausgestorbene Einöde ist verzweifelt stimmend! Wir verlassen die eingefahrene Spur und brechen uns auf pfadlosen Wegen Bahn durch den hügeligen Buschwald, bis Poolman gegen drei Uhr unerwartet erklärt, dass wir angekommen seien und unser Lager hier stehen müsse. Doch wir finden keinerlei Anzeichen, nicht einmal die Spur unseres Lastwagens. Wildfährten schon gar nicht. Eine geraume Weile suchen wir, drehen umher, klappern die nahen Hügel und Aussichtspunkte ab; unser Hupen stört die Ruhe der Umgebung auf. Schaden richten wir jedoch kaum an – die Gegend ist leer, weder Lager noch Wild. Nur weitere Ziegenhirten werden durch unser Hupen angelockt. Diesmal helfen sie uns jedoch aus der Patsche: Ja, sie haben das Lager gesehen, waren auch schon dort und führen uns sogleich hin. Schon klettern sie herauf, auf Trittbrett und Kotflügel, ihre Zungen schnellen fröhlich, sie erklären und zeigen die Richtung, natürlich auf Massai, wovon ich kein Wort verstehe.

Aus Poolmans Dolmetschen geht hervor, dass unser Lastwagen fast verdeckt durch ein verstecktes Seitental hineingeschlüpft ist, weshalb wir nicht einmal eine Spur gefunden hatten. Er hat sich in einem Seitenarm des Nachbartals eingenistet, im schattigen Grund eines ausgetrockneten Bachbettes. Unser Hupen lockt schnell unsere zwölfköpfige „Mannschaft" hervor. Sie umringen uns mit freundlichem Grinsen und ziehen uns fast vom Wagen. Ich sehe nur ein bekanntes Gesicht unter ihnen, den alten Buika, er ist der „Headboy" – der Lagerchef. Seit zehn Minuten sind wir hier, aber er schüttelt immer noch meine Hand, dabei muss ich auch noch mit den anderen parablieren. Ich habe es jetzt leicht – vor dreißig Jahren, zur Zeit der großen Fuß-Safaris, als noch Träger statt Autos meine Ausrüstung schleppten und mein „Personal" aus etwa hundertfünfzig Köpfen bestand, dauerte solch eine wechselseitige Begrüßung einen halben Tag.

Buika war übrigens schon vor vier Jahren bei uns. Damals hat er sich hervorragend bewährt, unsere Freundschaft datiert von dort. Er stammt aus Machakos nahe Nairobi, von wo seit Jahrzehnten die besten „Safari-Boys" kommen. Aus Machakos stammte einst auch mein allererster Waffenträger Ndolo, der im „Csui!" so oft vorkommt! Auch mein erster Koch und mein erster Gerber! Buika war damals natürlich noch ein Kind (jetzt mag er um die vierzig sein), aber er erinnert sich an jeden meiner einstigen Leute, so haben wir reichlich Gesprächsstoff. Erfreut höre ich, dass nicht nur er, sondern auch der Großteil unserer jetzigen Leute aus Machakos stammt, lauter Dorfkameraden und Verwandte. Unseren Koch, den freundlich dreinschauenden, grauhaarigen Kilimani, stellt Buika als seinen Jugendfreund vor, klopft ihm ständig auf die Schulter und lobt sein Essen.

Der herzliche Empfang lässt wahrlich die Erinnerung an alte Zeiten aufleben. Auch wenn ihre Zahl im Vergleich zu meinen einstigen Trägertrupps auf eine Handvoll geschrumpft ist, sind die lieben, gutmütigen Gesichter dieselben; ihre dienstfertige Emsigkeit und die lange nicht gehörten, fast heimeligen Suaheli-Ausdrücke sind unverändert. Den jungen Muticia, den für uns beide abgestellten „Diener", haben wir sofort ins Herz geschlossen. Er räumt und ordnet in unserem Zelt mit solch gewissenhafter Sachkenntnis auf, als wären wir seit Jahren aufeinander eingespielt. Eines kann ich jedenfalls jetzt schon feststellen: Die traditionelle Safari-Atmosphäre, die höflichen Manieren der „Begleitung", ihr lächelndes Auftreten und ihr schnell Freundschaft schließendes, heiteres Wesen haben sich in den vergangenen dreißig Jahren nicht verändert. Auch die übliche Lagerkapazität nicht. Wir haben ein gewöhnliches Leinenzelt für zwei Personen mit doppeltem Dach bekommen, vorne mit einer offenen „Veranda", hinten mit einem ausbuchtenden „Badezimmer". Neben uns birgt das etwas größere, halbseitig offene „Speisezelt" die zwei neuesten Errungenschaften der heutigen Zeit: ein ordentliches Siedlerradio und einen ebenso stattlichen, mit Petroleum betriebenen Kühlschrank. Verderbliche Speisen und gekühlte Getränke sind im modernen Safari-Haushalt kein Problem mehr. Hinter dem Speisezelt steht noch ein Einzelzelt, ähnlich dem unseren – Poolmans Wohnung. Daneben eine Gruppe kleiner, weißer Leinenzelte, das Quartier für unser Personal. Schließlich der „Lagerküche" offener, mit Plane beschatteter, rundum belüfteter Raum.

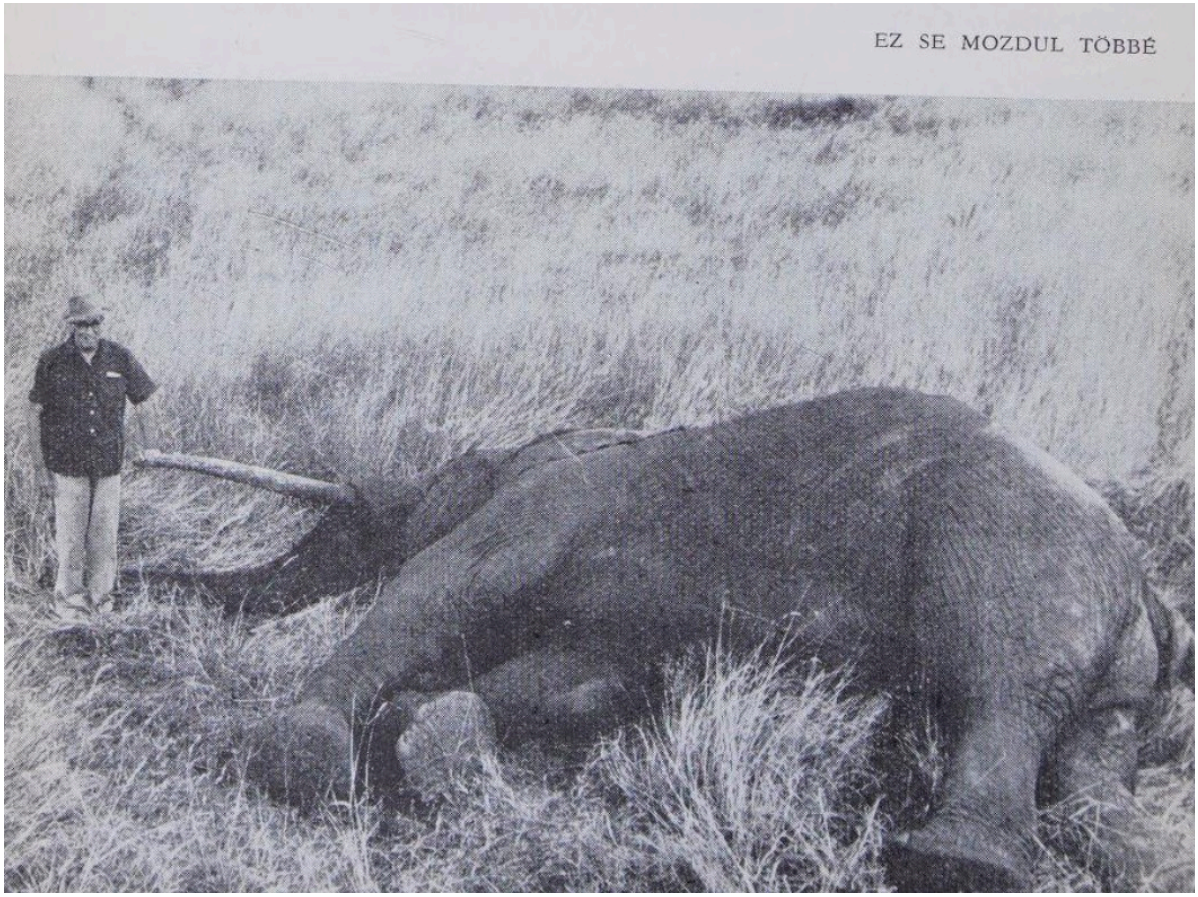
Fast hätte ich die allerneueste Sensation vergessen: den im Schutz des Gebüsches hinter unserem Zelt diskret versteckten, mit Reißverschluss verschließbaren privaten „Ort der Besinnung". Natürlich nur für uns beide. Hinter Poolmans Zelt befindet sich eine ähnliche „Einzelzelle". Aber der umsichtige „Safariland" hat sogar für die derartigen Bedürfnisse unserer zwölfköpfigen Mannschaft gesorgt. Also auch sie, unsere schwarzen Begleiter, hat der dicke Slim nicht vergessen. Er stellte ihnen die uns umgebende, endlose Wildnis zur Verfügung. Früher hat mich freilich auch nur diese bewirtet – „der große Nachttopf der Natur". Aber „Safariland" liegt der soziale Klassenunterschied so sehr am Herzen, dass man ihn sogar in diesem Bereich geltend zu machen versucht.

Wir haben uns eingerichtet, ausgepackt, alles geordnet und alle unsere Leute kennengelernt. Und schon ertönt das so vertraute „Chakula tayari!“ (aufgetischt!), Buikas Ruf zur Jause. Nach einem schnellen Tee packe ich meine Werkzeuge zusammen – Gewehr, Munition, Fernglas –, Mangi ebenfalls ihr Fotozubehör, und zu dritt laden wir uns auf den Landrover, in der gleichen Reihenfolge wie am Vormittag. Wir beabsichtigen, uns weiterhin so zu platzieren, da wir dies für am vorteilhaftesten halten. Die Windschutzscheibe lässt sich mit einem Handgriff hochklappen, so kann Mangi nicht nur zur Seite, sondern auch nach vorne frei fotografieren. Wir haben überlegt, ob es hinter uns nicht besser für sie wäre. Dort könnte sie nämlich, auf dem Sitz stehend, aus dem sich über ihrem Kopf öffnenden runden „Fotofenster“ bis zu den Ellbogen hinauslehnen und in jede Richtung, rundherum fotografieren. Aber das ständige Stehen und das unaufhörliche Rütteln und Schütteln auf dem unebenen Boden würde sie so sehr ermüden, dass die etwas enge, aber sicherere Position zwischen uns beiden besser erscheint. Hinten wechseln sich übrigens die zwei Waffenträger ab. Jeder hat sein eigenes Fernglas, und aus der „Dachöffnung“ gelehnt, sieht ihr Adlerauge das Wild ohnehin als Erstes. Und wer es sieht, trommelt sogleich mit der Faust auf das Autodach, woraufhin Poolman sofort langsamer wird oder anhält, je nach Gelegenheit.

Endlich sind wir also so weit! Wir konnten mit unserer eigentlichen Aufgabe beginnen, der Jagd und dem Fotografieren! Am 11. Dezember letzten Jahres haben wir Pest verlassen. Nach einem ganzen Monat dauernden, mit Heiterkeit und Fährnissen gleichermaßen gewürzten – Letzteres vielleicht etwas zu stark gewürzt – Vorspiel durfte ich endlich das Gewehr laden! Nach dem bisher gesehenen Wild und den eingeholten Informationen können wir wahrlich nicht viele warnende Trommelschläge auf dem Autodach über uns erwarten. Wenn die Aussichten gering sind, erwarte ich noch weniger. Meiner Pessimismus zahle ich diesmal nicht drauf. Sicherlich habe ich es diesem zu verdanken, dass verhältnismäßig öfter am Dach geklopft wird, als ich erwartet hätte. Wir treffen auf vier oder fünf Arten von Wild, natürlich nur auf gewöhnlichere Arten. Auf einige Zebraherden, Grant-Gazellen, Kuhantilopen, Impalas, Strauße. Wir konnten uns also davon überzeugen, dass man uns zumindest zur Ansicht ein paar Exemplare gelassen hat, und wenn wir auch nicht viele Arten sammeln können, werden wir auch nicht unbedingt verhungern. Einen günstig stehenden Grant-Bock mit ausgezeichnetem Gehörn strecke ich zur Dokumentation des Jagdbeginns nieder.

– Na – sage ich zu Mangi, die bereits eifrig ihre verschiedenen Kameras an dem wahrlich tadellosen, langhörnigen Exemplar ausprobiert –, was auch immer die Zukunft für uns bereithält – mit leeren Händen verlassen wir Afrika nicht mehr!

Früher begegnete ich dieser fahlfarbenen, äußerst ansprechenden Wildart täglich, manchmal sogar zu Hunderten. Wenn ich im offenen Gelände, in der Savanne lagerte, konnte ich Grant-Gazellen oft sogar von meinem Zelt aus schießen! Zwei Bekannte von mir, die damals mit mir durch Ostafrika reisten, vertrieben sich auf der Uganda-Bahn die Zeit damit, zwischen Athi River und Nairobi auf einem fünfzig Kilometer langen Streckenabschnitt genau das vom Fenster aus zu beobachtende Wild zu zählen. Mit Notizblock und Bleistift in der Hand teilten sie sich die Arbeit auf. Einer von ihnen zählte nur die Zebras, da sie damals etwa siebzig bis achtzig Prozent des Wildbestands der Athi-Ebene ausmachten. Als sie in Nairobi ankamen, gelangten sie zu folgendem Ergebnis:



| Wildart | Anzahl |

| --- | --- |

| Zebras | 4006 Stk. |

| Kuhantilopen (Kongoni) | 845 Stk. |

| Gnus | 760 Stk. |

| Grant-Gazellen | 324 Stk. |

| Thomson-Gazellen | 142 Stk. |

| Impalas | 46 Stk. |

| Giraffen | 18 Stk. |

| Strauße | 24 Stk. |

| Nashörner | 5 Stk. |

| **Gesamt** | **6170 Stk. Wild** |

Diese Zahl halte ich nicht einmal für besonders hoch. Auf keinen Fall für übertrieben. Es war damals ein alltäglicher Anblick, aber die Grant-Gazelle machte – obwohl sie bei weitem nicht selten war – niemals den zehnten Teil des Wildbestandes aus. Von den etwa zwanzig Gazellenarten des Gebiets ist sie die zweitgrößte. Sie wurde nach dem Afrikaforscher Grant benannt, der 1862 mit seinem Gefährten namens Speke die Quelle des Weißen Nils entdeckte – und zugleich die Grant-Gazelle. Seitdem sind drei Unterarten

bekannt: die Bright-, Roberts- und Peters-Gazelle. Es sind mehr oder weniger seltene, nur stellenweise vorkommende Tiere, die der Grant-Gazelle in Farbe und Größe ähneln, aber an ihren unterschiedlich geschwungenen Hörnern zu erkennen sind. In meiner einstigen Sammlung hingen alle drei nebeneinander. Diese heutige hätte ich auch nicht geschossen, unser Museum braucht sie nicht, 1960 haben wir genug von dieser Art mitgebracht. Auch ihr Braten ist nichts Besonderes, ich zumindest kann ihn nicht ausstehen. Dennoch ist es nicht umsonst, unsere Leute mögen ihn sehr, und ich muss in erster Linie für ihre Verpflegung sorgen. Ihr tägliches Brot, den beliebten „Posho" (Hirsebrei), erhalten sie lückenlos, aber das gelegentlich anfallende Wildbret ist immer eine gern gesehene Zugabe. Nicht umsonst bedeutet das Wort „Nyama" auf Suaheli Wild, aber zugleich auch Fleisch! Auch das verrät, dass das Wild – aus der Sicht des Eingeborenen – nur in Form von Fleisch, nur für den Magen interessant ist. Eine gelegentliche „Suala" oder „Granti" – so nennt man die Grant-Gazelle – ist genau das Richtige, um das Abendessen für zwölf Personen aufzubessern.

Jetzt, da der Bestand so offensichtlich geschrumpft ist, wird jedes erlegte Exemplar nicht nur wertvoller, sondern vielleicht auch interessanter, selbst das von Arten, die man zuvor vielleicht für gewöhnlich hielt. Früher, zur Zeit des großen Wildreichtums, kam es kaum zu ihrer näheren Vorstellung, da die sogenannten „Großen Fünf" (Elefant, Nashorn, Büffel, Löwe, Leopard) so gut wie den täglichen Bericht des Afrikajägers für sich beanspruchten. Jetzt muss man sich bewusst werden, dass es außer den „Großen Fünf" gewiss noch viele Arten bescheidenerer Beute gibt, und obwohl auch diese seltener geworden sind, verdienen sie dennoch eine Erwähnung, besonders dann, wenn von den „Großen Fünf" nicht einmal eine Spur, geschweige denn ein Vorbote zu finden ist! Nicht nur nach dem bekannten Prinzip „In der Not frisst der Teufel Fliegen". Wir werden bald feststellen, dass jene bescheideneren Arten gar nicht so große „Fliegen" sind, besonders wenn es um das Fotografieren geht. Ein gutes Gazellenfoto ist eine wesentlich schwierigere Aufgabe als ein Elefantenfoto, das mit der Zeit vielleicht an die Reihe kommt.

Wie üblich kehren wir bei Einbruch der Dunkelheit, gegen sechs Uhr, nach Hause zurück. Teils deshalb, weil die Dämmerung fast innerhalb von Minuten über uns hereinbricht, teils aber auch deshalb, weil eine strenge Verordnung Gewehrschüsse von sechs Uhr abends bis sechs Uhr am nächsten Morgen verbietet. Und sollte doch einer fallen, hört das gewiss einer der besonders scharfhörigen Massai-Hirten und meldet es am nächsten Tag im nächstgelegenen Amt. Ungeachtet dessen, dass das betreffende „Amt" vielleicht nur eine baufällige Schilfhütte ist und der zurückzulegende Weg eventuell vierzig bis fünfzig Kilometer beträgt. Denn in der Schilfhütte erwartet den fleißigen Denunzianten eine großzügige Belohnung, und den Safari-Besitzer, der gegen die Verordnung verstößt, erwartet eine Vorladung, unangenehme Ausreden, Zeugenvernehmungen, abgesehen vom fast unvermeidlichen Gericht. Deshalb bemühen wir uns, pünktlich um sechs Uhr im Lager zu sein, und falls wir uns um einige Minuten verspäten sollten, die Patrone rechtzeitig aus dem Gewehr zu nehmen, damit wir nicht in Versuchung geraten. Ein gefährliches Werkzeug ist so ein Gewehr. Es kann sogar aus Versehen losgehen, nur um den armen Jäger in Schwierigkeiten zu bringen. Ich brauche wohl nicht zu sagen, dass mit dieser auf der Hut befindlichen Verordnung – als deren Grund natürlich der „Wildschutz" angeführt wird – kein einziges Tier gerettet wird. Aus jedem der Massai-Hirten der Umgebung wird jedoch ein gemeingefährlicher Denunziant gemacht. Das ist freilich noch ein Überrest des alten, nun im Abbau befindlichen englischen Systems. Wir werden sehen, zu welchen neuen Kniffen die Wildschützer des befreiten Landes greifen werden.

Um sechs Uhr kommen wir also pünktlich nach Hause. Und – ebenfalls nach alter Sitte – dampft schon der Eisenkessel, der unser Badewasser erhitzt. Dort bereitet sich jene fortan

allabendlich jedem von uns zustehende, trüb-dunkelbraune, von verschiedenen toten Insekten, Dornen und anderen Pflanzenresten durchsetzte, dennoch wohltuend warme Brühe vor, in die wir uns bald hinunterlassen werden. Und obwohl wir genau wissen, dass sie aus dem nächsten schmutzigen Tümpel geschöpft, aber gründlich abgekocht wurde, sind die darin schwimmenden Insekten nun also harmlose Insektenleichen. Das ändert freilich nichts am Geruch des Badewassers. Dennoch tut es gut, hineinzusinken, ja, es wird sich bald herausstellen, dass dieses abendliche Hineinsinken der glanzvolle Höhepunkt des Tages ist. Erfrischung, Abschaltung, Entspannung der Nerven, die Beseitigung einer kleineren oder größeren Dosis der täglichen Sorgen, volle Amnestie und Versöhnung mit der Umwelt, mit Mensch und Wildtier gleichermaßen. Solch eine konzentrierte Wohltat ist das abendliche Safari-Bad! Dabei ist es doch nur ein zwei bis drei Finger tiefer, modrig riechender Tümpel aus einer grünen Leinenzuber dampfend. Und wenn wir nach einer viertelstündigen Wälzerei daraus emporsteigen, in den dank Muticia täglich frisch gewaschenen, ja sogar gebügelten Pyjama schlüpfen, uns in den Schein des lodernden Lagerfeuers um den schön sauber gedeckten Tisch setzen – dann sind wir völlig veränderte, mit der Außenwelt versöhnte Menschen. Befreite, ausgeglichene, sorglose Jäger. Wir fühlen uns vielleicht sogar sauber.

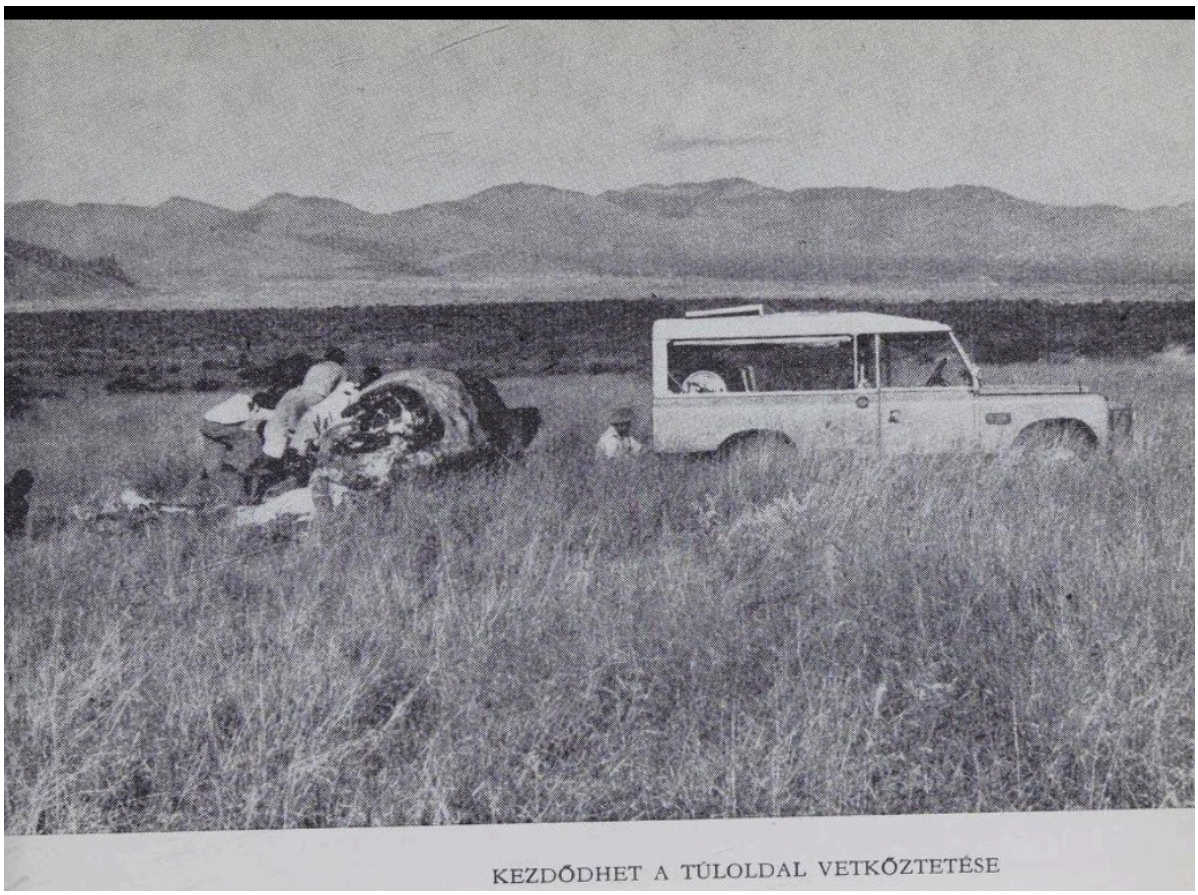
Und schließlich nach dem Abendessen jenes etwa einstündige, ins Feuer starrende, betrachtende Gespräch! Zu zweit. Denn Poolman, unser einziger Tischgenosse, lässt uns dann allein. Er hat genug von unserer ganztägigen Gesellschaft. Er zieht sich in das Küchenzelt zu unseren Leuten zurück. Dort fühlt er sich wohler. Schließlich sind die meisten seine Jugendkameraden. Er wurde hier unter ihnen geboren, war nie in Europa, es interessiert ihn auch nicht, ob es noch andere Teile der Welt gibt. Ein weißhäutiger Eingeborener. Ihn wird man hier nie vertreiben, solch einen weißen Landsmann braucht das befreite Afrika! Dabei würden wir uns auch dann gerne mit ihm unterhalten, nicht nur tagsüber auf dem ständig rüttelnden, klappernden Geländewagen. Aber er ist so wortkarg, ich muss ihm fast mit der Brechstange jede Antwort entlocken. Und auch die schickt er meist nur nach hinten zu den hinter uns sitzenden Waffenträgern, und das auch nur in der Wakamba-Sprache, von der ich natürlich keinen Ton verstehe. In solchen Momenten haben wir unwillkürlich das Gefühl, als würden sie uns mit vereinten Kräften beschimpfen.

Es ist fast unbegreiflich, welche Veränderung dieser Poolman seit vier Jahren durchgemacht hat. Damals mochte ich ihn von unseren drei Berufsjägern am liebsten, deshalb bat ich Slim, dass er wieder mit uns kommen dürfe. Denn ich halte ihn für einen hervorragenden Jäger, einen erstklassigen Autofahrer und einen tadellosen Wildkenner. Vor vier Jahren konnte ich ihn auch nicht als auffallend gesprächig bezeichnen, auch damals war er eher ein schweigsamer Junge, der nach Beendigung des Abendessens aufsprang und sich unter seine eingeborenen Kollegen mischte. Aber damals waren wir mehr Leute, wir saßen zu acht oder neunt am Tisch, so fiel Poolmans Rückzug gar nicht weiter auf. Aber wenn es ihm so gefällt, soll es so sein. Wir werden auch ohne ihn auskommen. Oder will er uns vielleicht so spüren lassen, dass er sich – auch wenn seine Haut weiß ist – für einen unverfälschten Afrikaner hält? Es wird immer unzweifelhafter, dass ich Mangi ein von der Realität durchaus abweichendes Bild von Afrika gemalt habe. Vor allem und ganz besonders vom Wildbestand. Über diesen für mich völlig unerwarteten, ja zum Teil noch immer unbegreiflichen Mangel grüble ich ständig nach; ich möchte dem Leser dessen Ursache verständlich machen, zumindest wahrscheinlich. Ich halte die nähere Untersuchung dieser Frage selbst für interessant. Letztendlich ist dieses Buch nicht zur Unterhaltung des Lesers gedacht, sondern zur wahrheitsgetreuen Offenlegung der Ereignisse, Erfolge und Sorgen im Zusammenhang mit unserer Sammelreise. Und wenn dieser einst so überreiche Wildparadies schon so erschreckend leer geworden ist, bemühe ich mich zumindest, den Verursacher und die Folgen der Leere

darzustellen, um mich nicht nur vor dem Leser, sondern vor allem vor Mangi zu rechtfertigen.

Wo ist er also hin, der einst so märchenhafte Wildbestand Ostafrikas? Wer ist verantwortlich für sein Verschwinden? Den vorerst unbekannten, unbestimmten Sündenbock möchte ich irgendwie erkennbar machen, auf die Anklagebank setzen, den Schleier von ihm wegziehen, ihm die Verantwortung klar beweisen! Das verspricht wahrlich eine mühsame, langwierige Beweisführung zu werden. Zudem keine besonders unterhaltsame. Ich unternehme es auch nicht, jetzt hier, an meinem ersten Lagerabend, in meiner vor dem lodernden Feuer schnell schläfrig werdenden halben Stunde des Sitzens, damit fertig zu werden. Sondern ich muss an dem einen oder anderen der kommenden, gewiss oft ereignislosen Tage immer wieder auf dieses unerfreuliche Thema zurückkommen. Die angesetzte „Gerichtsverhandlung" wird vor allem durch die große Zahl der Verdächtigen erschwert. Denn wahrlich, viele sitzen hier auf der Anklagebank. Eingeborene Afrikaner, weißhäutige Siedler und die Wilderer, die aus beiden einzeln oder gemeinsam hervorgehen! Die untergegangene englische Herrschaft und die an ihre Stelle getretene afrikanische mit ihren meist ganz anders gearteten Zielsetzungen, die rapide Abnahme oder Verschiebung des „Lebensraums" des Wildes, die Verheerungen durch verschiedene Wildseuchen beziehungsweise die sträfliche Verzögerung der Unschädlichmachung der Krankheitserreger, die unsinnige Übervermehrung der Haustiere – um nur die wichtigsten zu nennen. Voraussichtlich wird jeder versuchen, die Schuld auf den anderen abzuwälzen, dennoch fürchte ich, dass sie alle mehr oder weniger gleichermaßen schuldig sind und gemeinsam vor dem Gerichtshof der Welt stehen müssen. „Vom Winde verweht" – behaupten sie einstimmig. So einfach lässt sich die Frage wohl doch nicht erledigen. Vorläufig möchte ich nicht tiefer eindringen. Ich bin müde, ich hatte reichlich genug vom ganztägigen Autofahren, vom angestrengten, vergeblichen Ausspähen. Morgen um sechs wollen wir aufbrechen, wir wollen rechtzeitig schlafen gehen. Unsere üblichen, leicht zusammenbaubaren Feldbetten sind bequem, ja diesmal sogar ausreichend lang. Das Ergebnis meines ausdrücklichen Wunsches, sonst hätte ich sicher das gewöhnliche Safaribett bekommen, aus dem meine Füße heraushängen. Ich ruhe gerne mit ausgestreckten Beinen aus und möchte von Kopf bis Fuß unter die Decke passen. Unser Lager – ich erwähnte es bereits – steht am Ufer eines ausgetrockneten Bachbettes, „Camp Mosiro" nennen es die Eingeborenen. Es kann sein, dass es der Name des ausgetrockneten Baches ist, aber es kann auch der des nächsten Hügels oder gar der benachbarten Massai-Siedlung sein. Wen auch immer ich frage, jeder interpretiert es anders. Es ist im Übrigen auch nicht wichtig. Wir wissen, dass wir am richtigen Ort sind, dass dies der für uns reservierte „Jagdblock" Nummer 59 ist, der in den Bereich der Eingeborenen-Siedlung namens Narok fällt. Narok wird – wer zufällig mein Buch „Csui!" gelesen hat – leicht wiederzuerkennen sein; dorthin brachte ich am 15. Januar 1929 meinen schwer an Malaria erkrankten Jagdgefährten István Károlyi, dort vertraute ich ihn dem trunksüchtigen Doktor an Wie viele Löwen streiften damals durch diese Gegend! Wir trafen fast täglich auf sie, und nachts verging kaum eine Stunde ohne ihr Brüllen. Ich freute mich also, als ich erfuhr, dass wir diesen Block bekommen würden; er gilt auch heute noch als eines der sichersten Löwenreviere. Auch Slim teilte uns stolz mit, dass es gelungen sei, genau diesen für uns herauszupicken, denn er weiß, dass unsere vorrangige Aufgabe ein guter mähniger Löwe ist Auch gegen die Größe des Gebiets können wir nichts einwenden. Mehr als fünfzig Quadratkilometer, fast zehntausend Katastraljoch! Wahrlich ein ausreichendes Areal für eine acht- bis zehntägige Löwenjagd. Freilich nur dann, wenn auch Löwen darin sind. Davon haben wir jedoch – zumindest am heutigen Nachmittag – keinerlei Anzeichen gefunden. Jetzt am Abend, nach dem Schlafengehen, ist die Nacht ebenfalls ungestört und friedlich. Sogar in einem Umkreis von zehn Kilometern müsste ich es bemerken, wenn ein Löwe riefe. Aber wahrlich, nur der in solchen Momenten übliche unangenehme Laut, das Geheul der um das Lager streichenden Hyäne, stört die Stille. Untätig, leider schlaflos liege ich da, so habe ich Zeit,

über unsere nicht besonders ermutigend erscheinenden Aussichten nachzugrübeln. Nicht nur der auf Schritt und Tritt auftretende Wildmangel, auch die Unsicherheit unserer Gesundheit beunruhigt mich. Mangi – obgleich sie sich viel besser fühlt – hat ihre schlimme Erkältung vom Schiff immer noch nicht ganz überwunden. Und auf mich hat die Besorgnis von Doktor Winteler solch eine lähmende Wirkung, dass ich trotz des Freispruchs die von ihm geweckten, nun als unbegründet erwiesenen Zweifel nicht loswerden kann. Immer wieder betaste ich meine Kehle, ertappe mich bei eingebildeter Niedergeschlagenheit. Ich vertraue auch immer weniger auf den Erfolg unseres Unternehmens, ich fürchte mich schon vor der Rechenschaftspflicht zu Hause, vor dem immer unangenehmer erscheinenden Erklärenmüssen. Immer klarer wird mir, dass all unser Streben in einem peinlichen Reinfall, einer schändlichen Blamage enden wird, dass ich die Zeit für die Jagd viel zu kurz kalkuliert habe, nicht mit den vielen unerwarteten Hindernissen, dem verzweifelten Wildmangel gerechnet habe; denn die verbleibenden paar Wochen reichen keinesfalls aus, um unseren Plan restlos zu erfüllen. Man müsste die Zeit für die Jagd um mindestens zwei Wochen verlängern, nur würde das das im Voraus besprochene, ausgehandelte, ja bereits bezahlte Budget der fünfwöchigen Safari über den Haufen werfen! Und das wollte ich um alles in der Welt nicht überschreiten.



12 Januar, Camp „Mosiro“

Über unser bisheriges Campieren kann ich nicht viel Gutes schreiben. Wir haben kein Auge zugetan. Nervöses Herzklopfen, Sodbrennen, ein jämmerliches Befinden unterhielten mich. Die arme Mangi hat meinetwegen ihre Hausapotheke in Betrieb genommen, fütterte mich mit Darmdesinfektionsmittel und Beruhigungsmitteln. Das Abführmittel lehnte ich jedoch bereits ab. Mit der nächtlichen Ruhe war es dennoch vorbei. Dabei hätten wir im Übrigen wahrlich ruhen können. Nicht einmal die Mücken machten uns zu schaffen, wir hätten uns die vielfältigen Aufregungen der zehn Tage in Nairobi – mitsamt Winteler – getrost aus dem Kopf schlagen können. Von Löwen war natürlich keine Rede, wieder heulte nur die Hyäne von gestern, sie machte die Nacht

afrikanisch. Offensichtlich war sie scharf auf die Gazellenreste, die wollte sie wegräumen. Nach solch einer schändlichen Nacht, solch einem missmutigen Erwachen hat es auch keinen Sinn hinauszugehen. Ich habe auch beschlossen, die heutige Jagd abzublasen. An das Safarileben muss man sich auch erst wieder gewöhnen. Egal wie viel ich früher geübt habe. Vielleicht lässt die Jagdleidenschaft im Alter von sechsundsechzig Jahren auch nach? Denn sie ist auch so wie – wie der Mond. Wenn sie nicht zunimmt – dann nimmt sie ab. Poolman habe ich mit dem Geländewagen auf eine Erkundungsfahrt geschickt. Ich wäre neugierig auf Löwennachrichten, er könnte auch etwas für die Küche für die Leute mitbringen. Als Köder würde sich auch ein schönes fettes Zebra eignen. Das würde dann zeigen, ob es in der Umgebung überhaupt Löwen gibt? Eventuell einen Leoparden? Aber wir haben gestern nicht einmal Leopardenspuren entdeckt, sein bekanntes nächtliches „Sägen" habe ich die Nacht vergebens belauscht. Dennoch bereue ich es, dass wir zu Hause geblieben sind. Wie wenig Wild es auch sein mag, draußen ist es interessanter als bei diesem nichtstuenden Herumliegen, diesem trägen Faulenzen. Man hätte doch hinausgehen sollen! Ich greife nach jeder Entschuldigung, um mein heutiges Zu-Hause-Bleiben zu mildern. Ich fühle mich wie früher in der Schule, wenn ich unentschuldigt fehlte.

Werde ich vielleicht alt?

Eine einzige gute Löwenspur – wie könnte sie mich verjüngen!

Vielleicht sollte ich Mangi behilflich sein? Die unaufhörlich ihre Leicina studiert. Sie möchte sich selbst in deren Gebrauch einweisen, nachdem wir mit dem indischen „Gelehrten" in Nairobi ebenfalls reingefallen sind.

Lange Zeit dreht sie das Gerät hin und her, mangels anderem probiert sie es auch im Spiegel aus, studiert es, vergleicht es immer wieder mit der noch aus Wien mitgebrachten farbigen und detaillierten Gebrauchsanweisung.

Mich übermannt bald der Schlaf, ich versuche das Versäumte der Nacht etwas nachzuholen, sie arbeitet noch fleißig.

Durch einen unerwarteten Siegesruf schrecke ich hoch:

– Ich weiß jetzt alles! Ich kenne alle Griffe, alle Schrauben. Meinetwegen könnte ich sogar mit dem Wildfilmen beginnen. Ich sehe auch mit Freude, dass meine bisherigen Aufnahmen auch nicht sehr fehlerhaft sein können, ich war mir nur über ein oder zwei nebensächliche Details nicht ganz im Klaren. Jetzt bin ich ein wahrer „Experte". Diese detaillierte Anleitung ist hervorragend, sie gibt zu jeder kleinsten Schraube eine verständliche Erklärung.

Ich kann Poolmans Rückkehr kaum erwarten. Ich fürchte die in solchen Momenten fast unvermeidliche Nachricht, „was für einem großen Löwen er begegnet sei", „dass er auch leicht einen Leoparden hätte schießen können, ja sogar einen Büffel"! Das ist die übliche, wohlverdiente Strafe für das im Lager vertane, unvernünftige Nichtstun. Über das Ausbleiben müsste ich mich fast wundern.

Aber der brave Poolman kam leer nach Hause. Er hat nichts geschossen – auch nichts gesehen. Nicht einmal ein Köder-Zebra, nicht einmal einen Vogel für das Abendessen. Massai-Hirten hat er zwar genug gesehen, er hat sie auch der Reihe nach verhört, sogar eine Belohnung für denjenigen versprochen, der ihn eventuell auf eine Löwenspur führen würde. Warum sollte hier ein Löwe sein – beharrten die Hirten –, für ein paar magere Gazellen lohnt es sich für ihn nicht, aus dem Reservat herauszukommen, dort hat er

bessere Kost! Es ist allgemein bekannt, dass der Löwe immer den Spuren der ergiebigeren Wildherden folgt. Wenn diese weiterwandern, zieht der Löwe seinem täglichen Brot hinterher. Wir überlegten beim Abendessen, dass auch wir weiterziehen müssten, in den fern liegenden Teil unseres „Blocks". Zuvor müssten wir jedoch jeden Winkel des uns zur Verfügung stehenden riesigen Geländeteils auskundschaften. Unser Lager aber erst dann verändern, wenn wir auf ein zuverlässiges Löwenzeichen, eine Spur oder eine Nachricht treffen.

1. Januar, Camp „Mosiro"

In der Nacht haben wir endlich gut geruht und brachen gegen sechs Uhr auf, um unser Glück zu versuchen. Von Raubwild fanden wir keinerlei Spur, sogar die Hyäne von gestern hat sich aus der Gegend verzogen. Es gibt im Lager keinen einzigen Bissen Fleisch mehr. Wir treffen auf eine Zebraherde. Früher haben wir sie unbegrenzt bejagt, da sie nicht nur zum Anlocken von Löwen nötig waren, sondern auch unsere Leute das Zebrafleisch sehr liebten; sie schätzten es höher ein als Antilopen- und Gazellenarten. Neuerdings erlaubt das Jagdamt nur noch die Erlegung von drei Zebras, was natürlich nicht einmal für Köder ausreicht. Da wir es aber unbedingt benötigen, schieße ich einen schönen, fetten Hengst in die Flanke.

Mangi freut sich darüber, sie möchte die Haut verwerten. Sie plant daraus allerlei Dinge: Zigarettenetuis, Schreibmappen, Brillenetuis, Ständer für Stehlampen, Spielkartenboxen, Feuerzeughüllen, Gürtel, Hosenträger, Bilderrahmen und Einbände für Fotoalben. All das aus einer einzigen Zebrahaut? In Nairobi sind fast alle Geschäfte voll mit solchen Souvenirs; die Vielseitigkeit der Verwendung von Zebrahaut lässt sich in den meisten Schaufenstern studieren. Da wir insgesamt nur mit drei Häuten rechnen können, wird eine präzise Kalkulation nötig sein, um sowohl der „Ziege als auch dem Kohl" (sprich: allen Wünschen) gerecht zu werden.

Den ganzen Tag waren wir unterwegs. Kreuz und quer durchfuhren wir unser weitläufiges Revier; den Umständen entsprechend sahen wir recht ordentlich Wild, obwohl wir von

Löwe oder Leopard auch diesmal nichts hörten. Wir fanden jedoch Büffelspuren, ziemlich frische sogar; mit etwas Glück könnten wir ihrer also noch habhaft werden. Ich erbeutete zudem zwei weitere Wildarten: einen Impala- und einen Gerenuk-Bock. Beide wiegen etwa fünfzig Kilo. Früher ordnete die Naturgeschichte sie den Gazellen zu. Neuerdings zählen sie zu den Antilopen. Warum man das tut, weiß man vielleicht selbst nicht so genau. Es bevölkern so viele Arten von Antilopen und Gazellen Afrika, dass einem ehrgeizigen Zoologen wahrlich nichts anderes übrig bleibt, als die eine oder andere Art umzugruppieren oder zumindest umzutaufen. Denn mit jeder neuen Naturgeschichte ändern sich die Tiernamen – besonders die lateinischen.

Beide Arten sind verbreitete, bekannte Tiere, obgleich man den Gerenuk bei weitem nicht als alltäglich bezeichnen kann. Ich muss erneut auf mein Buch „Csui!“ verweisen: Obwohl es über meine halbjährige Kenia-Reise berichtet, erwähnt es den Gerenuk nur ein einziges Mal! Und zwar am 1. April 1929! Um diesen April-Gerenuk nicht erneut beschreiben zu müssen, schlagen Sie ihn bitte im „Csui!“ nach. Auf meinen späteren Reisen habe ich oft Exemplare dieser Art geschossen. Im „Csui!“ wird er noch als Seltenheit behandelt, da er uns damals nur zufällig über den Weg lief. Sein Somali-Name (Gerenuk) bedeutet wörtlich übersetzt „Giraffenhalsige“. Tatsächlich wirkt dieses unproportionale Tier so, als hätte es eine Giraffe werden wollen, es sich aber während des Wachstums anders überlegt und – ein Gerenuk geworden wäre.

Trotz seiner ungewöhnlichen Form hält man den Impala für die anmutigste und schönste Antilope. Sein vornehmer, fast wie Fliegen wirkender, leichter Luftsprung ist wahrlich bewundernswert. Die bekannte amerikanische Chevrolet-Automobilfabrik nannte ihr neues Modell von 1962 zu Recht „Impala“. Ja, sie brachte ihre luxuriöse Neuheit sogar als „Impala Super Sport“ heraus! Sie wählte diese schöne Antilope als Symbol und Werbeträger für ihre elegante, schnelle Maschine. Zu den heute erlegten zwei Wildarten kann ich noch anmerken, dass der Impala – da er täglich Durst hat und fleißig trinkt – immer in der Nähe von Wasser zu finden ist; er entfernt sich kaum weiter als vier bis fünf Kilometer von seiner Tränke. Während der Gerenuk, obwohl er bei Gelegenheit ebenfalls trinkt, im Notfall wochenlang ohne Wasser auskommt, was seine halb-wüstenartige Lebensweise verrät.

Während unseres heutigen Umherstreifens fanden wir einen viel geeigneteren Lagerplatz als den bisherigen. Im Laufe des Nachmittags siedelten wir sogar von „Mosiro“ auf eine Hügelkuppe um, die „Ndingáre-Ngáre“ genannt wird. Von hier aus lässt sich ein viel größeres Gebiet überblicken, und ein etwaiger Löwenruf würde aus weiter Ferne heraufschallen. Auch der Wind weht auf dieser luftigen Kuppe besser als im bisherigen stickigen Sandbett.

Während unserer ganztägigen Gespräche kam die Rede wieder auf den kläglichen Wildbestand. Ich erfuhr von vielen neuen Veränderungen und mir noch unbekannten Umständen. Immer mehr erkenne ich, dass das Problem von „Mensch und Wildtierwelt“ im heutigen Afrika, die oft im Gegensatz zueinander stehen, immer komplizierter, unverständlicher und schwerer heilbar wird. Eigentlich geht es mich nichts an. Meine Aufgabe ist das Sammeln von Tieren für das Museum, nicht der afrikanische Wildschutz. Es liegt mir daher fern, eine Meinung zu äußern oder gar Ratschläge an Afrika zu verteilen. Das arme Land hat auch ohne die vielen „guten Ratschläge“ genug Sorgen. Um es herum braust und wirbelt der Wind der großen Umgestaltungen; es wird schon irgendwie aus dem Dickicht der anfänglichen Schwierigkeiten herausfinden. Doch das geht nicht von heute auf morgen. Und bis es so weit ist, bis auch der geschrumpfte Wildbestand Nutzen aus den noch so gut gemeinten Ratschlägen und Planungen ziehen könnte, wird er – so fürchte ich – zugrunde gehen. Unwiederbringlich wird er vom Antlitz der Welt verschwinden, selbst dieser stark dezimierte Rest! Und wenn er erst einmal

ausgerottet ist, gibt es niemanden, der ihn wiederauferstehen lassen könnte! Es wird ihm so ergehen wie dem einst unglaublich reichen Wildbestand Südafrikas oder Nordamerikas, der nur noch in der Erinnerung früherer Generationen lebt!

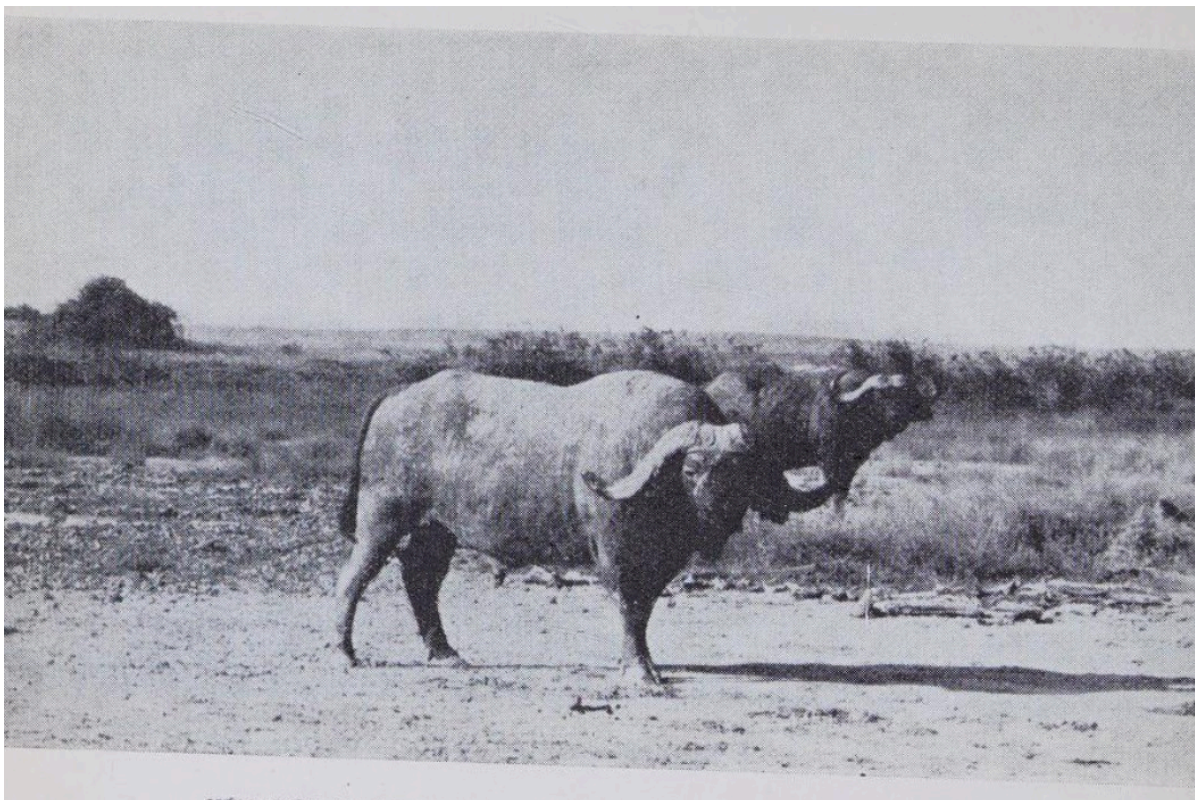
Ich konnte mit vielen unparteiischen Experten sprechen und einige der neuesten Bücher über diese mich extrem interessierende, aber immer komplizierter werdende Wildfrage lesen. Der Leser möge mich recht verstehen: Wenn ich eben von Gesprächen mit Experten und dem Lesen ihrer Bücher sprach – nur sie waren Experten! Ich bin nur so ein sehr amateurhafter Liebhaber, ein außenstehender Laie, jener besagte „interessierte Samuka"! Leider verstehe ich das Thema auch nicht fachgerecht. Aber die vielen unvergesslichen Erinnerungen, die mich an Ostafrika und vor allem an seinen einzigartigen Wildbestand binden, und die Sorge um seine Zukunft drängen mich dazu, sein vorauszusehendes Schicksal abzuwägen und meinen Pessimismus auch meine Leser spüren zu lassen. Schon vor vier Jahren, als ich das letzte Mal hier war, gab es viele Klagen. Damals begriff ich, dass verschiedene lokale Umstände, vor allem die gewaltigen Entfernungen, mich getäuscht hatten; das Ausmaß des oft beschworenen Wildsterbens fiel mir nicht auf, ich hielt es für unbegründetes Unkenrufen und übertriebenen Schwarzseherismus.

Jetzt konnte ich mich von der nun unleugbaren, äußerst traurigen Realität überzeugen. Es stimmt, dass ich schon vor vier Jahren das unverhohlene Bestreben des ostafrikanischen Jagdamtes bemerkte, Jagd-Safaris nach Möglichkeit zu verleiden, während Foto-, Ausflugs- oder andere harmlose Safaris umso mehr popularisiert und erleichtert wurden. Das Ziel ist klar und sehr verständlich. Schließlich bedeutet auch die unbewaffnete Safari ein ernstes Einkommen für den Staat und schont zudem das Wild! Lagerkapazität, Verpflegung, Transportfahrzeuge und vor allem ein teurer Berufsjäger werden für jede Safari benötigt; ja, ohne verantwortlichen Berufsjäger darf man gar nicht erst aufbrechen! Der Staat propagiert diese also und bevorzugt sie vielleicht sogar auf Kosten der Jagd-Safaris. Auch das ist ein Beweis für das Eingeständnis des Wildsterbens und die dringende Notwendigkeit des Wildschutzes.

Meiner Meinung nach wird die Jagd in Ostafrika in einigen Jahren ganz eingestellt werden. Nicht nur aus Mangel an Wild, sondern auch zum Schutz des noch verbliebenen Bestandes. Nur noch wildschonende Foto-Safaris, Landschaftsbesichtigungen oder höchstens vogelkundliche oder insektensammelnde Safaris werden Mode sein. Die Jäger hingegen werden nach Mosambik, Angola oder eventuell in das ehemalige Französisch-Äquatorialafrika abgedrängt. Dort soll der Wildbestand angeblich noch unberührt sein, die Jagd wird immer beliebter, und der Tourismus wächst von Tag zu Tag. Vor allem die Portugiesen werden also die Afrikajäger der kommenden Welt als Gäste begrüßen; sie werden die vielfältigen Früchte des in Kenia und Tanganjika unvernünftig verspielten, nun unrettbaren Bestandes ernten!

Es ist keineswegs mein Ziel, in die Rolle des unberufenen Fürsprechers zu fallen, denn mich wird die Afrika-Jagd kaum noch interessieren; ich habe mich bereits nach Herzenslust an Löwen „ausgejagt". Dennoch bedauere ich aufrichtig den rapide zugrunde gehenden, einzigartigen nationalen Wert, den entvölkerten Schauplatz meiner vielen schönen, unvergesslichen Abenteuer. Heutzutage kann kein Land mehr rein von seinen landwirtschaftlichen Erzeugnissen leben. Kenia ist es bisher nicht gelungen, seine „Bodenschätze" restlos zu erschließen. Umso mehr müsste es sich also um die Schätze „über dem Boden" kümmern! Unter diesen ist sein weltberühmter Wildbestand ein weitaus herausragendes, ich möchte sagen einzigartiges Vermögen! Und gerade dessen Nutzung lässt es sich aus den Händen gleiten?

Ich bin kein Politiker, noch weniger ein Nationalökonom. Ich weiß jedoch, dass die ursprüngliche Tierwelt ein unschätzbares, immer seltener werdendes Aktivum für jedes Land ist! Und gerade diese echte Originalität zeigte sich wohl nirgendwo auf der Welt in solch überragendem Reichtum, in solch unübertroffener Fülle wie in Ostafrika! Die Ökologie von Mensch und Wildtier stellt also nirgendwo ein so kapitales Problem dar wie in Kenia und Tanganjika! Die Vernachlässigung dieser besonderen Goldmine, dieser immer wertvoller werdenden Sehenswürdigkeit, dieses unnachahmlichen Köders für den Welttourismus – das Verschleudern des paradiesischen Löwengebrülls – empört in mir nicht nur den Naturliebhaber, sondern auch den Wildschützer – den Jäger! Ein einziges Jahrhundert in der Werkstatt des Weltlaufs ist eine wahrlich kurze Spanne! Und was gäbe der in hundert Jahren lebende Mensch wohl dafür, wie würde er es schätzen, wenn er das ursprüngliche Brüllen des Königs der Tiere am selben Ort hören könnte, an dem es seit Menschengedenken erklang? Er wird kaum die Gelegenheit dazu haben.



KÉT SZÉP BIVALYBIKA AZ AMBOSELIBEN

Vorerst genug von diesem Thema, das fast schon zu meiner fixen Idee wird. Noch ein paar Worte zur heutigen Jagd, obwohl ich auch jetzt nichts Wesentliches zu berichten habe. Löwen suchten wir natürlich wieder vergeblich; nicht einmal eine Nachricht von ihnen konnten wir den uns auf Schritt und Tritt begegnenden Massai-Hirten entlocken. Über Leoparden wussten sie auch nichts Genaueres, ebenso wenig über Büffel. Sie räumten zwar ein, dass alle drei in der Gegend vorkommen. Aber sie seien so selten geworden, dass Wochen vergehen, ohne dass man einem begegne. Das ist also das einst so berühmte, ja angeblich heute noch aussichtsreichste Löwengebiet! Kleineres, unbedeutenderes Wild – einige Zebras, Grant-Gazellen, Impalas, Gerenuks – sehen wir auch heute, ja sogar eine Giraffe kann ich Mangi zeigen! Letztere steht auch auf der Museumsliste. Aber das Schießen einer Giraffe ist wahrlich kein Vergnügen, auch kein Sport. Wir begnügten uns also mit dem Fotografieren. Die Erlegung verschieben wir auf später.

Die Dämmerung beginnt, wir kehren heimwärts, als mir einige größere, etwa hirschgroße, eselgraue Tiere ins Auge fallen – ein Trupp von sieben bis acht Oryx-Antilopen. Wir

freuen uns über dieses auch heute nicht seltene, aber dennoch nicht alltägliche Wild. Zwei Arten von Oryx-Antilopen leben in Ostafrika: die gewöhnlichere Beisa-Oryx aus Nordkenia und der Bewohner der südlichen Teile, die etwas seltenere Pinselohr-Oryx. Gewicht und Farbe sind gleich, ebenso ihre geraden, degenartigen, fast meterlangen Hörner. Beide Geschlechter tragen diesen Kopfschmuck; beim Bullen ist er etwas dicker, bei der Kuh hingegen etwas länger. Es ist eine gefährliche Waffe, weshalb der Jäger sich einer verwundeten Oryx nur vorsichtig nähern sollte. Ihre nadelspitzen, langen, degenartigen Hörner haben schon manchen Jäger beschämt, manchmal setzen sie sogar einem Löwen zu. Die „Pinselohr"-Art unterscheidet sich von ihrer nördlichen, gewöhnlichen Verwandten nur durch das schwarze Haarbüschel an der Ohrspitze. Obwohl ich oft welche geschossen habe, bin ich nie einem Trupp begegnet, in dem beide Arten vorkamen. Der Kenia quer durchschneidende Äquator – das ist natürlich nur eine sehr ungefähre Feststellung – markiert die Grenze zwischen den beiden Oryx-Arten. Nördlich davon liegt die Heimat der pinsellosen, südlich die der gepinselten. Damit will ich keineswegs sagen, dass die Oryx die Linie des Äquators kennen und sie niemals überschreiten. Es ist jedoch bekannt, dass sie sich niemals in den Trupp der anderen mischen, obwohl außer diesem unbedeutenden Ohrpinsel keinerlei Unterschied, keinerlei Erkennungsmerkmal zwischen den beiden Arten besteht. Offensichtlich nur ein Geruchsunterschied. Da sie eine schöne, stattliche Antilope ist, bedeutet sie einen ergiebigen Braten für mehrere Tage für unsere Begleiter. Und da sich in dem erwähnten Trupp auch ein überdurchschnittlicher Bulle zeigte, schoss ich ihn in die Flanke. Vor allem auf Wunsch von Poolman, der nicht nur unsere Leute, sondern auch den erhofften, nur in seiner Fantasie existierenden Löwen mit Oryx füttern möchte. Im Lager angekommen, lässt er ihn gewissenhaft in zwei Hälften zerlegen. Eine Hälfte kommt in unsere Küche, die andere für die nicht existierenden Löwen. Wir bringen sie auch zum nahen Bach und ketten sie sogar an einen Pfahl. Wir machen es ordentlich, damit auch er erfährt, dass es nun ein vorschriftsmäßiger Köder ist. Wenn es nur jemanden gäbe, den man herbeilocken könnte!

15 Januar, Camp „Ndingáre-Ngáre"

Als ich vor der Morgendämmerung aus dem Zelt trete, überläuft mich nicht nur ein unerwarteter Frostschauer, sondern beim Blick hinunter ins dunkle Tal scheint es, als würde der Schimmer eines Waldbrandes hinter dem gegenüberliegenden Hügel den östlichen Horizont färben. Mangi kommt ebenfalls heraus; zu zweit untersuchen wir das ungewöhnliche Phänomen, wir schnuppern sogar, ob die Morgenbrise nicht etwas Rauchgeruch zu uns herüberweht. Erst nach Minuten merken wir, dass wir gründlich getäuscht wurden. Von wegen Feuer! Das heraufziehende Morgenrot bemalt den langen östlichen Horizont in ganzer Länge. Es ist eine wahrlich spektakuläre, nur hier in der Gegend des Äquators gelegentlich auftretende prachtvolle Konflagration – ein festlicher Sonnenaufgang bahnt sich an! Erst im letzten Moment vertreibt das Erscheinen des obersten Flammenrandes der erwachenden Sonne unsere Zweifel und klärt die Situation. Dass dort hinter dem Horizont wahrlich keine Feuersbrunst lodert, sondern nur ein einmaliger Sonnenaufgang. Aber ein so spektakulärer, so verschwenderisch prachtvoller Anbruch des Tages, der alle Nuancen seiner Farbpalette an den Himmel streicht, in einer ständig wechselnden, einander übertreffenden Illusion.

Ein einziger Bestandteil fehlt jedoch in dieser flammend wirbelnden Farborgie: die aus der Tiefe heraufstöhnende, unsere Sorgen vertreibende, jede Nervenfaser erzittern lassende Löwenstimme! Davon fehlt wahrlich jede Spur. Auch während der Nacht war nichts zu hören, und an der angeketteten halben Oryx – die wir unmittelbar nach Sonnenaufgang aufsuchen – ebenfalls nicht. Nicht einmal Hyänen haben sie angerührt. Man könnte sie getrost in die Küche zurückbringen. Von der Morgendämmerung bis zum Einbruch der Dunkelheit durchstreifen wir fleißig das Gebiet. Es gibt wohl kaum einen abgelegenen

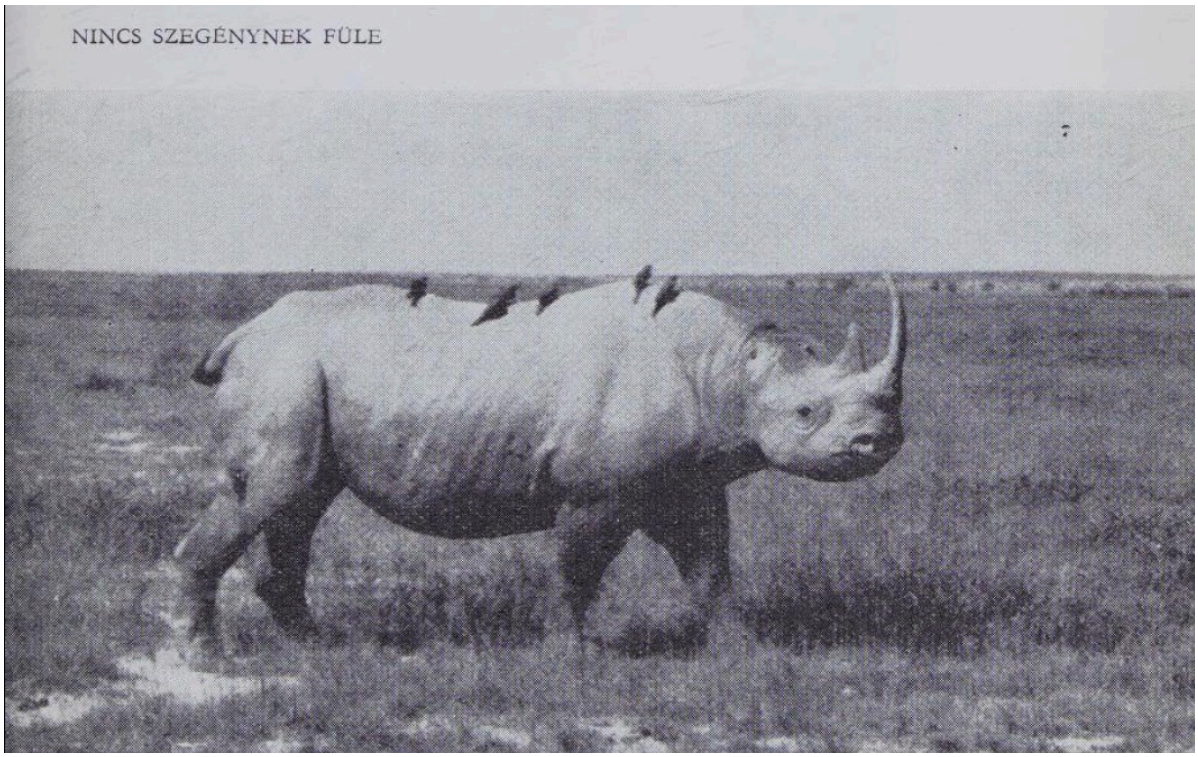
Winkel, ein vielversprechend erscheinendes Versteck, das wir nicht erforscht, aufgespürt und gründlich durchkämmt hätten. Vergeblich. Außer den bisher gesehenen Wildarten stellen wir nichts Erwähnenswertes fest. Das heißt, doch. Wir treffen auf das sehr gewöhnliche, vielleicht als am gewöhnlichsten zu bezeichnende Wild, die etwa rehgroße Thomson-Gazelle, den bekannten und beliebten „Tommy". 1883 wurde sie von Joseph Thomson, der das Massailand bereiste, „entdeckt" und nach ihm benannt. Ich halte sie für das vorzüglichste Wildbret Afrikas; auf unserem Speiseplan steht – neben verschiedenen Wildvögeln – meistens „Tommy". Vor dreißig Jahren bevölkerte sie in riesigen Herden, wahrlich zu Tausenden, die kenianische Einöde. Diesmal trafen wir heute zum ersten Mal auf einen kleinen Trupp. Ich schoss auch zwei „Küchenböcke" mit der .22 Long Rifle daraus.

Heute konnten wir uns wieder nach Herzenslust mit Poolman aussprechen. Seiner Meinung nach, aber auch nach Meinung der anderen Berufsjäger, ist der Hauptgrund für den erschreckenden Wildrückgang: die rapide Zunahme der eingeborenen Bevölkerung. Die kenianische Urbevölkerung, die um die Jahrhundertwende etwa zwei Millionen zählte, hat laut der Volkszählung von 1961 die sieben Millionen überschritten und wird innerhalb von fünfzehn Jahren fünfzehn Millionen erreichen! Man muss wissen, dass der ostafrikanische Eingeborene von Geburt an Anspruch auf ein bestimmtes Stück Land hat. Was durchaus gerecht ist, da er seine Ländereien seit unvordenklichen Zeiten, jedenfalls schon vor dem Erscheinen der Kolonialherren, bewohnte und nutzte. Eine natürliche Folge davon ist, dass die angewachsene, zugleich befreite und sozialisierte Urbevölkerung sich immer mehr ausbreitet und rapide auch solche Gebiete besiedelt, die bisher nur von Wildherden bewohnt wurden. Immer neue Siedlungspläne entstehen; diese schmälern notwendigerweise den bisherigen Lebensraum des ostafrikanischen Wildbestandes. Dieser Prozess führt bereits an sich zur Ausrottung einer großen Zahl von Wildtieren und drängt den Rest auf immer schmalere, engere Gebiete ab. Laut offiziellen Angaben werden in dem freien Jagdgebiet, das das Serengeti-Wildreservat in Tanganjika umgibt, jährlich etwa 150.000 Stück Wild ohne Gewehr von Wilderern mit Schlingen, Fallen und Fallgruben ausgerottet!

Man muss auch wissen, dass die Vorstellung von Privateigentum – natürlich auch von privatem Landbesitz – in der ursprünglichen Auffassung des afrikanischen Eingeborenen unbekannt ist! An ihre Stelle tritt der Begriff des Gemeinschafts- beziehungsweise Stammesvermögens; das gilt seit Menschengedenken! Erst neuerdings versuchten die Engländer auf Basis des sogenannten Swynnerton-Plans, die hier und da verstreuten „Kleinbauern" zu einer Einheit zusammenzufassen; so hofften sie, den uralten Gedanken des „Stammesvermögens" etwas zu schwächen. Freilich unter großen Schwierigkeiten und mit recht schwachem Ergebnis. Das seit Urzeiten festverwurzelte „Gemeinschaftsvermögen" bezieht sich natürlich auch auf die Wildtierwelt, ja, darauf bezieht es sich in erster Linie! In den Augen des ostafrikanischen Eingeborenen ist das Wild des Waldes, der Fisch der Flüsse, ein gnädiges Geschenk der wohlwollenden Götter, eine von jedem beanspruchbare „freie Fleischmenge", eine „gemeinsame Freiküche"! Ein ursprünglicher Charakterzug des afrikanischen Eingeborenen ist die traditionelle Abneigung gegen Vorratshaltung! Seiner Meinung nach reicht die Sorge von heute auf morgen völlig aus! Die Bewahrung des Wildtieres, der Erhalt der Wildarten, die Sicherung ihrer zukünftigen Kontinuität interessiert ihn im Geringsten nicht!

Der ostafrikanische Eingeborene – so erzählten mir neulich in Nairobi sehr fortschrittliche, sehr sachliche, wirklich in jeder Hinsicht helfen wollende, unparteiische Experten – pflanzt im Sinne der allgemeinen „Stammesauffassung" keinen einzigen Baum; keinerlei Aufforstung interessiert ihn. Sie hat ihn auch nie interessiert. Seiner Meinung nach ist der Wald „Sauri ja Mungu" – „Gottes Sache", warum sollte man sich da einmischen? Die Bäume, die wir um uns herum sehen, geben uns reichlich Brennholz, ihr

Schatten deckt reichlich unser Bedürfnis nach Ruhe. Der Wald ist Gottes Sorge, nicht unsere! – Welchen anderen Nutzen könnte ein Baum haben außer Brennholz und Schattenspenden? – fragen sie. Denn dass der Baum in dreißig Jahren groß wird, dass er dann vielleicht sogar für Geld verkauft werden kann – das kann doch nicht unsere Sorge sein! In dreißig Jahren werden wir alt sein, eine Feuersbrunst oder ein Blitzschlag wird den Wald vernichten. Warum sollten wir die Sache derer erleichtern, die nach uns kommen? Im Gegenteil, es ist ihre Pflicht, uns zu helfen, uns in unserem Alter zu stützen! Mit einer solchen Auffassung fertig zu werden, den Kampf gegen einen so tief verwurzelten Irrglauben aufzunehmen – ohne ausreichend Geduld und Zeit zur Aufklärung – ist wahrlich eine schwere Aufgabe!



Wir dürfen auch nicht vergessen, dass der moderne, der „aufgeklärte“ Afrikaner sehr darauf hält, als zivilisiert und dem weißen Menschen in jeder Hinsicht ebenbürtig angesehen zu werden. Ich sprach mit manchem fortschrittlichen Kenianer, der die baldmöglichste Abkehr von den „uralten Auffassungen“, das eilige Über-Bord-Werfen der Überreste der Primitivität predigt. Deshalb hält er auch die baldmöglichste Ausrottung der Wildtiere für notwendig. Schließlich sei das „Wildtier auch nicht mehr modern“, es sei nur ein überholtes und folglich unnötiges Zeichen der Rückständigkeit! Diesem Standpunkt kann man freilich entgegenhalten, dass sich gerade die zivilisiertesten Länder ihrer Wildschutzreservate rühmen! Ja, die heutige Welt betrachtet gerade die Wildreservate, den Naturschutz, als glänzendes Aushängeschild der Zivilisation!

Vielleicht macht das bisher Gesagte das ständig zur Sprache gebrachte Wildsterben bereits ein wenig verständlich. Aber vorerst genug von diesem Thema, ich möchte den Leser nicht ermüden. Dabei hätte ich noch einige wesentliche, aus Sicht des Wildes schicksalhafte Beobachtungen! Unabhängig vom Vorhergehenden sind wir zu dem Entschluss gekommen – vor allem auf Poolmans Vorschlag hin –, dass wir weiterziehen, in einen neuen, für uns reservierten „Block“ nördlich von Nairobi, der vielleicht mehr Aussichten verspricht. Hier ist weiteres Experimentieren wahrlich unnötig. Die Zeit vergeht auch. Sechs Tage unserer Safari sind bereits verstrichen, und wir haben von bedeutenderem Wild nicht einmal eine Nachricht gehört. Ich willige also leichten Herzens ein, ein neues, vielleicht vielversprechenderes Gebiet aufzusuchen. Zuvor müssen wir natürlich nach Nairobi hineinfahren; Poolman hält eine „einige Stunden dauernde“, aber

unvermeidliche Autoreparatur für notwendig. Ich habe fast schon darauf gewartet – wenn auch nicht so bald! Nairobi hat eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und die Autoreparatur ist eine bekannte Ausrede. Besonders seit der Berufsjäger zugleich Autobesitzer ist. Wenn sein Wagen also angeblich einer Reparatur bedarf, kann ich nicht einmal widersprechen. Denn im Falle eines endgültigen Liegenbleibens würde man mir gewiss die Verweigerung der Reparatur vorhalten. In die Autofrage sollte sich der Fremde um Himmels willen nicht einmischen, er kann nur draufzahlen. Solch einen kleinen „Gelegenheitsurlaub" schiebt der Berufsjäger gerne mal ein. Schließlich lebt er auf Kosten seines Herrn, amüsiert sich kostenlos. Zudem verbraucht er nicht nur dessen Geld, sondern auch die für die Jagd vorgesehene Zeit – unter dem Vorwand einer Autoreparatur! Morgen früh brechen wir also zurück nach Nairobi auf.

Bereits mit einem vergeblichen, schwer wiedergutzumachenden, einwöchigen Zeitverlust!

16 Januar, Camp „Ndingáre-Ngáre"

Nach dem Frühstück, gegen sieben Uhr, verlassen wir unser erfolgloses Lager und kommen ohne besondere Abenteuer gegen zehn Uhr in der Stadt an. Zu meiner Überraschung erklärt Poolman, dass er sich mit der Autoreparatur beeilen werde; sie müsse innerhalb weniger Stunden fertig sein, wir hätten genug Zeit vergeblich verloren, wir müssten heute noch das zweihundert Kilometer von Nairobi entfernte Nyeri erreichen. Dort werden wir übernachten, im ehrwürdigen „Outspan Hotel", das am Fuße des Mount Kenya erbaut wurde. Offensichtlich hat er den Plan eines längeren Aufenthalts in Nairobi also beiseitegelegt und eilt bereits in die Garage; wir hingegen nehmen unsere vielfältigen Erledigungen in Angriff. Zuerst muss ich Slim zur Rede stellen, warum er uns an einen so nutzlosen Ort geschickt und uns eine ganze Woche hat vertändeln lassen. Dann habe ich noch beim Büchsenmacher, beim Präparator, beim Fotografen und sogar bei der Bank zu tun; Mangi plant einen Friseurbesuch.

Erst am Nachmittag erfahre ich, dass sie statt beim Friseur einen ebenfalls unangenehmen, von Sorgen bedrückten Vormittag hatte. Es stellte sich heraus, dass sie an Wintelers letztem, voreilig erscheinendem Urteil zweifelte und die vergangene Woche mit unaufhörlichem Grübeln verbrachte. Sie beschloss also, nicht eher zu ruhen, bis sie Winteler persönlich gesprochen und die Wahrheit aus seinem eigenen Mund gehört hätte. All das verheimlichte sie mir natürlich. Nicht nur die ständige Sorge der vergangenen Woche, sondern auch ihren geheimen Plan, Winteler unter dem Vorwand des Haareschneidens aufzusuchen und seine persönliche Meinung zu hören. Ich zitiere aus ihrem Tagebuch den folgenden Abschnitt:

„Seit Tagen zermartere ich mir den Kopf, wie ich bei der nächsten Gelegenheit mit Winteler sprechen kann. Ich weiß, dass er extrem schwer zu finden ist, besonders ohne vorherige Benachrichtigung. Während eines nur wenige Stunden dauernden Stadtaufenthalts ist es so gut wie unmöglich. Ich will nicht unnötig Zeit verlieren, ich möchte die Situation mit ein paar kurzen Fragen klären. Das Misstrauen hat mich erneut gepackt. Ich hätte keinen Moment Ruhe, die Sorge würde unsere restlichen Jagdtage ruinieren. Als Zs. gestern erneut ständig seinen Hals abtastete, ja sogar über eine Vergrößerung der Schwellung klagte, beschloss ich, den Arzt ohne sein Wissen und ohne seine Hilfe aufzusuchen und nicht eher nachzugeben, bis ich volle Gewissheit über die Realität erlangt habe. Ich werde sagen, ich gehe zum Friseur, dort seien viele Leute, man solle mich nicht so bald suchen. In Slims Büro (wo wir ankommen) erwartet mich ein großer Stapel Briefe, allein von meiner Tochter sicher fünf Stück. Ich stopfe sie alle in meine Tasche und renne damit zum ‚Corner House' – dort ist die Praxis des Doktors –; ich werde die Briefe erst öffnen, wenn ich Winteler ausfindig gemacht habe! Im Wartezimmer seiner Praxis sitzen die Patienten dicht gedrängt. Weiße, Hindus, Schwarze.

Endlich kommt eine seiner Sekretärinnen heraus – es tue ihr leid, es gäbe extrem viel zu tun, ich solle erst einmal im Wartezimmer Platz nehmen. Wo jedoch, darüber gibt sie keine Auskunft mehr. Sie könnte es auch kaum, denn nicht nur die Sitzplätze, auch die Stehplätze sind überfüllt. Ich versuche ihr den Grund meiner Sorge und Eile verständlich zu machen – vermutlich kennt auch sie das Ergebnis der Untersuchung –, aber sie beachtet mich gar nicht und läuft schon wieder zurück . . .

Ich ziehe mich auf den Flur zurück und erspähe, gegen das Sims einer Fensternische gelehnt, mein Glück. Mir fallen die vielen lang ersehnten Briefe in meiner Tasche ein. Die Versuchung ist groß, aber ich rühre sie erst recht nicht an, bis es mir nicht gelungen ist, hineinzukommen. Und wenn ich bis zum Abend hier auf dem schmalen Fensterbrett kauern muss. Die Gäste im Wartezimmer wechseln ständig, doch sie werden nicht weniger. Fast eine Stunde vergeht, mal mit hoffnungsvoller, mal mit beklemmender Sorge.

Auf einmal – öffnet sich die Tür – Winteler steht darin! Ich springe auf und rattere mein gut einstudiertes Sprüchlein innerhalb einer Minute herunter. Niemals werde ich die wahrlich mit mir fühlende, all meine Bedenken zerstreuende Antwort des Arztes vergessen! ‚Ich sage es Ihnen auf meine Ehre', erklärt er, ‚alles ist in bester Ordnung! Vergessen Sie so schnell wie möglich die ungewollt verursachte Aufregung, setzen Sie Ihre Reise mit ruhigem Gewissen fort – auf meine Verantwortung!' Nur um sicherzugehen, lasse ich ihn das Ganze noch einmal wiederholen – es tut so gut, es zu hören . . .!"

Von all dem weiß ich natürlich nichts. In der Zwischenzeit habe ich meine verschiedenen Dinge erledigt, und bevor ich zum Friseur gehe, um Mangi abzuholen, schaue ich noch einmal bei dem auf dem Weg liegenden Slim vorbei. Ich höre, dass Poolman eben auch hier war und erzählte, dass das Auto erst nach vier Uhr fertig werde; wir könnten höchstens um halb fünf weiterfahren. In diesem Moment stürmt Mangi herein. Mit glücklich strahlendem Gesicht, aber ohne jede weitere Erklärung, springt sie mir direkt um den Hals. Slim ist ebenso überrascht wie ich selbst, das leugne ich nicht. Aber Mangi sagt nur:

– Ich renne zurück zum Friseur, es sind extrem viele Leute da, in zehn Minuten komme ich vielleicht dran! Du kannst mich bald abholen!

Erst später begreife ich, dass dies Mangis dritte denkwürdige Leistung war! Erst während des Dröhnens der Trockenhaube beim Friseur erfahre ich die Details der Ereignisse des Vormittags: Der „Joy"-Friseursalon rehabilitiert seinen bei unserem letzten Besuch etwas erschütterten Ruf. Wir befreien uns von der zwischen uns schwelenden Sorge, die die Tage von uns beiden vergiftete. Das Einvernehmen zwischen uns, die glückliche Safari-Stimmung ist wiederhergestellt! Und gemeinsam vertrauen wir auf unser sich zum Besseren wendendes Glück. Noch eine ganze Weile dauert der etwas einseitige Dialog unter der Haube an. Mangi liest begeistert ihre langen Briefe vor; natürlich verstehe ich wenig davon, so sehr dröhnt der auf ihren Kopf montierte Tschako. Endlich hört das Brummen auf, das Haar ist getrocknet, und uns fällt ein, dass wir sehr hungrig geworden sind. Wir kehren in die nahegelegene italienische Osteria ein, wo wir uns mit exzellentem Risotto und Ravioli stärken. Danach lassen wir uns sogar noch in ein Kino locken. Ich stolpere in dem stockfinsteren Raum und stoße mir mein Knie ordentlich an etwas unsichtbar Hartem. Unter der gemeinsamen Wirkung dessen sowie des jämmerlichen Films verlassen wir das Kino mit seiner schlechten Luft und kehren in Slims Büro zurück. Auch ihn deprimiert unsere bisherige Erfolglosigkeit sichtlich.

– Tja – seufzt er –, es ist nicht mehr so wie früher!

Diesen schwachen Trost bekommen wir als Wegzehrung. Denn da kommt auch schon Poolman und sein erleichtert puckernder Geländewagen.

– Los geht's – erklärt er –, Nyeri ist noch ein guter Wurf entfernt!

Er hat recht, denn der „gute Wurf" beträgt genau zweihundertdrei Kilometer. Vor einunddreißig Jahren war ich das letzte Mal dort. Damals war es auch nicht näher. Ich freue mich, das in einem schönen Garten, in prachtvoller Bergluft am Fuße des sechstausend Meter hohen Kenya-Gletschers errichtete Urwaldhotel wiederzusehen, das schon damals ein beliebter Ausflugsort für kenianische Touristen war. Ein bekanntes, allgemeines Ansehen genießendes Ehepaar leitete damals das „Outspan". Eric Sherbrooke Walker und seine Frau, Lady Bettie Walker, die Tochter des in ganz England populären Lord Denbingh. Seither haben alle in Kenia, sicher auch viele in England, ihre interessant-spannende Lebensgeschichte gelesen, die auch als Buch erschienen ist. Ihr Urwaldhotel, das bekannte „Outspan", eröffneten sie am Neujahrstag 1928, leiteten es später mit immer größerem Erfolg und vergrößerten es Jahr für Jahr. Ich war erst etwas später, 1933, dort, aber schon damals sprach man von nichts anderem als von ihrem neuesten Plan, der Einrichtung ihres „Filialhotels", das später (1935) tatsächlich Wirklichkeit wurde – jener seither zu Weltruhm gelangten afrikanischen Sensation Nummer eins: dem „Baumhaushotel", unter seinem lokalen Namen „Treetops Hotel". Ich hatte nie die Gelegenheit, dieses Unikum zu besichtigen. Damals arbeiteten sie noch daran, es war noch nicht bewohnbar, und bei meinem letzten Aufenthalt hier (1960) …

... da ich nicht in jene Gegend kam, konnte ich es erneut nicht besuchen, obwohl es damals bereits auf dem Gipfel seines Welterfolgs stand. Umso mehr freute ich mich also, dass mein Schicksal mich wieder in das „Outspan" in Nyeri führte. Da ich wusste, dass das berühmte „Baumhaushotel" nur wenige Kilometer davon entfernt lag, beschloss ich sogleich, es diesmal unbedingt aufzusuchen.

Ich erwähnte meine Absicht gegenüber Poolman:

– Rechnen Sie lieber nicht damit! – antwortete er. Man muss dort Wochen im Voraus ein Zimmer reservieren, und selbst dann ist es höchst zweifelhaft, wann der Antragsteller an die Reihe kommt. Schließlich ist es selbst im „Outspan" heute nur mit großer Mühe gelungen, ein Zimmer für die Nacht zu bekommen, obwohl es so erweitert wurde, dass nun mehr als hundert Gäste darin Platz finden!

– Hundert Gäste im „Outspan"? – fragte ich ungläubig. – Dabei war es früher eine Hütte mit kaum ein paar Zimmern! Ich erinnere mich sogar noch an die amüsanten Aufschriften; gibt es die auch nicht mehr?

– Soweit ich weiß, existiert die eine oder andere noch in irgendeinem Nebenraum. Ansonsten werden Sie das einstige „Outspan" nicht wiedererkennen! Es stimmt, dass ich mich daran auch nicht mehr erinnere; ich habe es nur in seinem heutigen, modernisierten Zustand gesehen. Das fünfzig Zimmer umfassende Hauptgebäude steht in einem gepflegten, riesigen Garten, umgeben von einer großen Anzahl an „Cottages" (villenartigen Häuschen), und auch diese sind randvoll. Ein Großteil der Gäste sind natürlich Touristen, die sich auf das nahe „Treetops" vorbereiten und darauf warten, an die Reihe zu kommen. Ein eigener Omnibus wickelt den Verkehr zwischen dem „Outspan" und „Treetops" ab. Die Besucher dürfen nur eine einzige Nacht im „Treetops" verbringen. Am Nachmittag bringt sie der Bus hinaus, am nächsten Tag nach dem Frühstück holt er sie schon wieder zurück. Manch ein Gast wartet wochenlang im „Outspan" in Nyeri, damit er am Ende vielleicht doch noch an die Reihe kommt und das

afrikanische „Hauptwunder“ sehen kann. So füllt das „Treetops“ dann auch das „Outspan“ auf.

Aus unserem weiteren Gespräch geht hervor, dass meine Aussichten, endlich selbst die „afrikanische Attraktion Nummer eins“ zu sehen, wahrlich gering sind. Auch Mangi wäre verständlicherweise daran interessiert; sie hat wiederholt darüber gelesen, denn es genießt nicht nur Weltruf, sondern besitzt bereits eine regelrechte Literatur! Mit Bedauern höre ich von Poolman, dass das „Outspan“, das „Treetops“ und sogar das andere alte Gasthaus in Nyeri, das „White Rhino“, zu einer Aktiengesellschaft verschmolzen sind. Die Walkers – die ursprünglichen Gründer – sind nach England zurückgekehrt; sie sind die Hauptaktionäre! So kann ich also auch nicht mehr auf ihre Protektion zählen, unter dem Titel eines „dreißigjährigen alten Stammkunden“.

Sicherheitshalber habe ich dennoch nach Nyeri telegrafiert, wegen einer „Zimmerreservierung im Baumhaushotel“. Laut Poolman völlig umsonst. Ich hoffe, ich habe die Neugier des Lesers ebenfalls genügend angestachelt; ich kann also getrost zum Thema übergehen, zur näheren Beschreibung des „Treetops“, selbst wenn sich mir diesmal keine Gelegenheit zu einem persönlichen Besuch bieten sollte.

Das „Treetops“ ist ein auf etwa zehn Meter hohen Pfählen stehendes, in die Krone eines Urwald-Riesenbaumes gesetztes Gästenest mit einigen Zimmern, das der Wildbeobachtung dient! Ein komfortabel eingerichteter Hochsitz! Unmittelbar unter dem Äquator, am Ende des nach Osten ziehenden schmalen Zipfels des etwa 570 Quadratkilometer großen „Aberdare Nationalparks“ (ca. 100.000 Katastralmorgen), knapp zehn Kilometer von Nyeri entfernt erbaut, steht es – wie bereits erwähnt – unter gemeinsamer Leitung mit den beiden Hotels in Nyeri, dem „Outspan“ und dem „White Rhino“.

Da ich das „White Rhino“ (Weißes Nashorn) erwähne, ist es vielleicht interessant anzumerken, dass es das älteste Hotel in Nyeri ist! Es ist einige Jahre älter als das „Outspan“. Noch heute ist sein ursprünglicher Name über dem Eingang zu lesen: „The White Rhino That Charges At Sight.“ Meinen Lesern, die des Englischen nicht mächtig sind, erkläre ich die geistreiche, doppelte Bedeutung dieses Hotelnamens. Das Verb „to charge“ bedeutet nämlich Verschiedenes. Unter anderem „angreifen“ und „berechnen“. So ist der Sinn des Hotelnamens zweifach:

1. Das weiße Nashorn greift sofort (beim ersten Anblick) an.

2. Das weiße Nashorn legt seine Preise nach Gutdünken (beim ersten Anblick) fest.

Dies beweist auch, dass die einstigen Pionier-Siedler Zeit für vielerlei hatten. Neben dem Pionierdasein auch dafür, über die Benennung ihres Hotels nachzudenken und einen doppeldeutigen, scherzhaften Namen auszuhecken.

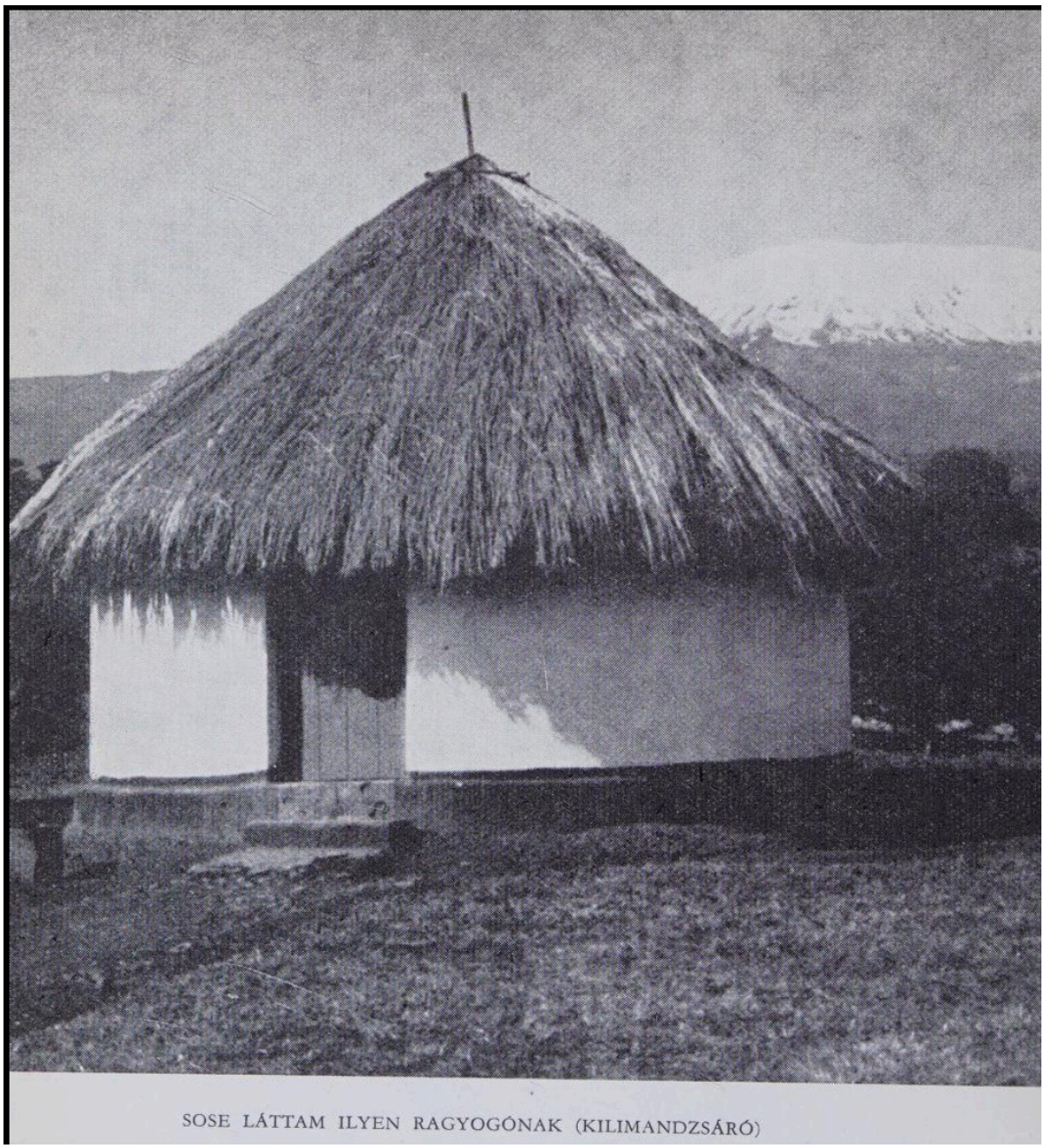
Die Besucher werden von Nyeri kommend fast bis zum Rand des Urwalds mit dem Bus transportiert, aber von dort legen die Gäste die verbleibenden vier- bis fünfhundert Meter zu Fuß und möglichst leise zurück, um das Wild, das sich in der Nähe des „Treetops“ aufhält, nicht zu stören. Ein schön gesäuberter, bequemer Pirschpfad durchquert diese letzten vier- bis fünfhundert Meter bis direkt unter den Aufgang des Hotels. Entlang des Pirschpfades lehnt an jedem größeren Baum eine grob zusammengezimmerte Leiter: Sie dienen der Sicherheit der ankommenden und abreisenden Gäste. Bei der Annäherung gefährlicher Wildtiere (Elefant, Nashorn, Büffel) können die nervöseren Besucher auf die nächste „lebensrettende Leiter“ klettern. An den Leitersprossen zeigen Aufschriften an: in etwa sieben Metern Höhe die „Elefanten-“, in drei Metern die „Büffel- und Nashorn-

Grenze“! Damit der flüchtende Gast – in seiner Eile vor dem auftauchenden Wild – nicht unnötig weit klettern muss, sondern weiß, wann er die garantierte Sicherheit erreicht hat.

Das „Baumhaushotel“ selbst ruht auf etwa dreißig Zedernholzpfählen von jeweils dreizehn Metern Höhe und durchschnittlich einem halben Meter Dicke und ist mittlerweile (seit der letzten Erweiterung) dreistöckig. Das unterste Stockwerk wird vom Wasserbehälter, den Personalunterkünften und Lageräumen eingenommen. Das nächste Stockwerk ist das eigentliche Hotel. Es erhebt sich zwanzig Meter über dem Erdboden. Der Eintretende gelangt in eine etwa 18 Quadratmeter große „Vorhalle“, die zugleich das „Restaurant“ ist. Darin steht ein für zehn bis zwölf Personen gedeckter Tisch. Hier nimmt die gegen Abend eintreffende Gästegruppe ihr Abendessen ein. Sogar eine kleine Bar ist in die Ecke des Restaurants gequetscht; dort kann der Gast seinen fast obligatorischen „Sundowner“, den Drink zum Sonnenuntergang, genießen. Von hier aus öffnet sich eine geräumige Terrasse zu einer etwa 200x100 Meter großen Lichtung, deren Dreiviertel eine von Seerosen bedeckte Urwaldlagune einnimmt – die gewohnte Tränke und Badestelle des Wildes des riesigen Aberdare-Reservats. Dunkle, geheimnisvolle Wildnis umschließt den See ringsum. Im Hintergrund jedoch, hinter der Dunkelheit des Urwalds, ragt der sechstausend Meter hohe Gipfel des Mount Kenya gen Himmel. Von jener Seite der Vorhalle öffnet sich ein flurartiger Raum, den durch Vorhänge abgetrennte Doppelbett-Schlafkabinen ausfüllen. Das oberste (dritte) Stockwerk ist eine geräumige, offene Dachterrasse, eine von einer Brüstung umgebene Prunkloge, von der aus sich ein herrlicher Blick auf den See und die unter dem Gebäude angelegte „Salzlecke“ bietet.

Aufgrund meiner detaillierten Beschreibung könnte jeder glauben, dass ich wiederholt im berühmten „Baumhaus“ gewesen sei. Ich halte es daher für notwendig, erneut zu erklären, dass ich nie dort war, obwohl ich es oft versucht habe. Es ist mir jedoch nie gelungen, einen Platz zu bekommen, und auch diesmal habe ich wahrlich wenig Hoffnung darauf.

Im kaum eine Viertelstunde entfernten Nyeri, im bereits oft erwähnten „Outspan“-Hotel (wo wir die heutige Nacht und den morgigen Tag zu verbringen hoffen), erhalten wir eine genaue Beschreibung dessen, was an jenem Tag im „Treetops“ geschehen ist – einen authentischen Bericht „aus der Baumkrone“. Nicht nur die am nächsten Morgen zurückkehrende Gruppe wird mit ihren nächtlichen Abenteuern prahlen, sogar die zwei sie begleitenden Berufsjäger dienen mit einem präzisen Fachbericht. Im Dienst des „Treetops“ stehen nämlich vier festangestellte, professionelle Berufsjäger. Sie sind verantwortlich für die Sicherheit der täglich in Zehnergruppen eintreffenden, für eine einzige Nacht angemeldeten Gästeschar.



SOSE LÁTTAM ILYEN RAGYOGÓNAK (KILIMANDZSÁRÓ)

Es ist anzumerken, dass man im „Treetops“ nicht die Katze im Sack verkauft. Die Grundregel des berühmten „Gasthauses“ ist, dass es seine Ware nach chinesischem Vorbild verwertet. Angeblich bezahlt man in China den Arzt nur, solange man gesund ist. Sobald man jedoch erkrankt, stellt man sofort die Zahlung ein. Wer keine Elefanten, Nashörner oder Büffel zu Gesicht bekommt – wer also am Morgen enttäuscht vom „Baumhaus“ herabsteigen müsste –, der bezahlt nichts! Für jede Enttäuschung gibt es eine Entschädigung. In solch einem Fall sind ein reichhaltiger Nachmittagsimbiss, ein ebensolches Abendessen, das Nachtquartier und das Frühstück am nächsten Tag die sehr galante Abgeltung! „Kein Elefant – keine Bezahlung!“ Daraus besteht das chinesische – richtiger gesagt das „Baumhaus“-Hotelsystem.

Ich habe auch viele andere interessante Dinge von Gästen gehört, die im „Baumhaus“ waren. Unter anderem, dass jeder der begleitenden Berufsjäger verpflichtet ist, mit zwei Waffen auszurücken. Er führt ein schwerkalibriges „Elefantengewehr“ sowie eine präzise schießende, harmlose Luftdruckwaffe mit sich. Ich höre nämlich, dass neben den vielen gefährlichen Bestien, die nachts zur Tränke kommen, auch eine große Pavianhorde in den Baumkronen rund um den See und das Hotel haust. Die großen hundsköpfigen Affen sind halbwegs zahm geworden; sie laufen ständig auf der Brüstung der großen Terrasse

und des obersten Dach-Aussichtspunkts umher. Sie sind nicht nur zahm geworden, sondern auch extrem frech. Sie schnappen dem teetrinkenden Gast sogar das Gebäck aus der Hand, wagen sich manchmal sogar in die Schlafkabinen und stibitzen auch von dort etwas. Die im Dienst stehenden Berufsjäger, welche die Gästegruppe schützen, benutzen die lautlose, leise zischende Luftdruckwaffe, um die Affen in Schach zu halten. Der freche Affe wird sofort auf das Hinterteil geschossen. Die alten, schlecht gelaunten, ja manchmal bissigen Pavian-Väter konnten so bereits endgültig mit dem Luftgewehr vom Hotelgelände vertrieben werden. Unten am Seeufer sitzen sie nun trübsinnig nebeneinander und blicken sehnsüchtig auf ihre noch frei herumtollende, auf dem Sims schäkernde, etwas besser erzogene Verwandtschaft, die Weibchen und die Jugend.

Natürlich verderben die Gäste die Affen, sie füttern sie mit Gugelhupf. Die pfiffigeren Jungen jedoch werfen den Gugelhupf sogleich hinunter zu den am Seeufer trauernden, verstoßenen Vätern. Wer sich jedoch zu so etwas hinreißen lässt, erhält sogleich eine Luftgewehr-Pille in seine schwer zu verfehlende, bläulich-rote Zielscheibe. Angeblich unterhält bereits die einleitende Pavian-Dressur die Gästeschar erfolgreich. Über die allgemeine Hotelordnung – in erster Linie Ruhe! – wachen neben den Berufsjägern auch weibliche Angestellte, „Treetops Hostesses“ (Baumhaus-Gastgeberinnen). Auch sie sind, genau wie die Berufsjäger, geschulte Zoologinnen, kennen jedes vorkommende Wild und jeden Vogel genau, verstehen sich auf die Waffenhandhabung und dienen auf die zahllosen Fragen der vielfältigen Gäste mit zuverlässiger Auskunft. Und – wie erwähnt – sorgen sie nach Kräften für die so wichtige „Urwaldruhe“.

Schon vor dem Aussteigen aus dem Auto und dem Betreten des Urwalds wird die Gesellschaft streng zu ruhigem Verhalten angewiesen. Es darf nur geflüstert werden; jedes laute Wort, jeder unerwartete Ausruf, störendes Husten oder trompetendes Naseputzen ist verboten. Die Fortbewegung auf dem sauber gekehrten Pirschpfad erfolgt ebenfalls möglichst leise, fast auf Zehenspitzen. Dies ist freilich keine leicht zu lösende Aufgabe, besonders im Falle einer kreischenden amerikanischen Damengruppe. Solche zur Ruhe zu bringen, bereitet den begleitenden Jägern viel Sorge. Nicht nur auf dem Pirschpfad, sondern auch im Hotel selbst, wo übrigens jeder Raum mit einem dicken, schalldämpfenden Teppich ausgelegt ist, um die Stille des Urwalds zu bewahren. Obwohl die zur Tränke ziehenden Wildherden nachts ebenfalls für entsprechenden Lärm sorgen. Doch darauf werde ich erst später, im Zuge meiner weiteren Beschreibung, eingehen.

Vorerst möchte ich nur anmerken, was ich neulich in der Gesellschaftshalle des „Stanley Hotels“ in Nairobi belauscht habe: Zwei Amerikaner unterhielten sich dort und versuchten, sich gegenseitig mit ihren Kenia-Erfahrungen zu übertrumpfen. Keiner von beiden war ein Jäger, nicht einmal ein Naturfreund.

– Ich habe gehört – sagte der eine –, es lohne sich, das „Treetops“ anzusehen. Man sagt, es sei eine der Hauptsensationen Afrikas. Waren Sie schon dort?

– Ich war neulich da. Ich fand es nicht besonders interessant – antwortete der andere und kaute an seiner dicken Zigarre.

– Sie halten es also nicht für der Mühe wert, mit dem Auto hinaufzufahren? Man sagt, die Straße sei recht gut, man könne in zweieinhalb Stunden dort sein.

– Schade um die Mühe – winkte der Zigarrenmann ab. – Die verfluchten Elefanten, Nashörner und sonstigen Bestien haben einen solchen Krach geschlagen, dass ich bis zum Morgen kein Auge zumachen konnte!

Viele verschiedene Geschmäcker. Sogar das „Baumhaushotel“ kann es nicht jedem Gast recht machen ...

Die Zeit ist während der „Baumhaus-Erzählung“ ordentlich vergangen. Aber wir nähern uns, in einer Viertelstunde erreichen wir Nyeri. Jetzt müssen wir ungefähr dort sein, wo wir im Dezember 1933 die Hirten „mit den Regenschirmen“ sahen. (Siehe Kapitel 16, Seite 2-3 der „Afrikanischen Lagerfeuer“.) Diesmal begegnen wir keinen Hirten, nicht einmal einem Regenschirm. Von Regen keine Spur, die Sonne geht an einem hellen, wolkenlosen Himmel unter. Aber die Straße hat sich in den dreiunddreißig Jahren wahrlich gewaltig entwickelt. Eine tadellose, asphaltierte Schnellstraße hat die damalige holprige Schlaglochpiste ersetzt. Das Wild hingegen ist völlig aus der Gegend verschwunden. Wir haben seit Nairobi kein einziges Rudel gesehen!

Das „Outspan“ – das „Ausspann-Hotel“ * – erkenne ich gar nicht wieder! Es ist mir in Gestalt einer bescheidenen kleinen Schenke in Erinnerung geblieben. Jetzt prangt dort ein stattliches Hauptgebäude, in Gesellschaft von kleineren und größeren „Bungalows“, die sich darum gruppieren. Wie eine Glucke unter ihren Küken. Es herrscht eine exzellente Bergluft, schließlich ragt der Mount Kenya quasi direkt vor dem Hotel auf. Vom großen Garten sehen wir vorerst wenig, es ist dunkel geworden; wir beziehen unser komfortables Quartier in einem der ebenerdigen, ruhigen Bungalows. Poolman kündigt an, er müsse dringend zu seiner einige Kilometer entfernten Farm eilen; morgen werde er uns wieder abholen. So ist also statt der Autoreparatur in der Stadt der Abstecher nach Hause das zeitraubende Programm. Hoffentlich sehen wir ihn tatsächlich am Morgen wieder; solch ein gelegentlicher Abstecher nach Hause ist eine gefährliche Sache. Es finden sich doch viele unerwartete Aufgaben auf einer Farm, besonders nach einer längeren Abwesenheit des Hausherrn ...

Wir baden und betreten dann den geräumigen Speisesaal. Der Raum ist überfüllt; ein Großteil der Gäste sind natürlich Touristen, die zum „Treetops“ wollen. Manche schmoren hier bereits seit zwei Wochen vergeblich und konnten noch immer nicht an die Reihe kommen. So lächelt die Leitung bedauernd, als ich mich nach dem Ergebnis meines aus Nairobi gesendeten Telegramms erkundige.

– Jeder einzelne Tag des Monats ist dort oben ausgebucht! Wir haben Sie zwar vorgemerkt, aber in diesem Monat wage ich keinesfalls, Ihnen Hoffnung zu machen – entschuldigt sich der Verwalter. – Sobald zwei Schlafplätze frei werden, schicke ich sofort eine Nachricht, obwohl ständig neue Interessenten eintreffen. Ich kann Ihnen nicht viel Hoffnung machen. Es sei denn, eines der angemeldeten Ehepaare erkrankt ...

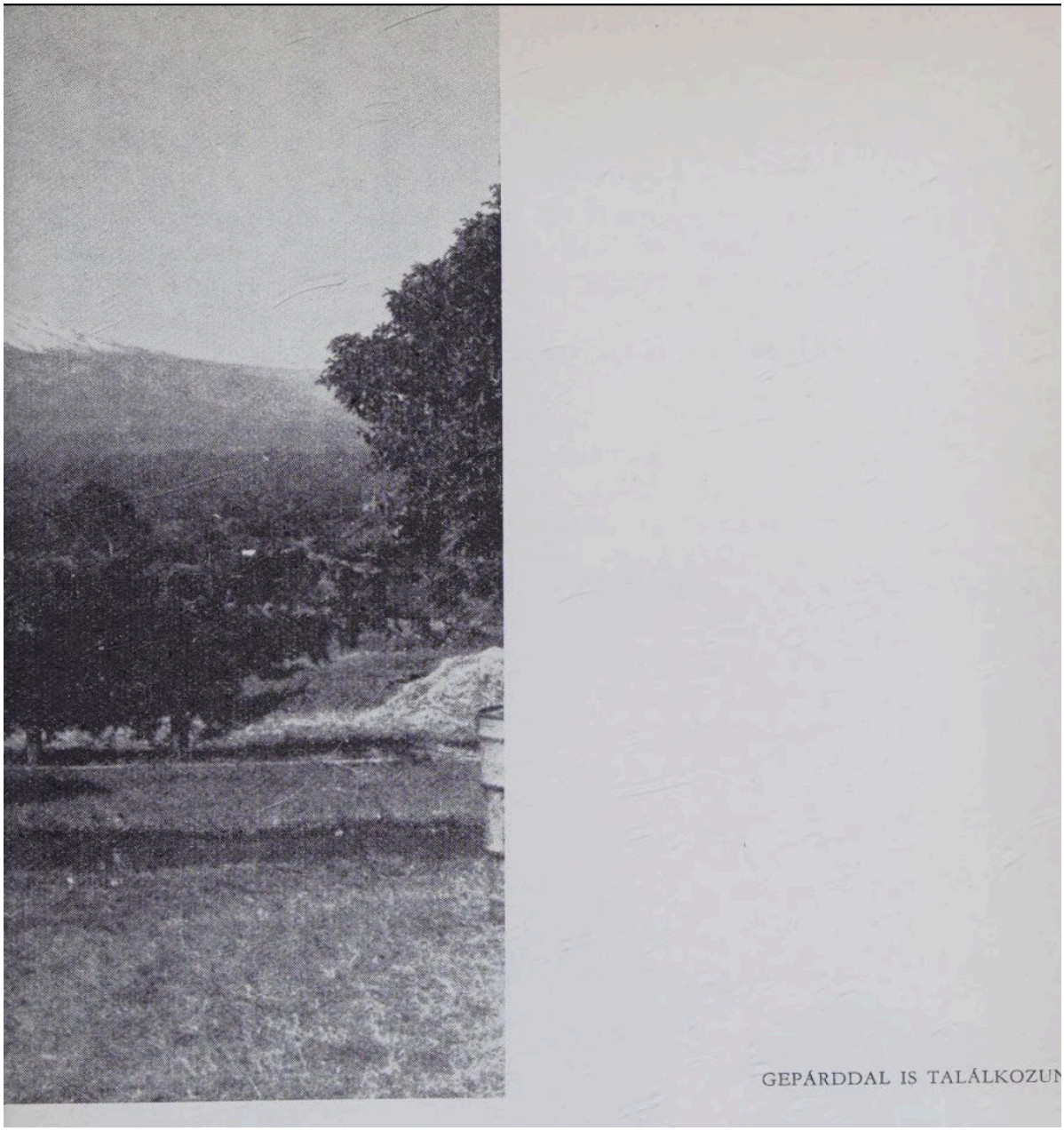
- Früher, als noch Ochsenkarren das Gepäck hinter der Safari her transportierten, spannte man am Ende der Tagesetappe die Ochsen aus. Daher erhielt das Hotel in Nyeri seinen Namen.

Unter den hiesigen Gästen, besonders unter denen, die zum „Treetops“ streben, zeigt sich kaum jemand kränklich. Sie alle speisen mit so gutem Appetit zu Abend, dass wir keinen sehen, der eventuell seinen Platz im Baumhaus abtreten würde. Die morgen an die Reihe kommende zehnköpfige Gesellschaft, die aus aller Welt zusammengewürfelt wurde, hat sich bereits um einen gemeinsamen Tisch niedergelassen. Mit ihnen speist auch der ihnen zugeteilte Berufsjäger. Geduldig beantwortet er ihre vielfältigen einfältigen Fragen. Er belehrt, bereitet vor und trainiert seine Herde auf die vielfältigen Fährnisse der morgigen „Urwaldnacht“.

Wir sitzen am Nachbartisch, das Gespräch ist herüberzuhören. Sie fragen ihren armen Betreuer nach so viel Unsinn, dass es mich nicht wundert, wenn er hin und wieder seufzt

und seinen bereits erschöpft wirkenden Blick gen Himmel richtet. Überhaupt findet das Leben hier im Zeichen des „Treetops“ statt. Wunderschöne Fotoserien vom „Treetops“ schmücken die Wand, Bücher, die das „Treetops“ beschreiben, reihen sich auf dem Regal, das das Pförtnerhäuschen umgibt. Was die Propaganda betrifft, dafür sorgt die Leitung reichlich. Wenn sie nur die Unterbringung einer ausreichenden Anzahl von Gästen lösen könnte!

Ich höre, dass draußen in der Vorhalle auch ein Gästebuch liegt. Wer vom „Baumhaus“ kommt, trägt dort seine im Gedächtnis noch frisch grünen nächtlichen Erlebnisse ein, preist oder kritisiert das Gesehene und lobt ausnahmslos das Essen. Wer weiß, der wievielte Band sich schon füllt, dabei führt man dort oben auch ein separates Gästebuch. Nach dem Abendessen beabsichtige ich jedenfalls, in dieses einzutauchen, um ein oder zwei besonders ausgefallene Eintragungen herauszuspähen.



Nach Beendigung des überraschend guten Abendessens setzen wir uns also vor den dicken Wälzer. Er ist nicht nur eine interessante, sondern auch eine überaus unterhaltsame Lektüre; wunderbare Erlebnisse und schmackhafte Geschichten reihen sich darin aneinander. Doch siehe da, die morgen an die Reihe kommende „Baumhaus-Gruppe“ rückt aus, verteilt sich in der Halle und diskutiert über den für die Nacht ausgegebenen

Lehrstoff! Auch der etwas mitgenommene Berufsjäger schlendert herbei und setzt sich vor das flackernde Kaminfeuer – die Nächte am Fuße des Gletschers sind kühl! Wir setzen uns ebenfalls dazu und mischen uns in das Gespräch mit dem bereits müde wirkenden Berufsjäger, der sich mit unverhohlener Erleichterung von seiner morgigen Gesellschaft getrennt hat.

– Da gab es wohl viel zu beantworten während des Abendessens – beginne ich das Wort. – Ich sehe, Sie bereiten sich darauf vor, morgen mit einer Schar wahrer Jagdexperten den Ausflug zu machen!

Als er erfährt, dass auch wir auf Safari sind und nur für einen Tag eingekehrt sind, um Poolman Gelegenheit zu geben, seine nahegelegene Farm zu besuchen, schließen wir sogleich Freundschaft.

– Erzählen Sie doch einiges von Ihrem hiesigen Handwerk – ermuntere ich ihn. – Wenn es uns schon nicht gelingt hinauszukommen, so wollen wir wenigstens von einem Augenzeugen einige interessantere Erlebnisse aus dem Baumhaus hören!

– Ach ja – klagt er –, ich fange schon an, diesen Zirkus satt zu haben. Sie ahnen gar nicht, auf was für einen Unsinn man hier antworten muss; man muss nur über genug Lunge und Geduld verfügen! Die besonders verblüffenden Fragen pflege ich mir zu notieren, damit ich sie nicht vergesse. Es kommen doch viele Völker hierher, viele sonderbare Käuze! Seit etwa zwanzig Jahren genießt das „Treetops“ Weltruf als Afrikas erfolgreichster Touristenmagnet. Sicherlich wird es auch andere geben, die Sherbrooke Walkers Idee verwerten. Aber vorerst sind wir allein, wir allein zeigen die Welt der Urwälder von einem komfortabel eingerichteten Baumhaus aus!

– Neulich hatte ich wahrlich ein seltsames Erlebnis – fährt er fort –, wenn es Sie interessiert, erzähle ich es gerne. Wir standen mit meiner zehnköpfigen Gesellschaft auf dem Aussichtspunkt der „Dachterrasse“ und warteten auf den Beginn des abendlichen Wildwechsels. Vorerst unterhielt das Volk nur das Possenspiel der üblichen Pavianhorde. Darunter war ein recht lautstarker, auch ansonsten auffällig gekleideter, südamerikanischer Dämon. Von jener allgemein bekannten Sorte, die mal schrill auflachen, mal grundlos aufschreien, eine hysterische Art, die den Begleiter mit den sinnlosesten Fragen quält. Schon während unseres Aufstiegs hatte ich sie wiederholt ermahnt, möglichst still zu bleiben; die menschliche Stimme verscheuche das Wild am schnellsten. Natürlich quiekte sie weiterhin hin und wieder auf, offensichtlich nur aus Gewohnheit. Sie brachte auch eine große, bucklig vollgestopfte Tasche mit, beide Handgelenke waren voll mit Armbändern, mit klimperndem und schepperndem Schnickschnack. Ganz kühn fütterte sie die Affen, die auf der Terrassenlehne herumtollten, bis einer von ihnen – wie auch immer – ihr die Tasche aus der klimpernden Hand riss. Blitzschnell sprang er damit zu seinen Gefährten hinunter. Die Dame schrie auf, viel schriller als bisher. Der Affe hingegen setzte sich, sobald er sich unten in Sicherheit fühlte, auf sein Hinterteil und drehte und drückte so lange daran herum, bis er sie öffnete. Dann machte er sich an das Auspacken. Offensichtlich wollte er vor der Verwandtschaft mit seiner Beute prahlen.

Trotz des lauten Schreiens trottete ein stattliches Nashorn aus dem Wald. Es begann ahnungslos in der Nähe des Affen zu trinken. Ich wunderte mich selbst, Nashörner zeigen sich selten so früh. Der Affe zog sich unmittelbar hinter den Rücken des Nashorns zurück, als fürchte er um seine Beute. Da die Dame nicht aufhörte zu kreischen, war ich gezwungen, ihr unhöflicherweise den Mund mit meiner Hand zu bedecken. Ihre Sorge war auch verständlich, denn die Tasche enthielt nicht nur ihre Toilettenartikel, sondern – wie sich später herausstellte – auch ihr Geld und ihren Pass! Sie forderte auch die anderen auf, ihre Wertsachen aus den Händen des Affen zu retten. Aber in Anbetracht des

Nashorns fand sich kein Freiwilliger. Ich selbst wagte es nicht, die Gesellschaft zu verlassen; ich fürchtete, es käme zum Skandal. Die anderen Gäste protestierten bereits, dass die geschädigte Dame ihnen das Wild verjage. Das Nashorn, nachdem es seinen Durst gestillt hatte, drehte auch auf dem Absatz um und zog sich unter empörtem Schnauben in den Wald zurück.

Der Affe hingegen setzte beruhigt die Inventur der Tasche fort. Eines nach dem anderen zog er glänzende Puderdosen, goldene Lippenstifthüllen, Parfümfläschchen, Kämme und bunte Taschentücher hervor. Auch der Reisepass kam zum Vorschein; er beschnupperte ihn, warf ihn dann aber mit Abscheu beiseite. Als er jedoch anfing, die Banknoten zu verstreuen, empfahl ich die Gesellschaft dem Schutz einer der „Gastgeberinnen" an und züchtigte den Dieb schleunigst mit meiner Luftdruckwaffe. Sofort warf er seine Beute weg und sprang in den Wald. Dann kletterte ich hinunter, sammelte den etwas beschmutzten Beutel ein und legte seinen weit verstreuten Inhalt wieder hinein. Die Dame sprang mir mit einem Freudenschrei um den Hals – ihr fehlte nichts! Aber Wildtiere – außer dem gierigen Nashorn – ließen sich nicht mehr blicken! Als ich die Gesellschaft am nächsten Morgen nach Nyeri zurückbegleitete, hatte die hysterische Dame endgültig ihre Popularität verloren. Ein Glück, dass die anderen sie nicht verprügelt haben. Einige von ihnen hatten schon lange im „Outspan" gewartet und waren keinesfalls bereit, ein erneutes An-die-Reihe-Kommen abzuwarten. Es war ein besonderes Pech, dass ich an jenem Tag allein war; der andere Jäger war erkrankt. Daran sieht man auch, dass oft ein zweiter Begleiter nötig sein kann ...

Aber wenn es Sie interessiert, erzähle ich Ihnen auch, wie mich eine andere amerikanische Dame fast in Verlegenheit gebracht hätte. Sie war zwar hübscher als die vorige, konnte aber umso mehr fragen. Und zwar haarsträubenden Unsinn. Es war von Elefanten die Rede, sie erkundigte sich nach deren Gefährlichkeit.

Wenn sie böse werden – fragte sie besorgt –, fressen sie dann vielleicht sogar Menschen?

– Das nicht – antwortete ich. – Zumindest habe ich noch nie von menschenfressenden Elefanten gehört!

– Und eigentlich – fuhr sie beharrlich fort – wozu benutzt das Warzenschwein seine Warzen?

Ich enthielt mich einer Antwort. Aber die Dame ließ nicht locker.

– Warum hat das Nashorn zwei Hörner? Wozu benutzt es das eine, wozu das andere?

In mir begann die Wut zu kochen. Offensichtlich will Ihre Gnaden mich zum Narren halten. Ich biss also die Zähne zusammen und beruhigte mich wieder. Doch sie schien durch meine vorangegangenen Erklärungen Blut geleckt zu haben, denn ihre Neugier wuchs und wuchs:

– Stimmt es, dass der Gorilla junge Frauen stiehlt, ja sogar vergewaltigt?

Mir lag schon die passende Antwort auf der Zunge, dass er sie wohl kaum mehr stehlen würde, aber an den Ruf des Hotels denkend, beherrschte ich mich; sie setzte ihre Prüfung unerbittlich fort:

– Kann ein Nashorn die Treppe hinaufsteigen?

In diesem Moment kamen die Paviane zum Vorschein. Sie stellten sich am Seeufer auf, kletterten auf die Terrassenbrüstung und sorgten für allgemeine Heiterkeit. Ich hoffte, sie

würden das weitere Nachforschen meiner anstrengenden Dame endgültig im Keim ersticken. Aber sie war nicht aus solchem Holz geschnitzt, sie ließ es dabei nicht bewenden.

– Nun möchte ich nur noch eines wissen – fuhr sie unerbittlich fort –, warum eigentlich ist das Hinterteil des Pavians bläulich-rot?

Ich verlor endgültig meine Beherrschung. Und vielleicht etwas grob, aber in meiner verzeihlichen Ungeduld, schleuderte ich ihr fast mit Schadenfreude entgegen:

– Aus demselben Grund, warum Ihres weiß ist!

Meine Antwort traf sie unerwartet. Aber sie reagierte ganz anders, als ich es mit Fug und Recht hätte erwarten können. Sie sah mich kühl an, und ich bereitete mich bereits auf den wahrlich verdienten Verweis vor. Mit unveränderter Strenge erhob sie ihren anklagenden Zeigefinger gegen mich, und wie ein Untersuchungsrichter gegenüber dem endlich in die Enge getriebenen Verbrecher rief sie mir triumphierend zu:

– Und woher wollen Sie das bitteschön wissen?

Ich bin nicht mehr jung und auch nicht schüchtern, dennoch wurde ich bis zu den Knöcheln rot.

– So habe ich das nicht gemeint, bitte – stammelte ich verwirrt –, ich sagte es nicht in beleidigender Absicht, ich dachte es mir nur, ich vermutete es ...

Natürlich war die ganze Gruppe Ohrenzeuge des peinlichen Dialogs, alle lachten. Niemand mag es, zum Gespött zu werden. Zu meiner großen Erleichterung ertönte ein wohlbekanntes Geräusch, Schnauben und Trompeten.

– Die Elefanten kommen! – verkündete ich erleichtert aufatmend. – Ich bitte alle um größtmögliche Stille! Wir sollten uns auch nicht groß bewegen. Bereiten Sie leise die Kameras vor, aber warten wir ab, bis die Herde ahnungslos mit dem Baden beginnt ...

Meine Ankündigung lenkte die Aufmerksamkeit aller ab; die Elefanten hatten mich aus meiner misslichen Lage gerettet!

– Hier kommt übrigens mein Kollege – erklärt unser bisheriger Unterhalter –, er ist auch ein alter „Baumhaus-Berufsjäger“. Er ist auch kein Kind von heute mehr, hält sich aber gut. Er hat Unmengen an Erlebnissen im Baumhaus gehabt. Komm her, alter George, trink einen „Night-Cup“ (einen Schlummertrunk) mit uns – erzähl von deinem neulichen Abenteuer mit dem australischen Hochzeitsreisepaar ...

– Nun, bitte – beginnt George –, es ist kein Geheimnis, wir haben es auch im Gästebuch verewigt. Bevor wir hier vom Hotel aufbrachen, wandte sich die junge Dame mit diesem überraschenden Wunsch an mich:

– Ich habe schon viel vom „Treetops“ gehört, ich bin mir der Situation bewusst. Zu Hause (irgendwo in Australien) habe ich versprochen: Falls ich jemals hierherkomme, werde ich unbedingt meinen Namen auf den Rücken eines wilden Elefanten schreiben. Versuchen Sie gar nicht erst, es mir auszureden, ich bin nicht bereit, von meinem Vorhaben abzulassen. Ich tue es aufgrund einer Wette!

– Verzeihung – antwortete ich –, auf so etwas kann ich mich nicht einlassen. Ich trage die Verantwortung; Sie können kein Zirkuskunststück von mir verlangen.

Nach langer Diskussion und Flehen gab ich dennoch dem Drängen nach, dass wir zumindest ein Queue und Kreide aus dem Billardzimmer des Hotels mitnehmen würden.

– Wenn es anders nicht gelingt – argumentierte sie –, schreibe ich meinen Namen mit Kreide auf den Elefanten!

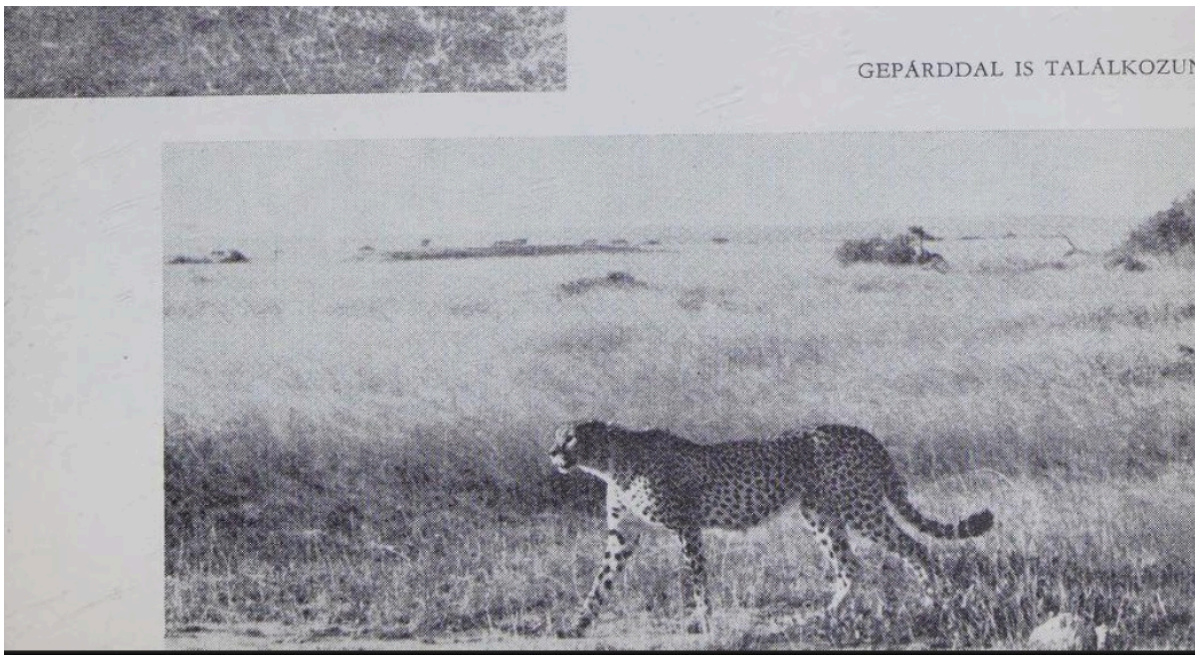
– Da bin ich ja an eine Verrückte geraten – brummte und grübelte ich vor mich hin. Aber vom Queue wollte sie nicht lassen. Also nahmen wir es mit. Kaum eine halbe Stunde warteten wir auf dem oberen Aussichtspunkt – es herrschte sehr warmes, drückendes Wetter –, da kam auch schon der erste durstige Elefantenherde. Und zwar so glücklich, dass einer der jungen Bullen sich direkt unter das Bauwerk an die „Salzlecke" stellte. Dorthin, unter den „dreistöckigen Hochsitz", pflegen wir das Salz zu streuen, das Lieblingsleckerli aller Wildtiere. Da der besagte Bulle es bereits mit Genuss beleckte, schien es, als bliebe er unter uns stehen. Da bekam auch ich Lust. Nicht auf das Salz, sondern auf das riskante Experiment.

– Gehen wir also – sagte ich –, versuchen wir das Unmögliche. Ganz leise, auf jeden unserer Schritte achtend, stiegen wir vom Dach in den ersten Stock hinunter. Der Elefant unter uns rührte sich nicht. Ich gab der Dame ein Zeichen, sie solle sich auf den Bauch legen, und ich kreidete ihr das Queue ein. Im Liegen schob sie ganz vorsichtig den langen Stab hinunter, vorerst nur zur Probe. Natürlich erreichte sie den etwa drei Meter hohen Elefanten nicht, denn das Queue war zusammen mit dem ausgestreckten Arm der Dame kaum zwei Meter lang. Mit ihrem Mann zusammen hielten wir sie an den Knöcheln fest, und sie beugte sich über den Rand des Podiums, über den Elefanten. Aber egal wie sehr sie sich streckte, es blieb immer noch eine etwa zwei Meter breite Lücke zwischen dem faltigen grauen Rücken und der Queuespitze. Ich hoffte, dass das Kunststück mit dieser Feststellung beendet sei.

– Hätten wir nur ein längeres Queue mitgebracht – klagte die Dame –, ich erinnere mich, dass es unten im Billardzimmer eines gibt. Damit wäre es sicher gelungen. Sie schien eine zu allem entschlossene, eigensinnige Person zu sein.

– Lasst mich an einem Seil hinunter – flüsterte sie nun beharrlich. Ihr Einfall begeisterte mich ganz und gar nicht. Ihren Ehemann noch weniger.

– Wahnsinn – ... ich habe sie gewarnt – der Elefant ist durchaus in der Lage, nach ihr hinaufzugreifen und sie mit dem Rüssel zu packen. Am Ende veranstalten wir noch ein Tauziehen: wir ziehen von hier oben, der Elefant von unten. Und Ihre Frau gerät dazwischen. Schlagen Sie sich also diese Verrücktheit aus dem Kopf, schließlich geht es um meine Anstellung ...



Ich war schon fast soweit, den dummen Elefanten zu erschrecken, damit er nicht länger hier unter uns im Weg stand. Aber offensichtlich war er eingeschlafen; er wiegte sich auf der Stelle, von einem Bein auf das andere, und ruhte friedlich. Der hilflose Ehemann hätte mir mit keinem einzigen Wort geholfen. Mit verzückten Augen verfolgte er die entschlossene Absicht seiner Frau. Schließlich war ich auf das stumme Drängen beider hin gezwungen, das in Reichweite hängende Seil hervorzuholen, mit dem wir üblicherweise gelegentliche Sendungen oder Lebensmittelpakete in das Baumhaus hochzuziehen pflegen.

Der Elefant verharrte immer noch geduldig und dachte gar nicht an seine Gefährten, die sich in der Mitte des Sees vergnügten und genüsslich badeten. Das Hochzeitspaar wiederum erwartete offensichtlich von mir die Fortführung ihrer verrückten Idee. Ich band also der Dame das Seil um die Taille. Ich versuchte, ihren Schwerpunkt, ihr Gravitationszentrum zu treffen. Ich bin kein junger Mann mehr und habe ohnehin keine Erfahrung auf diesem Gebiet; ich habe keine Ahnung, wo bei Damen das Gravitationszentrum liegen mag. Dort, wo der Körper, wenn er unterstützt wird, im Gleichgewicht schwebt. Ich vertraute die Unterstützung also meinem Glück an. Ich zog das Seil fest um ihre Taille, und dann ließen wir sie ganz vorsichtig in die Leere unter uns hinab.

Das Ergebnis war unerwartet. Ihr Kopf war doch schwerer als gedacht. Sie kippte vornüber, ihre Beine schossen in den Himmel, und ihr Rock fiel ihr in den Nacken. Die verschiedenen Spitzenrüschen und diskreten Unterwäschestücke flatterten für einen Augenblick auf. Die Dame schrie auf, der Elefant flüchtete trompetend zu den anderen. Wir zwei wiederum zogen unsere kühne Billardspielerin schleunigst auf das Holzpodest herauf. Endlich verlor auch der Ehemann seine bisherige bewundernswerte Selbstbeherrschung:

– Wenn du das nächste Mal so etwas unternimmst – bemerkte er schließlich kühl –, dann zieh dir vorher eine Hose an!

Und ich atmete ebenfalls auf – wir waren ohne größeren Schaden aus dieser Zirkusnummer herausgekommen! Doch die Geschichte ist noch nicht zu Ende; sie hatte eine denkwürdige Fortsetzung. Der Ehemann schrieb den Vorfall nämlich, sobald wir in das „Outspan“ zurückgekehrt waren, mit sorgfältiger Ausführlichkeit in das Hotelgästebuch. Offensichtlich wollte er der Waghalsigkeit seiner Frau ein bleibendes

Denkmal setzen. Sie können es leicht finden, wenn Sie wollen; ich kann es Ihnen gleich zeigen. „Abenteuer australischer Hochzeitsreisender“ oder „Nimm deine Frau nicht mit ins Baumhaus“ – so lauten die treffenden Titel.

Wenig später kam dann ein bekannter Filmregisseur vorbei. Aus Langeweile vertiefte auch er sich in das Studium des Gästebuchs. Der auffällige Titel erregte natürlich seine Aufmerksamkeit. Die Geschichte gefiel ihm so gut, dass er beschloss, bald zurückzukehren, eine entsprechende Schauspielerin mitzubringen und den Vorfall nachspielen zu lassen. Er kam auch tatsächlich – in Begleitung einer Nairobi-Künstlerin namens Gillian Veitch, die nach einigen erfolglosen Versuchen die Rolle tadellos zu Ende spielte. Sie klebte sogar eine Briefmarkenserie auf das Hinterteil des Elefanten. Sicherlich erwies sich dies nicht nur als geeignete Reklame, sondern brachte der Hotel-Aktiengesellschaft auch einen entsprechenden Verdienst ein ...

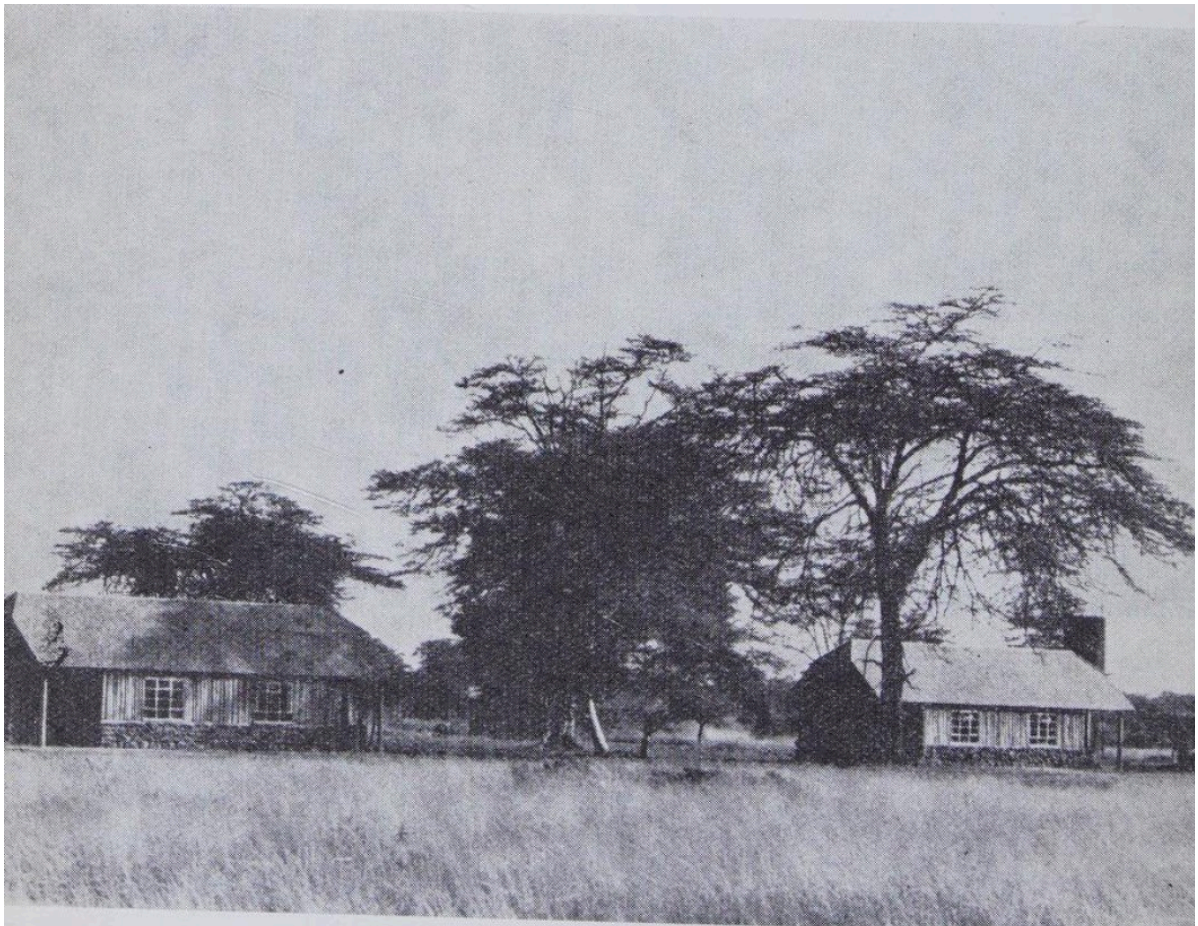
Ich habe das Gästebuch auf mein Zimmer geholt und darin bis zum Morgengrauen gestöbert. Ich könnte viele interessante Vorfälle daraus abschreiben. Da ich mein Buch jedoch nicht mit fremden Anekdoten überlasten will, wähle ich aus den vielen nur eine einzige alltägliche, aber meiner Meinung nach charakteristische Beschreibung aus. Und da es aussichtslos ist, dem Leser einen Bericht vor Ort geben zu können, gestatten Sie mir bitte den Bericht von R. M. Bramwell, einem mir unbekannten „Treetops“-Gast, den ich heute Nacht in der Nachbarschaft des ursprünglichen „Baumhauses“ abgeschrieben habe. Wir lernen daraus eine durchschnittliche, alltägliche Nacht des berühmten Hotels kennen.

Wir verlassen um drei Uhr nachmittags mit einem komfortablen Safari-Wagen das »Outspan Hotel« in Nyeri und steigen nach einer kurzen Fahrt am Rand des Urwalds des Aberdare-Nationalparks aus. Hier erwartet uns Sherbrooke Walker, der Hotelbesitzer und Gastgeber, in Begleitung von zwei mit Speeren bewaffneten Eingeborenen. In der Hand des Hausherrn befindet sich ein schweres Elefantengewehr. Entlang des Fußweges lehnt in kurzen Abständen von etwa dreißig bis vierzig Schritten an kräftigen Bäumen jeweils eine Leiter, damit man, falls etwa ein Elefant, Nashorn oder Büffel auf demselben Pfad entgegenkommen sollte, ihm aus dem Weg gehen kann.

Am Ende des Fußweges, in der Krone eines riesigen »Mgumu-Baumes« (Wildfeige), steht das auf etwa zwanzig Zedernstämmen ruhende Gebäude, das den Eindruck einer unbedeutenden Hütte mit flachem Dach erweckt – das berühmte »Baumhaushotel«. Eine einfache Zedernholztreppe führt hinauf zum ersten Absatz, einem ausgedehnten Dielenboden, auf dem zwei große Wassertanks neben einem kleinen Personalquartier stehen. Von dort steigt die Holztreppe weiter bis auf das Niveau des eigentlichen Hotels hinauf, etwa zehn Meter hoch. Zuerst betritt der Besucher das »Esszimmer-Gesellschaftszimmer«, einen etwa achtzehn bis zwanzig Quadratmeter großen Raum, in dem ein gedeckter Tisch und sogar eine gut ausgestattete winzige Bar warten. Von hier aus öffnet sich eine geräumige Veranda, davor ein mit Seerosen bedeckter Waldsee, umgeben von dunklem Urwald, der bis an sein Ufer reicht. Auf der Veranda reihen sich bequeme Lehnsessel aneinander – »die haben wir von einem in der Nähe von Nairobi verunglückten Flugzeug erbeutet«, sagt der Gastgeber.

Auf der anderen Seite des Esszimmers befinden sich die »Hotelzimmer«. Eigentlich ist es ein langer Flur, in dem sich winzige, mit dicken Filzvorhängen abgetrennte Doppelbett-Schlafkabinen aneinanderreihen. Das Astwerk des riesigen Wildfeigenbaumes durchzieht die Räume kreuz und quer; an den unerwartetsten Stellen wächst der eine oder andere Ast heraus – ein praktischer Kleiderhaken, eine Halterung für die Kamera oder das Fernglas! Bemerkenswert ist, dass die Feigenblätter auch hier drinnen genauso gesund und dunkelgrün sind wie draußen im Freien.

Weiter führt die Holztreppe auf eine mit einer Brüstung umschlossene, offene Dachterrasse, den eigentlichen Aussichtspunkt. Hier versammelt sich abends die Gästegesellschaft und wartet auf das Erscheinen der zur Tränke kommenden Wildtiere. Elektrische Beleuchtung, komfortable Bade- und Waschräume, Reflektoren, die auf den See leuchten. Eine winzige Elektroküche, wie man sie von internationalen Flugverbindungen kennt. Das elektrische Kraftwerk liegt etwa einen halben Kilometer entfernt auf einem anderen Baumwipfel. Meine Frau berichtet amüsiert, dass das ansonsten tadellos saubere, winzige Damen-WC-Fenster, obwohl es sich zum freien Urwald hin öffnet, keinen Vorhang hat! Der an der Wand angebrachte Hinweis ist hingegen beruhigend: »Machen Sie sich keine Sorgen, höchstens Affen können hereinsehen!«



OL TUKAI LODGE, A FÉNYKÉPEZŐ SZAFÁRIK TÁBORHELYE

Wir sind zehn Personen in der Gruppe, sechs Frauen und vier Männer. Unter ihnen die zwei zu unserem Schutz eingeteilten Berufsjäger. Den Hausherrn, der uns hinausbegleitet hat, bringt das Auto zurück nach Nyeri. Die Berufsjäger haben uns bereits gestern unterwiesen und uns das lautlose, ruhige Verhalten ans Herz gelegt, was durch den überall ausgelegten schalldämpfenden Gummiteppich erleichtert wird. Auch unsere Kleidung wird überprüft. Sehr auffällige Farben oder weiß leuchtende Stücke müssen abgelegt oder mit einem dunkleren Tuch abgedeckt werden, obwohl ein Großteil der Wildtiere angeblich farbenblind ist!

Unser begleitender Jäger erzählt, dass er neulich Verdacht schöpfte, als die gewöhnlich erscheinende Pavianhorde und die kleineren Antilopenarten auffällig wegblieben! Er blickte also zur Dachterrasse hinauf und musterte erneut die dort versammelten Gäste. Da bemerkte er, dass eine Dame – da es gegen Abend kühler wurde – in einen Leopardenmantel geschlüpft war. Zweifellos hatte dieser die ansonsten regelmäßig

erscheinenden Tiere verscheucht. Mit der oft betonten Farbenblindheit scheint es also doch nicht ganz zu stimmen.

Neben den Berufsjägern sind auch zwei »Treetops Hostesses« (Baumhaus-Gastgeberinnen) um die Gäste bemüht. Es sind Angehörige von Farmerfamilien aus der Umgebung, die teils aus Begeisterung, teils für einen bescheidenen Lohn die Arbeit übernehmen und sich täglich abwechseln; sie versorgen die Küche, servieren das Abendessen und kümmern sich auch um den Komfort der weiblichen Gäste. Meiner Frau zeigten sie auch die gedruckten drei Punkte, die Voraussetzungen für die Qualifikation als »Baumhaus-Gastgeberin«:

1. Erfolgreiche Anwendung der Steinschleuder (Zwille) gegen die oft ungezogenen Paviane.

2. Jedes einheimische Wildtier (sogar Vögel) kennen, aber vor keinem von ihnen Angst haben!

3. Über die übliche Liebenswürdigkeit und den Charme professioneller »Airhostesses« (Flugbegleiterinnen) verfügen.

Ich höre, es gab Unmengen an Bewerberinnen. Nicht nur in Kenia, sogar in Europa fanden sich zahllose Freiwillige. Die jetzigen sind allesamt Einheimische, größtenteils Familienmitglieder von Berufsjägern. Wenn ich schon dabei bin, erzähle ich auch von den Eigenschaften, die von einem hier angestellten Berufsjäger erwartet werden. Auch diese sind durch eine gedruckte Liste geregelt. Was im Übrigen auch notwendig zu sein scheint. Schließlich übernimmt er für die Gäste die volle Verantwortung; sie vertrauen sich ihm an wie dem Kapitän auf einem Hochseedampfer. Seine Qualifikation fassen die folgenden Punkte zusammen:

1. Mit der Waffe in der Lage sein, einen Elefanten, ein Nashorn, einen Büffel oder jedes andere gefährliche Großwild auf der Stelle zu stoppen – falls die Notwendigkeit es so erfordern sollte.

2. Ein ausgebildeter Zoologe und Ornithologe sein, um auf die tausenderlei (oftmals wahrlich absurden) Fragen der Gäste präzise und zuverlässige Auskunft geben zu können.

3. Über »den Takt eines Botschafters«, »die Geduld des biblischen Hiob«, »die Moral eines Seelsorgers« und »die Nüchternheit eines Richters« verfügen.

4. Ein geschickter Erzähler sein, damit er im Falle des Ausbleibens des Großwildes die üblichen Wildherden zumindest in der Fantasie der Gäste veranschaulichen kann.

5. Er soll scharfe Ohren, scharfe Augen, eine schnelle Auffassungsgabe haben, besonnen und ausgeglichen sein. Und schließlich gegenüber uns Alten genauso freundlich und von gewinnendem Wesen sein wie gegenüber dem begehrtesten Filmstar!

Wahrlich, das ist eine ziemlich vielseitige, harte Anforderung. Aber ein Großteil der Berufsjäger – zumindest diejenigen, die ich bisher getroffen habe – scheint ihr zu entsprechen.

Jedem von uns wird seine trotz der bescheidenen Maße freundliche und komfortable Schlafkabine zugewiesen. Einige von uns legen sich zur Ruhe, andere beginnen auf der

luftigen Veranda zu lesen, wieder andere hängen sich das Fernglas oder die Kamera um den Hals und setzen sich bereits in irgendeiner Ecke der Dachterrasse auf die Lauer.

Um viertel fünf lassen uns die »Gastgeberinnen« nachmittags Tee trinken. Erstklassiger Tee und verschiedene Gebäcke werden serviert; man kümmert sich in jeder Hinsicht um unser Wohlbefinden. Wir schlürfen noch eifrig unseren Tee, als einer der Boys im grünen Kaftan flüsternd meldet: Die Elefanten kommen! Und er scherzt nicht – sie sind es wirklich! Wir lassen alles stehen und liegen, schnappen Fernglas und Kodak und eilen hinauf auf die Dachterrasse im Obergeschoss.

Und schon erblicken wir die Elefanten. In Richtung des gegenüberliegenden Seeufers treten sie aus dem Urwald. Über uns, im fernen Hintergrund, glänzt weiß das verschneite Haupt des Mount Kenya. Er liegt etwa fünfzig Kilometer von hier entfernt, und doch erscheint er nah, wie ein bequemer Nachmittagsspaziergang. Die Elefanten werden immer mehr. Eine Zeit lang stehen sie nur herum, schlendern am gegenüberliegenden Seeufer entlang, dann setzen sie sich in unsere Richtung in Bewegung, teils im Wasser, teils draußen am Waldrand. Einige kommen in unsere unmittelbare Nähe, ja sie schlüpfen sogar unter uns in die »Salzlecke«. Früher stand hier ein salzhaltiger Felsen. Das Wild des Aberdare-Urwalds kommt seit Jahrzehnten hierher; es hat sich schon lange an das »Salzen« gewöhnt. Inzwischen ist der Salzgehalt des Felsens erschöpft, aber der Hotelbesitzer ist sich dessen bewusst. Seit Jahren ergänzt er es regelmäßig; er streut ständig Salz unter das Gebäude, gewöhnt das Wild immer mehr hierher und sichert den Betrieb. Auch jetzt warten ordentliche Salzstücke auf die Tiere und machen die Lecke zu einem begehrten Treffpunkt.

Mit Genuss bewundern wir die riesige Elefantenherde. Darunter finden sich alle möglichen Größen. Von Bullen mit stolzen Stoßzähnen bis hin zu winzigen Jungen, die fast wie Spielzeuge wirken. Flink laufen sie unter dem Bauch ihrer riesigen Mütter hin und her. Kaum haben wir uns an dem fabelhaften Anblick sattgesehen, stößt der Urwald auch schon eine kleinere Büffelherde aus. Irgendein Elefantenbulle nimmt ihnen ihr Erscheinen übel. Mit scharfem Trompetenstoß stürzt er sich unter die eingeschüchterten Ankömmlinge und jagt sie zurück in den Wald. Die Elefanten setzen ihr Bad und das Salzen fort.

Währenddessen erscheint ein einsames Nashorn, wieder auf der gegenüberliegenden Seite. Es trinkt lange, nähert sich dann am Seeufer im Schutz der hineinhängenden Baumzweige. Man sieht sofort, dass auch ihm das Salz unter unserem Haus vorschwebt. Aber er hat Angst vor den Elefanten. Sein vorsichtiges Vortasten, das behutsame Ausweichen vor den Elefanten, die ihm im Weg stehen, ist wahrlich amüsant zu beobachten. Sobald es ihm jedoch gelingt, ungesehen hierher zu gelangen, ist es von da an nicht mehr bereit, vom Salz zu weichen. Es knurrt jeden herankommenden Elefanten an, sodass schließlich die riesigen Tiere dem halb so großen, aber offensichtlich äußerst frechen Nashorn ausweichen. Dann taucht wieder eine neue Elefantengesellschaft und eine wesentlich größere Büffelherde als die vorige auf. Die Elefanten – nachdem sie Verstärkung erhalten haben – vertreiben die Büffel erneut, aber mit dem aggressiven Nashorn wagen sie es nicht mehr, sich anzulegen.

Wir zählen bis zu 153 Elefanten, dann hören wir auf, weil ständig neue eintreffen. Sicherlich werden es mehr als zweihundert ...

Es wird dunkel; ein Teil der Gäste bleibt noch oben. Scheinwerfer beleuchten den See; die Tiere kümmern sich gar nicht darum und setzen ihre Reinigung ungestört fort. Einige von uns kommen hinunter in die Bar, wo sich eine der Damen von Übersee mit der unerwarteten Bitte an den Berufsjäger wendet, ob er den Elefanten nicht verbieten könne,

»das Schiff schaukeln zu lassen«. Die drängelnden Riesen stoßen nämlich immer wieder gegen einen der Zedernholzpfosten und lassen das »Hotelgebäude« spürbar erzittern.

Um neun Uhr versammeln wir uns zum Abendessen im »Speisezimmer«. Ich nenne das Menü: Fleischbrühe, Gebirgsforelle in Butter, Beefsteak mit Strohkartoffeln und frischen grünen Bohnen, Pfirsich in brennender Brandysauce, Kaffee. So gut haben wir noch nicht zu Abend gegessen, seit wir in Afrika sind. Auch dafür mussten wir erst auf das Baumhaus klettern.

Meine Frau, die gestern erklärte, die ganze Nacht auf der Dachterrasse auf der Lauer liegen zu wollen, hat nun genug vom ständigen Elefanten-Fotografieren und begibt sich zur Ruhe. Sie hat mir jedoch strengstens aufgetragen, sie zu wecken, sobald ein neuer Besucher eintrifft. Gegen Mitternacht tritt tatsächlich ein seltener Gast, acht Riesenwaldschweine, in den vom Dach strahlenden Scheinwerferlichtkegel. Und einige Minuten später – weitere vier Nashörner. Meinem Versprechen getreu wecke ich meine Frau schleunigst auf. Zu diesem Zeitpunkt stehen nur noch drei Elefanten im See; die übrigen hat der Urwald lautlos verschluckt. Die Nashörner vertreiben wütend die drei Elefanten; die Riesenwaldschweine lassen sie wunderlicherweise in Ruhe. Etwa zwei Stunden lang schauen wir noch zu, dann übermannt uns beide der Schlaf und wir ziehen uns in unsere Schlafkabine zurück. Die Nashörner machen bis zum Morgengrauen Lärm, ja sie kämpfen sogar unter uns; offensichtlich neiden sie einander die »Salzlecke«! Um halb sechs werden wir von den freundlichen »Gastgeberinnen« mit Tee und einer Kleinigkeit zu essen geweckt. Wir packen zusammen und um halb sieben werden wir zurück in das »Outspan« gebracht, wo ein warmes Bad und ein ausgiebiges Frühstück auf uns warten!“

Hier ist R. M. Bramwell, ein unter vielen ähnlichen aufs Geratewohl herausgegriffener Durchschnittsbericht. Scheinwerferartig spiegelt er eine der Baumhaus-Nächte wider. Nachträglich möchte ich nur hinzufügen, dass das eben erwähnte Riesenwaldschwein (*Hylochoerus meinertzhageni*) eine der Seltenheiten der afrikanischen Wildarten ist. Ich selbst bin ihm nie begegnet. Unter den ungarischen Jägern hat nur Kálmán Kittenberger ein einziges Exemplar geschossen. Der meines Wissens heute noch lebende Oberst Meinertzhagen entdeckte 1904 diesen kohlpechschwarzen, zotteligen Teufel, das größte aller Wildschweine. Das Gewicht des Keilers übersteigt meist sogar dreihundertfünfzig Kilo. Seine außergewöhnliche Größe wird auch von seinen glücklichen Erlegern bestätigt, die ihn im Halbdunkel des Urwalds meist für ein Nashorn halten!

Eine andere „Baumhaus"-Wildseltenheit ist die ebenfalls zu Beginn dieses Jahrhunderts entdeckte, geheimnisvolle Urwaldantilope – die Bongo! Zwei lange Kapitel der „Afrikanischen Lagerfeuer" erinnern an sie. Diese hingegen – lassen Sie mich damit prahlen – ist unter meinen Landsleuten nur mir als Beute geglückt. Beide – Riesenwaldschwein und Bongo – schauen hin und wieder am „Baumhaus"-See vorbei! Ersteres häufiger, letztere nur als große Ausnahme. Dabei habe ich doch einst hier in der Nähe meine Bongo geschossen, ganz oben im bambusbedeckten Teil des Aberdare-Urwalds. Damals gab es natürlich noch keine Spur vom „Treetops", ja nicht einmal vom Aberdare-Reservat. Jetzt gehört auch jener Teil zum Bezirk des neuen Schutzgebiets, aber ich höre, dass man nur noch ganz selten Jagd auf eine Bongo macht.

K. E. Kayser, ein bayerischer Arzt aus Bad Tölz, schrieb einen mit vielen exzellenten Fotos geschmückten, erschöpfenden Bericht über seinen „Baumhaus"-Besuch. Sein Artikel erschien letztes Jahr in der Juni-Ausgabe der Stuttgarter Illustrierten *Das Tier*. Unter anderem erzählt er, dass er in der dort verbrachten Nacht auch einige Bongos am Seeufer vor dem „Treetops" beobachten konnte. Und dass man zwei Jahre zuvor die erste dort gesehen hatte und sie während der darauffolgenden siebenhundertfünfzig Nächte insgesamt nur viermal aufgetaucht war. Er hält es für ein besonderes Glück, dass auch er das seltene Tier betrachten konnte.

Ich habe von einer interessanten Beobachtung im Zusammenhang mit dem Riesenwaldschwein und der Bongo des Aberdare-Urwalds gelesen. Genauer gesagt über die wunderbare Eigenschaft der giftigen Kletterpflanze namens „Szetyót" (*Mimulopsis solmsii*). Diese Szetyót gedeiht reichlich im Aberdare-Gebirge, aber nur in den Bambusregionen. Sie ist die wichtigste Nahrung, die unentbehrliche Speise der Bongo! Sie blüht alle sieben Jahre! Nach der Blüte stirbt die Szetyót-Ranke ab, und im darauffolgenden Jahr dezimiert eine gefährliche Epidemie den Bongo- und Riesenwaldschweinbestand!

Ein bemerkenswerter Umstand ist ferner, dass die „Kipsigis“ und einige andere verwandte Eingeborenenstämme ihre Beschneidungszeremonie ausschließlich zur Zeit der Szetyót-Blüte abhalten! Tony Henley und Noel Simon, bekannte englische Naturforscher, besuchten 1960 den Aberdare-Bambuswald, einzig zu dem Zweck, die obige seltsame Beobachtung zu klären. Auf 1960 fiel das zweite Jahr des Szetyót-Zyklus, und die Forscher fanden tatsächlich auffallend viele Riesenwaldschwein- und Bongo-Kadaver! Diese sowie zahlreiche Exemplare der Szetyót-Ranke machten sie zum Gegenstand einer Laboranalyse. Es wurde wissenschaftlich bestätigt, dass zwischen dem Riesenwaldschwein und der Bongo ein besonderer analoger Regulierungsmechanismus wirkt. Damit erklärt man die auffallende Seltenheit der beiden Tierarten! Ich habe nie eine Szetyót-Ranke gesehen. Oder wenn ich sie gesehen habe, habe ich sie als fremde Pflanze nicht erkannt. Aber da ich nun zum zweiten Mal von dieser seltsamen Erscheinung lese, erwähne ich sie. Wenn auch für nichts anderes, so doch zur Erinnerung an meine einstigen Bongojagden.

In der Nacht habe ich noch viele interessante Daten aus dem „Outspan“-Gästebuch notiert. Von den außergewöhnlichen, seltenen Tieren, die vom „Baumhaus“ aus beobachtet wurden, verdient neben dem bereits erwähnten Riesenwaldschwein und der Bongo vor allem der schwarze Panther Erwähnung! „Am 4. Juli 1938“, schreibt das englische Ehepaar J. V. Stanton, „wurde uns ein außergewöhnlicher Anblick vom Aussichtspunkt des immer bekannter werdenden »Treetops Hotels« zuteil. Ein wunderschöner, kohlpechschwarzer Panther erschien unmittelbar vor der Tribüne und spielte vor unser aller Augen wohl zwei Stunden lang mit seinem Partner, einem etwas kräftigeren gewöhnlichen, gefleckten Panther! Wir haben all unsere Filme bis zum letzten Zentimeter auf sie verbraucht. Laut Direktor Walker war dies das allererste Mal, dass dieses seltene Tier beobachtet werden konnte.“

Wahrscheinlich dürfte derselbe auch am 14. September 1946 erschienen sein: „Morgens um Viertel vor sieben“, schreibt ein Mitglied der damaligen Besuchergruppe, „in der klaren, sonnigen Morgendämmerung, spazierte ein kohlpechschwarzer Panther über die Lichtung um den See, etwa zweihundert Schritte entfernt. Wir konnten ihn alle deutlich sehen, zusammen mit dem Berufsjäger; ein Irrtum war ausgeschlossen. Später kam er noch zweimal hervor; zum Fotografieren war er leider etwas zu weit entfernt. Die Experten sagten, es sei ein Pantherweibchen gewesen.“

Ich hatte nie das Glück, einem schwarzen Panther zu begegnen! Nicht nur hier in Afrika nicht, auch nicht in Indien, wo er angeblich weniger selten ist, besonders im südindischen Staat Travancore und auf der malaiischen Halbinsel. Dabei, was hätte ich früher nicht alles für ein kohlpechschwarzes Pantherfell gegeben! Es ist übrigens allgemein bekannt, dass er keine eigenständige Art ist, sondern nur eine melanistische (melanoide) Abweichung des gefleckten Panthers (oder Leoparden). Schließlich sind die „Rosetten“ des gewöhnlichen Pantherfells auch auf dem Fell der schwarzen Exemplare schwach erkennbar. Unter die gefleckten Jungen desselben Wurfes mischt sich ganz selten auch einmal ein kohlpechschwarzes. Auch in unserem heimischen Zoo gibt es dafür Beispiele.

Nach dem seltenen tierischen Gast nun auch einige Worte über die namhafteren menschlichen Gäste. Vor allem sie verbreiten den Weltruf des „Treetops“ und mehren seine Popularität. So viele sind hier im Laufe der vergangenen Jahre gewesen, so viele weltberühmte Namen stehen auf den Seiten des Gästebuchs – von gekrönten Häuptern bis zu Hollywood-Stars –, dass es mir schwerfiele, sie auch nur aufzulisten.

An eine möchte ich noch erinnern, an die junge Königin der Engländer, die das berühmte „Baumhaus“ im Februar 1952 mit ihrem Besuch beehrte. Sherbrooke Walker erinnert sich folgendermaßen an das besondere – und wie sich bald herausstellte – wahrlich „historische“ Ereignis:

Wir erfuhren, dass sie auf ihrer Weltreise auch Kenia besuchen würde, zusammen mit ihrem Ehemann, dem Herzog von Edinburgh. Sie war damals noch Thronfolgerin, und der eigentliche Zweck ihres Hierherkommens war, den hölzernen Urwald-Bungalow namens »Sagana«, das Hochzeitsgeschenk der Bevölkerung von Kenia, zu übernehmen und sich dafür zu bedanken. Da Sagana hier in unserer unmittelbaren Nachbarschaft liegt, nur 25 Kilometer von Nyeri entfernt, und wir wussten, welch begeisterte Tier- und Pflanzenfreunde beide sind, beschlossen meine Frau und ich, sie nach Möglichkeit als Gäste im »Treetops« zu begrüßen!

Das war damals – besonders im Vergleich zu heute – noch in einem etwas primitiven Zustand. Es bestand lediglich aus einem Esszimmer-Gesellschaftszimmer und drei winzigen Kämmerchen. Anstelle der heutigen bequemen Holztreppe musste man es über eine lange, steile, ja etwas instabile Leiter erreichen. Glücklicherweise war gerade damals unsere anfangs zwar unsicher funktionierende elektrische Beleuchtung fertig geworden; das Wild begann sich an unseren auf den See geworfenen Scheinwerfer zu gewöhnen. Zu Beginn hatte der aufleuchtende Reflektor nämlich alles in alle Welt verjagt. Jetzt schien es endlich, als fänden sie sich damit ab, hielten ihn für ein außergewöhnliches Mondlicht und gingen darüber zur Tagesordnung über.

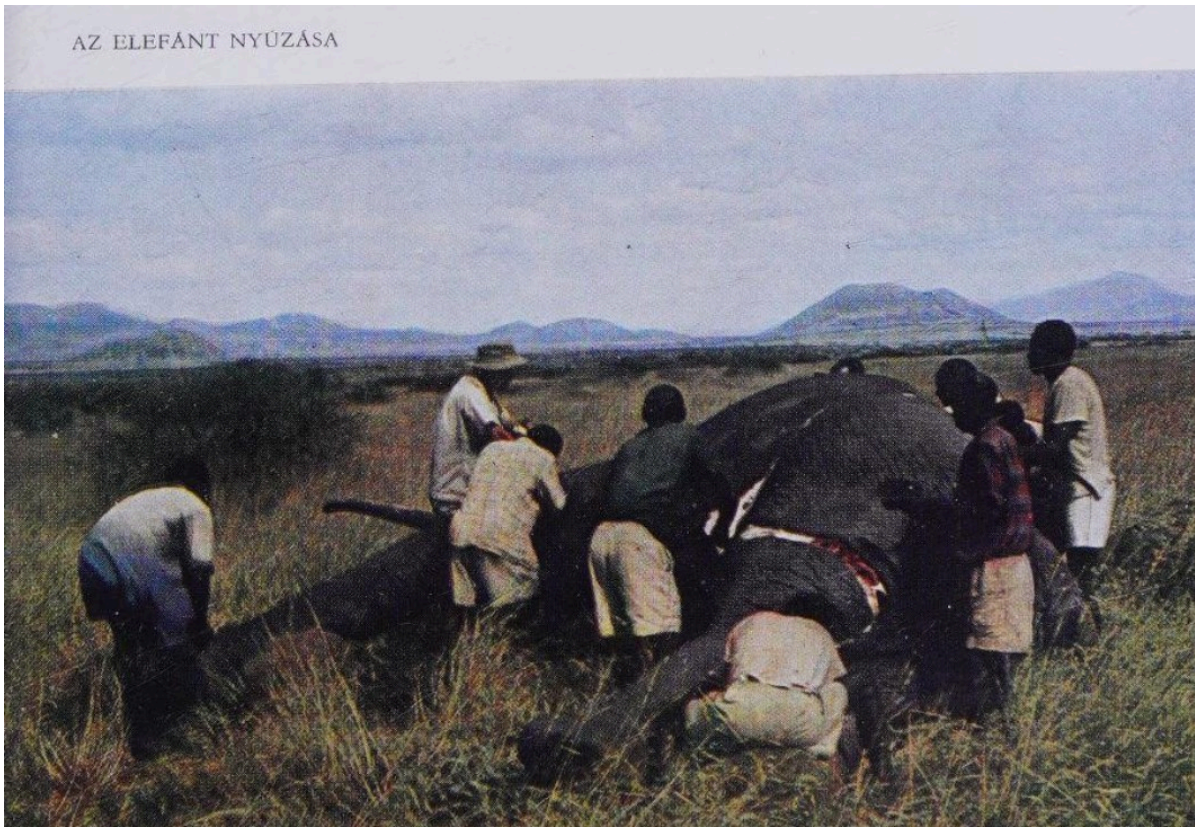
Verschiedene andere Hindernisse machten die geplante Einladung dennoch etwas riskant. Wir mussten den Besuch für den 5. Februar ansetzen; das war der einzige freie Tag des Thronfolgerpaares. Dann ist es hier am heißesten, was nicht als besonders günstig bezeichnet werden kann. Im Februar zieht verhältnismäßig wenig Wild zum See; die Elefanten – die Attraktion Nummer eins des »Treetops« – wandern in den höheren, kühleren Bambuswald des Aberdare-Reservats ab. Das ist mehr oder weniger die tote Saison bei uns. Auch Mondschein war nicht versprochen, es war eine kohlrabenschwarze Nacht zu erwarten. Dieses Problem lösten wir zwar, aber wie viel schöner ist der im Vollmond glänzende See, und unser »Mondlicht« versagte zudem noch hin und wieder den Dienst!

Wo ich den Mondschein erwähne, schiebe ich den neulich erhaltenen Brief ein. Eine in unserer Nähe lebende, sehr liebe, etwa achtzigjährige alte Freundin schrieb ihn. Sie hatte das »Treetops« noch nie gesehen, obwohl sie wiederholt ihr Kommen versprochen hatte. Sie wusste auch, dass man nach Möglichkeit bei Mondschein hierher kommen müsse. »Ich habe in den Kalender geschaut«, schreibt sie, »bei uns ist am 15. Vollmond. Ich bitte um Nachricht, wann er im »Treetops« zu erwarten ist? Für dann plane ich meinen Besuch.« Dies nur am Rande, aber keineswegs spöttisch gemeint! Wir haben die liebe alte Tante sehr gern!

Kurzum, es war nicht ausgeschlossen, dass wir am Ende mit unserer geplanten Gastfreundschaft Schiffbruch erleiden würden! Aber selbst wenn die Wildtiere uns vielleicht enttäuschen sollten, erreicht die Schönheit der Landschaft im Februar ihren Höhepunkt. Die himmelblauen Seerosen des Sees sind dann am prächtigsten, und auch die lila Blüte der am Ufer prangenden riesigen »Cape Chestnuts«* öffnet sich dann! Wenn dazu noch Colobus-Affen in den blühenden Baumkronen umherspringen (unsere Stammgäste, die schwarz-weißen Schleieraffen, die ihre schaumfarbene Schleppe hin und wieder flattern lassen), ist der von unserer Veranda aus einsehbare Seespiegel wahrlich ein Paradestück!

Der 5. und 6. Februar rückten immer näher, und wir wurden immer unsicherer, ob wir mit unserem vielleicht überschätzten »Baumhaus« nicht Schande über uns bringen würden? Am ersten sperrten wir es sogar zu; nur meine Frau und ich gingen zu zweit hinauf und versuchten, dem hierher kommenden Wild größtmögliche Ruhe zu sichern. Mir wurde bekannt, dass sich eine ganze Schar von Journalisten im Hotel in Nyeri

versammelte. Auch das regte mich verständlicherweise auf, und ich beschloss, ernsthaft mit ihnen zu reden. Ich ließ sie wissen, dass ich das herzogliche Paar am Nachmittag des 5. erwarte. Dass ich ihnen in erster Linie einige Stunden ungestörte Ruhe, völlige Entspannung ermöglichen möchte, eine möglichst angenehme Unterbrechung ihres auf die Minute eingeteilten offiziellen Besuchs! Wenn jedoch auch nur einer von Ihnen es wagt, sich in den Urwald vorzuwagen, wenn er sich meinem »Baumhaus« nähert, der bekommt es mit mir zu tun! Jeder ungewohnte menschliche Geruch kann den Tagesablauf meiner Wildtiere stören und meine Bemühungen zunichtemachen ...



„Cape Chestnut“ – „Kap-Kastanie“ (*Calodendrum capense*), ein schöner Urwaldbaum mit lockeren, orchideenartigen Blüten. Meiner Meinung nach Kenias schönste Baumart!

Meine Drohung nahmen sie sich offensichtlich zu Herzen. Denn sie taten wirklich alles für den Erfolg. Kein einziger Fremder überschritt die Waldgrenze, obwohl ich auch den herannahenden Pirschpfad ständig von meinen in den Baumkronen versteckten Leuten beobachten ließ.

Ein wunderschöner, wolkenloser Morgen dämmerte am 5. Februar herauf! Die ganze Nacht hatten wir im »Baumhaus« gelauert. Sobald es hell wurde, zog eine ahnungslose Elefantenherde, einige Nashörner und verschiedene Antilopenarten vom See heimwärts; viele Arten bunter Wasservögel lärmten, glänzten und kreisten über uns. Die blauen Seerosen und die lila »Kap-Kastanien« wetteiferten in Farbenpracht! Sogar die weißverschleierten Colobus-Affen fehlten nicht! Die Szenerie war bereit. Der Erfolg hing nur noch vom Erscheinen der Darsteller ab! Meine Frau ging bereits im Laufe des Vormittags mit unserer älteren Tochter zurück zum »Baumhaus«; sie brachten das Essen hinaus und brachten alles schön in Ordnung.

Für halb drei wurde mir die Ankunft der Gäste avisiert. Ich wartete dort am Waldrand auf sie, am Anfang des Pirschpfads, wo wir auch sonst aus dem Auto auszusteigen pflegten. Ich hatte mit meiner Frau vereinbart: Falls zufällig irgendein grobes Wild in die Nähe des

Aufgangs kommen sollte, solle sie ein weißes Tuch ins Fenster hängen, damit wir rechtzeitig umkehren bzw. der Gefahr ausweichen könnten.

Während ich am Treffpunkt wartete – es war nach zwei Uhr –, ertönte lautes Elefantentrompeten aus der Richtung des »Baumhauses«. Ich freute mich darüber, und es verblüffte mich zugleich. Die Elefanten waren offensichtlich – völlig entgegen ihrer Gewohnheit – bereits jetzt ans Wasser gekommen! Bis dahin wäre die Sache in Ordnung gewesen, das Wetter war zum Fotografieren tadellos. Wenn sie nur nicht irgendwie unsere Leiter umstellen würden; sie könnten das Hinaufklettern leicht brenzlig machen ... Darüber grübelte ich mit einer von Freude gepaarten Besorgnis, als das Auto meiner Gäste pünktlich eintraf.

Zusätzlich zu meinem eigenen Elefantengewehr hatte ich auch für den Herzog eine entsprechende Waffe mitgebracht. Vorsichtig machten wir uns auf den Pirschpfad. Ich ging voran, hinter mir die Thronfolgerin, als Letzter der Herzog. Meine Gäste schritten so vorsichtig, fachmännisch-jägerisch dahin; sie hielten sich selbst vom kleinsten Knacken eines Zweiges fern. Ich musste an die vielen lärmenden Amerikaner denken, die ich in solchen Momenten kaum zur Ruhe bringen konnte ... Wir waren erst einige Schritte gegangen, da ertönte erneut Elefantengeschrei vom »Baumhaus« her. Ja, ein immer stärker werdendes, immer näher kommendes Brechen von Ästen. Meinen Gästen bedurfte es keiner Erklärung. Sie waren sich über den Ursprung des Lärms im Klaren. Lächelnd ermunterten sie mich: Gehen wir, damit wir nicht irgendwie den lang erwarteten Anblick verpassen!

Vor dem Aufgang des »Baumhauses« öffnet sich eine etwa dreißig Schritte breite Lichtung; unter ständigem Astgeknacke und Elefantentrompeten näherten wir uns unserem Ziel. Aus ihren Stimmen wurde unzweifelhaft klar, dass eine große Elefantenherde, vor allem Kühe mit Kälbern, unser Lager umringten. Und ein Elefant mit Kalb – das weiß jeder Jäger – ist kein Kinderspiel. Wenn er mit einem Menschen zusammenstößt, greift er sofort an.

Ich kann sagen, ich habe lange nicht mehr so mitgefiebert. Ich konnte es kaum erwarten, dass wir in der Mitte der Leiter, außerhalb des „Machtbereichs“ eines Elefantenrüssels, sein würden. Als ich auf die Lichtung blickte – stach mir das im Fenster wehende weiße Taschentuch ins Auge!

Noch einen Schritt vorgetreten, erblickte ich auch den einsamen Elefantenbullen – mitten in der Salzlecke unter dem Haus! Mir gefrohr das Blut ein wenig in den Adern. Ich musste entscheiden – und zwar in einem Augenblick. Auf dem Absatz umkehren? Mich weiter vorwagen – versuchen, die Leiter zu erreichen?

Ich stellte dem Herzog flüsternd die Frage.

– Natürlich gehen wir weiter – antwortete er ruhig.

Und schon machte er sich, die Waffe schussbereit, auf den Weg zur Leiter.

Hinter ihm seine Frau, mit der gleichen bewundernswerten Kaltblütigkeit.

Ich als Letzter, aber ich gestehe, ich schwitzte Blut ...

Der Bulle, der an der Salzlecke stand, drehte sich nun weg und trat hinaus zum Seeufer.

– Wir können gehen – flüsterte ich.

Die Gäste erreichten ohne die geringste Aufregung den Fuß der steilen Leiter und kletterten mit gelassenen, beherrschten Schritten nach oben.

Meine Frau eilte ihnen auf halbem Weg der Leiter entgegen; die Gäste winkten ihr fröhlich zu, als kehrten sie gerade von einem harmlosen Spaziergang nach Hause zurück.

Der Elefantenbulle stand immer noch unter dem Haus, taktvollerweise dem See zugewandt.

Ich hielt den Fuß der Leiter fest, und als meine Gäste die Höhe von sechs Metern erreicht hatten – da stieß ich einen Seufzer aus, so groß wie ein Schmiedebalg!

Unsere Besucher eilten sogleich auf den Balkon, holten ihre Fotoapparate hervor und machten sich sofort an die Arbeit. Über ihre von Herzen kommende, aufrichtige Freude waren wir ebenfalls sehr gerührt. Besonders über die warmen Worte der Thronfolgerin, als meine Frau sie nach fünf Uhr zum Tee in das „Gesellschaftszimmer" bat:

– Darf ich ihn hier draußen auf der Terrasse einnehmen? – fragte sie bescheiden. – Ich möchte keinen Augenblick dieses wunderbaren Anblicks versäumen!

Denn die Elefanten gaben wirklich ihr Bestes. All meine Unsicherheit und Besorgnis lügend straften sie mich und veranstalteten eine solche Glanzvorstellung, wie sie mir – und dabei präsentierte ich mein „Baumhaus" diesmal zum 79. Mal! – kaum jemand zuvor geboten hatte! Als hätten sie geahnt, was ich von ihnen erwartete!

Drei schöne Stoßzahnträger tummelten sich in der etwa sechzigköpfigen Herde. Ein stolzer Leitbulle mit großen Zähnen war der eine, zwei etwas schwächere, vermutlich Söhne und künftige Nachfolger des Alten, die anderen. Vorläufig jagte er sie jedoch kreuz und quer, vom See in den Wald, wieder hinaus zum See, und trompetete dabei immer wütender. Ihr lautes Geplansche wühlte das ansonsten recht klare Wasser trüb auf. Fleißig surrten die Filmkameras.

Allgemeine Heiterkeit erregte eine verspielte junge Elefantenkuh. Sie saugte ihren Rüssel voll mit trockenem Sand, der sich am Seeufer angesammelt hatte. Dann mischte sie sich mit unschuldiger Miene unter die anderen, lief hin und her und wollte die Aufmerksamkeit von sich ablenken. Aber wir sahen alle, dass sie irgendeinen Schabernack im Schilde führte. Eine stattliche Schar Wildtauben ließ sich am Seeufer nieder und trank im Schlamm. Die Elefantenkuh „pirschte" sich mit ihrer sandgefüllten Spritze förmlich an die ahnungslosen Vögel heran. Nachdem sie gut gezielt hatte, blies sie den Staub mit einem gewaltigen Schnauben mitten unter sie. Die Tauben stoben Hals über Kopf auseinander, und der Elefant schüttelte den Kopf hin und her und hob den Rüssel – es schien wirklich so, als lachte er herzlich über seinen gelungenen Streich.

Eine andere Elefantenkuh badete ihr winziges Kalb. Dann watete sie in die Mitte des Sees, vergaß ihr Junges aber – sicherlich absichtlich – draußen am Ufer. Dieses traute sich jedoch nicht ins Wasser und begann zu quieken. Die Mutter würdigte es etwa zehn Minuten lang keines Blickes. Sie ließ es strampeln, als wollte sie es förmlich ins Wasser zwingen. Schließlich erbarmte sie sich doch, holte es ab, nahm es mit dem Rüssel auf und trug es so in den See. Dort setzte sie es ab. Aber der Säugling begann ein so herzerreißendes Geschrei, dass die Mutter gezwungen war, ihn erneut „auf den Arm" zu nehmen und ins Trockene zu retten. Dann brach sie einen ordentlichen belaubten Ast ab und fächelte ihrem sichtlich fröstelnden Kind behutsam Luft zu.

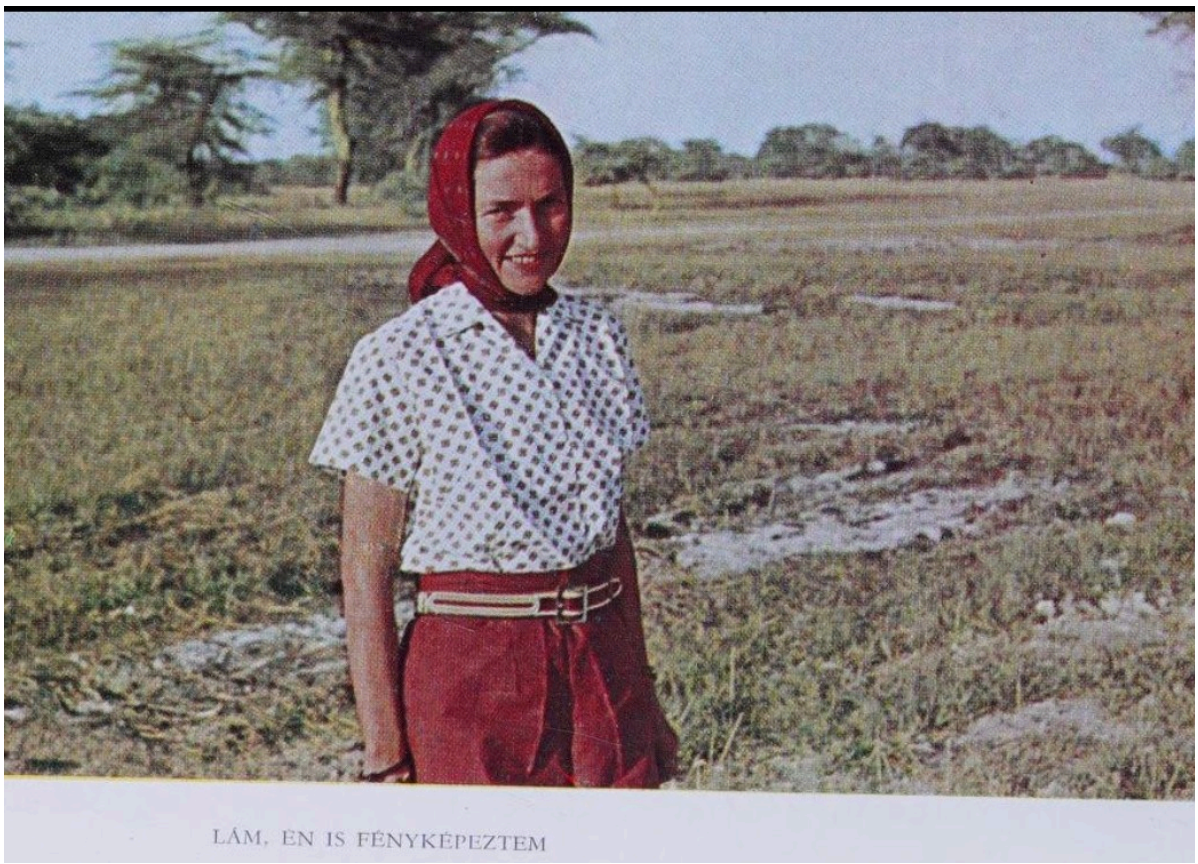
Sogar eine Familienszene gelang den Gästen aus wenigen Metern Entfernung zu filmen. Eine Kuh leitete ihr Kalb mit fast verpflichtender Höflichkeit unmittelbar unter die

Tribüne. Dort säugte sie es vor unser aller Augen. Zuvor hatte sie es noch gebadet und mit der Wasserspritze ihres Rüssels sauber gespritzt ...

Eine wahrlich sonderbare, nicht alltägliche Szene jagte die nächste. Meine Gäste erkundigten sich später sogar, wie lange es wohl gedauert habe, bis wir unseren Elefanten all das „beibringen“ konnten? In der Tat, dieser gelungene, denkwürdige Nachmittag artete fast in eine Zirkusvorstellung aus.

Wir setzten uns mit gutem Appetit zum Abendessen. Zwischendurch erlebten wir auch einen unerwarteten Schreck. Der Spirituskocher, auf dem ich den Kaffee kochte – wie auch immer – explodierte mit einer riesigen Flamme. Sofort stieß ich ihn vom Tisch, wir sprangen alle auf, traten darauf und machten der Brandgefahr innerhalb von ein, zwei Minuten ein Ende. Nach diesem glücklicherweise kurzen, aber unangenehmen Intermezzo konnten wir bereits den nächsten Aufguss unseres eigenen, ausgezeichneten Kaffees trinken.

Dann ließen wir uns wieder auf dem Balkon nieder. Der Großteil der Elefanten war bis dahin abgezogen; an ihrer Stelle trafen einige Nashörner und Büffel ein. Auch diese entsprachen meinen Erwartungen; das junge Paar kam mit dem Wechseln der Filme kaum hinterher. In der Dämmerung beobachteten sie den Kampf auf Leben und Tod zweier alter Wasserböcke, später das Trinken einer Warzenschweinfamilie. Die Warzenschweine – außer den ganz alten – knien sich gewöhnlich an der Tränke nieder. Es ist ein recht seltener Anblick, eine solche auf den Knien niedergelassene, „andächtige“ Warzenschweinfamilie ...



Der Uhrzeiger hatte die Mitternacht bereits überschritten, als sich unsere Gäste für einige Stunden Ruhe in ihre Zimmer begaben. Die Thronfolgerin erklärte begeistert, dass sie wohl kaum ein spannenderes, unvergesslicheres Erlebnis gehabt habe ...

Ich schaltete den Scheinwerfer aus. Die über uns hereinbrechende Urwaldfinsternis wurde nur durch die schreiend-grunzelnden Meinungsverschiedenheiten der badenden Nashörner beunruhigt.

In der Morgendämmerung servierte meine Frau das Frühstück. Das Großwild war bis auf das letzte Tier nach Hause getrottet. Friedliches Morgenlicht badete im See, die bunte Vogelwelt lärmte um ihn herum. Nach dem Frühstück begleitete ich unsere Gäste zurück zu ihrem am Waldrand wartenden Auto. Der Urwald war diesmal ungestört, nur seine gefiederten Musikanten stimmten das Abschiedslied an ...

Auch wir kehrten in unser Quartier nach Nyeri zurück. Wir fühlten uns glücklich, dass unsere Vorführung – einschließlich all unserer tierischen Akteure – über Erwartung gelungen war.

Aber kaum war eine Stunde vergangen, schreckte mich das Läuten des Telefons auf. Ein kurzes Telegramm meldete, dass Seine Majestät der König vergangene Nacht friedlich im Schlaf entschlafen war. Wir erfuhren, dass unsere ehemaligen Gäste sogleich ein Flugzeug bestellt hatten und eilig Richtung Heimat aufgebrochen waren ...

Ich aber schrieb zu dem obigen Bericht dieses nunmehr wahrlich historisch gewordenen Besuchs diese paar abschließenden Zeilen:

»Es ist ein in der Weltgeschichte beispielloser Fall, dass am Nachmittag des 5. Februar 1952 eine sorglose, lebensfrohe junge Dame in die Krone meines »Mgumu-Baumes« kletterte. Am nächsten Morgen aber trat Elisabeth II. unter uns, beladen mit den Sorgen von uns allen. Der Segen des Allmächtigen begleite sie auf ihrem mühsamen Weg ...«

Meine Bekannten im „Outspan“ erzählten, dass Sherbrooke Walker zur Erinnerung an die Thronbesteigung von Elisabeth II. – und ihre im „Treetops“ verbrachte Nacht – eine stattliche Metalltafel an der Seite des historischen „Mgumu-Baumes“ aufhängte. Und als besondere Merkwürdigkeit fügten sie hinzu, dass im Garten von Schloss Hatfield in England ein uralter Eichenstumpf steht. Auch an ihm hängt eine Gedenktafel, und zwar eine der im „Treetops“ sehr ähnliche! Sie verkündet, dass vor vier Jahrhunderten (1558) im Schatten jener Eiche Elizabeth Tudor, die englische Prinzessin, ruhte. Dort fand sie der ihr aus der Hauptstadt nacheilende Schnellbote, dort meldete er ihr, dass sie unter dem Namen Elisabeth I. den Thron von England bestiegen habe!

Ich fürchte jedoch, dass ich den Leser etwas zu sehr mit dem „Baumhaus“ gesättigt habe. Ich sehe gerade, dass ich über dreißig Seiten lang fast ausschließlich davon gesprochen habe. Dabei glaube ich kaum, dass ich auch nur die Hälfte dessen erzählt habe, was ich in Nyeri gehört habe; so ist der Leser vielleicht doch besser weggekommen? Denken Sie nur daran, wie viele „Baumhäuser“ Sie noch hätten schlucken müssen, wenn ich zufällig selbst dort gewesen wäre!

Den Vormittag des 17. Januars verbringen wir mit dem Fotografieren des bunten Blumengartens des „Outspan“, seiner verschiedenen Gebäude und des im Hintergrund aufragenden verschneiten Mount Kenya. Sogar ein gesatteltes und gezäumtes, auf reitlustige Touristen wartendes, zahmes Grévyzebra wird im Hof auf und ab geführt ... Das „Grévy“ ist eine besondere, nur in Nordkenia lebende, verhältnismäßig seltene Zebraart. Es ist wesentlich größer, leichter zu zähmen und dichter gestreift als das gewöhnliche, auf Schritt und Tritt sichtbare, schlagende und beißende, fast unzähmbare Burchell-Zebra. Nach den Ergebnissen der jüngsten Wildzählung liegt die Zahl der in Kenia lebenden Burchell-Zebras immer noch bei etwa fünfzig- bis sechzigtausend, während die des „Grévy“ höchstens zehntausend beträgt. Aus zuverlässigen Daten geht

hervor, dass auch dies nur ein schwacher Rest des Zebra-Bestandes von vor dem Zweiten Weltkrieg ist. Zwischen 1939 und 1945 wurden diese prächtigen „Tigerpferde“ zu Tausenden vernichtet und abgeschossen. Die Unmengen an Soldaten, die aus fast allen englischen Kolonien hierher zur Ausbildung zusammenkamen, die zahlreichen Gefangenenlager, Krankenhäuser und viele andere Einrichtungen wurden vor allem mit Zebrafleisch verpflegt.

Jahrzehnte vergeblicher Arbeit verschlang der Versuch, das Burchell-Zebra zu zähmen. Es hätte ein unermessliches Ergebnis bedeuten können, da das Zebra gegen viele Seuchen immun ist, die das Pferd bedrohen. Hunderte von Farmern versuchten sich an der Zebrazähmung; ein beachtlicher Preis wartete auf den Löser des Problems. Denn im Erfolgsfall hätten alle anderen Lasttiere – Pferde, Maultiere, Kamele – „verzebrat“ werden können, was enorme Transportkosten erspart hätte.

In meiner Studienzeit in England beschäftigte sich auch mein öfter erwähnter Freund vom Museum in Tring viel mit dieser Frage. Völlig ergebnislos. Seine Burchell-Zebras zerfetzten, zerbissen und zertraten alles – aber um nichts in der Welt ließen sie sich zähmen ...

Gegen Mittag trifft Poolman ein. Er scheint mit seinem Kontrollausflug zufrieden zu sein. Er erzählt, dass unser neues Lager am Fuße des Mount Kenya, in der Nähe von Nanyuki, sein wird; unsere Leute seien bereits dort angekommen und eifrig dabei, unsere Zelte aufzustellen. Bald brechen auch wir auf, vorerst nur bis Nanyuki, um den Lageraufbauern entsprechende Zeit zu lassen. (Wieder ein verlorener Tag!) Von der Kneipe in Nanyuki, ihrem Kneipier, einem Marineoffizier, und dem über den Schanktisch laufenden Äquator hat der Leser bereits gehört. Natürlich nur für den Fall, dass er zufällig das elfte Kapitel der „Afrikanischen Lagerfeuer“ gelesen hat. Poolman berichtet übrigens, dass immer noch derselbe Marineoffizier der Kneipier in Nanyuki ist, wenn er auch nicht mehr so heldenhaft aussieht wie vor einunddreißig Jahren. Auch die damals beschriebene Bar ist noch unverändert, und die rote Linie des „Equator“, die den Schanktisch durchschneidet, ist ebenfalls nicht verblasst.

Nanyuki liegt etwa fünfzig Kilometer von Nyeri entfernt. Der Weg ist weiterhin gepflegter Asphalt; seit Nairobi ist die Gegend gleichermaßen zivilisiert, wir reisen zwischen geordneten Feldern. Und natürlich weiterhin durch eine wildleere Landschaft. Mir fällt erst jetzt der „ästhetische Mangel“ auf, der infolge des Verschwindens der Wildtiere auch die einstige Schönheit der Gegend so augenfällig verringert hat. Natürlich erkenne ich Nanyuki auch nicht wieder. Wenn sein prächtiges Namensschild es nicht verkünden würde, hätte ich keine Ahnung, wo wir uns befinden. Auch die Wiese, auf der ich einst in jenes kleine Flugzeug gebunden wurde, sehe ich nicht mehr. Auch die Wiese ist bebaut. Nanyuki hat Nyeri übrigens bereits überflügelt. Es hat eine mit schönen Geschäften bestückte Hauptstraße, ein mehrstöckiges Hotel, zwei schöne Kinos, einen Autosalon mit Glaswänden. Als ich es das letzte Mal sah, reichte es Nyeri nicht das Wasser. Es bestand nur aus der Kneipe des Marineoffiziers und einigen Hütten der Eingeborenen.

Wir suchen also „Commander Hook“ auf, den vor einunddreißig Jahren wahrlich heldenhaften, jetzt dickbäuchigen und stocktauben Marine-Kneipier, der gerade sein Unkraut jätet. Wunderlicherweise erinnert er sich noch an mich; er unterbricht sogar das Jäten und veranstaltet ein großes Hallo um uns herum.

– Ich habe das Gastgewerbe endgültig aufgegeben – winkt er resigniert ab –, es interessiert mich nicht, ich gehe nicht einmal in die Nähe meiner Kneipe, ich kümmere mich nur um meine Blumen! Haben Sie schon zu Mittag gegessen? Denn falls Sie es noch vor sich haben, kommen Sie bloß nicht auf die Idee, in meine Kneipe zu gehen – das

Essen dort ist abscheulich! Ich selbst gehe auch zum Nachbarn, in das schöne, neue, mehrstöckige Hotel! Dort kochen sie viel besser!

So bewirbt der Alte – mit bitterer Ironie – seine eigene Kneipe. Dann führt er uns durch seinen Blumengarten. Darunter ist eine mir unbekannte, bescheiden wirkende Blume mit kleinen roten Blütenblättern. Auf sie ist er am stolzesten.

– Die habe ich entdeckt, ich habe sie aus den kenianischen Urwäldern mitgebracht. Stellen wir uns dahinter auf, damit Sie uns fotografieren! Sie wurde auch nach mir benannt! Vor zweiundvierzig Jahren habe ich diese Kneipe eröffnet, jetzt sehe ich sie mir nicht einmal mehr an. Es kommen auch keine Gäste mehr hierher. Wer sich doch hierher verirrt, den schicke ich rüber ins neue Hotel. Ich mag die Menschen nicht, besonders nicht die Hotelgäste! Die Blume ist mehr wert!

Ich erinnere mich, dass damals außer der roten Linie des Äquators amüsante Aufschriften und originelle Sprüche den Schankraum zierten.

– Sind von denen – erkundige ich mich – noch einige da?

– Die Linie des Äquators ist da, sie läuft immer noch über den Tisch meines Schankraums! Vielleicht findet sich dort noch anderes Zeug. Ich selbst war allerdings seit Monaten nicht mehr dort.

Wir verabschieden uns von dem Alten und treten trotz all seiner Warnungen dennoch in seine Kneipe ein und bestellen Mittagessen. Bald stellt sich heraus, dass unser Freund kein bisschen übertrieben hat. Sein Essen ist wahrlich ungenießbar. Aber wenigstens konnte ich Mangi den Äquator zeigen. Der wächst ja auch nicht an jedem Busch.

Damals – vor dreißig Jahren – hatte diese Schenke einen großen Ruf. Besonders wegen ihres stets gut gelaunten, ewig neckenden und scherzenden Besitzers! Jeder kannte ihn, immer neue Anekdoten kursierten über ihn. Wenn das Geschäft schlecht lief und die Gäste ausblieben, ließ er sich keineswegs aus der Ruhe bringen. Er machte sich selbst daran, die Vorräte seines gut bestückten Kellers zu verzehren. Den Preis der Getränke buchte er jedoch auf die Einnahmenseite seiner Rechnung, sodass seine Bilanz auch in Zeiten größter Flaute aktiv blieb und er das Jahr immer mit Gewinn abschloss. Wenn sich jedoch jemand nach dem Geschäftsgang erkundigte, knurrte er.

– Geschäft? – fragte er von oben herab. – Ich zahle bei dem Laden drauf. Aber höchstens 150 Pfund! Zeigen Sie mir noch einen Ort in Kenia, wo ich für 150 Pfund im Jahr so gut leben könnte!

„Für Kinder“, verkündete eines seiner Schilder, „berechne ich nichts! Höchstens die Unannehmlichkeiten, die sie verursachen.“

Ein anderes Schild legte die Zimmerpreise fest:

„Ganztägige Verpflegung mit Badezimmer 20 Schilling“

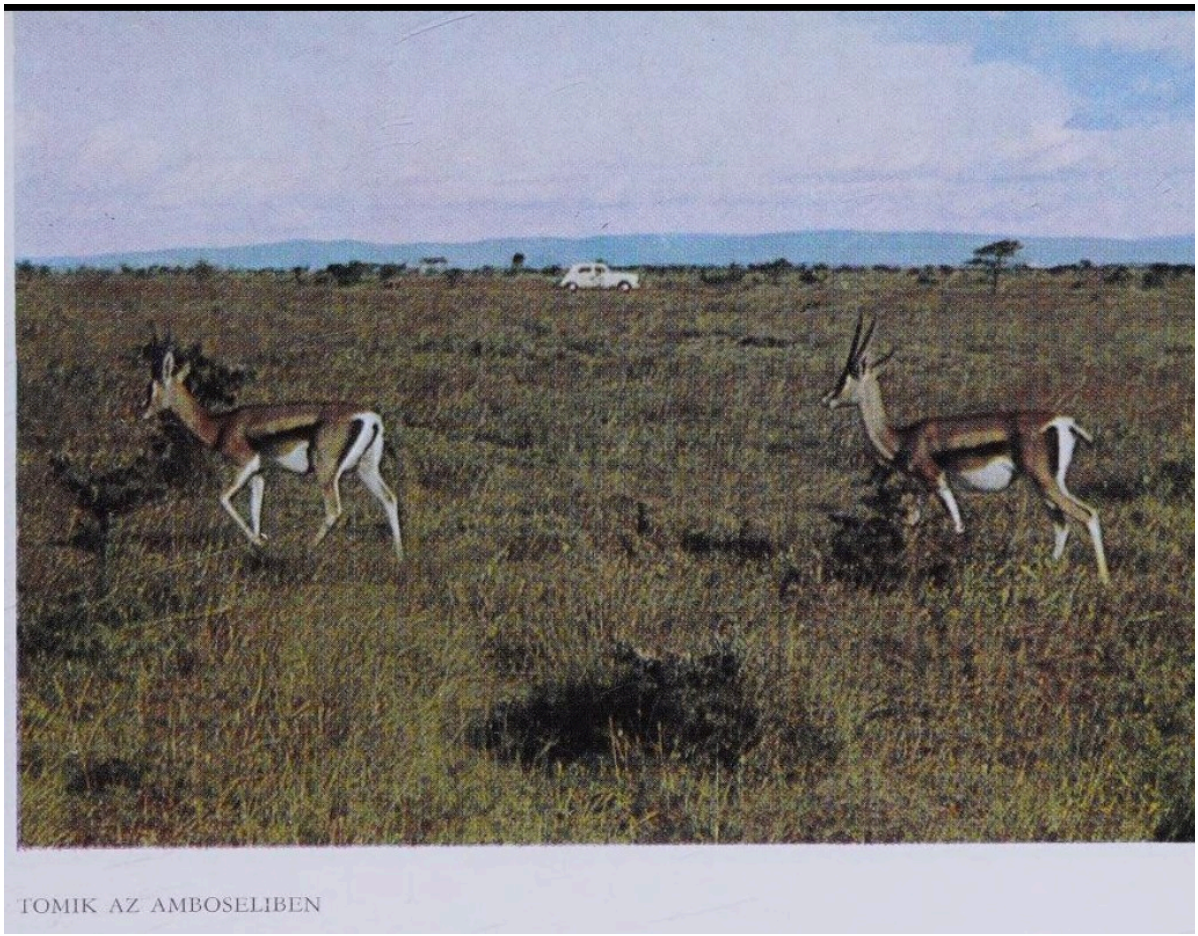
„Dasselbe, aber ohne Badezimmer 30 Schilling“

Jeder war über diesen besonderen Tarif verblüfft.

– Ein Großteil meiner Gäste – erklärte er – sind Jäger auf Safari. Sie kommen staubig, schlammig und verschmutzt an. Zuerst einmal muss ich sie also baden. Wenn ich sie

ungebadet unterbringe, schnellt meine Wäschereirechnung unverhältnismäßig in die Höhe. Deshalb ist das Zimmer mit Bad billiger.

Ein so listiger Geschäftsmann war der alte Seemann.



TOMIK AZ AMBOSELIBEN

Wir brechen auf zu unserem neuen Lager. Poolman zögert die Zeit mit aller Gewalt hinaus.

– Es reicht, wenn wir gegen Abend dort ankommen – beruhigt er mich –, der Lageraufbau ist langwierig und mühsam. Er wird sicher bis zum Dunkelwerden dauern. In der Zwischenzeit besuchen wir einen befreundeten Farmer; ich hoffe, er wird uns in der Nashorn-Frage behilflich sein!

Wobei sich herausstellt, dass dies keineswegs ein einfaches, sondern ein sehr kompliziertes, hinterlistiges Problem ist! Nach einer allgemeinen Verordnung ist nämlich in ganz Afrika die Nashornjagd verboten! Ausgenommen Kenia, wo sich vielleicht doch noch irgendein listiger Ausweg findet!

In „meiner Zeit“ – vor dreißig Jahren – gab es hier so viele Nashörner, dass wir kaum umhin konnten, ihnen auszuweichen. Auf Schritt und Tritt waren sie lästig, immer wieder rannten sie gegen die im langen Gänsemarsch ziehende Fußsafari an, jagten die Träger auseinander, ließen sie ihre Lasten wegwerfen, Glaswaren zerbrachen in tausend Stücke – sie verursachten endloses Durcheinander. Und jetzt – ist sozusagen ihre Spur verloren gegangen!

Das Nashorn steht an erster Stelle in der Reihe der aussterbenden, am meisten zu schonenden und schutzbedürftigsten afrikanischen Wildtiere! (Danach folgt der Löwe, er hält stolz den zweiten Platz.)

Ich erfuhr jedoch auch, dass über das bereits beschriebene, durch Kriegsverhältnisse verursachte Wildsterben hinaus im Laufe der letzten zehn Jahre das kenianische Jagdamt die offizielle Vernichtung von tausend Nashörnern angeordnet hatte, um der rapide wachsenden Bevölkerung entsprechendes Siedlungsgebiet zu sichern! Und obwohl es wahrlich wahr ist, dass im heutigen Afrika nur noch Kenia berechtigt ist, Lizenzen für den Abschuss von Nashörnern auszustellen, überlegt es sich sehr genau, bevor es sich zu so etwas entschließt!

Es ist sich schließlich des allgemeinen Rückgangs der Nashörner und des rasanten Anstiegs ihres Marktpreises bewusst! Es ist also darauf bedacht, ein möglichst vorteilhaftes Geschäft abzuschließen. Es greift zur Errichtung von Fangstationen! Die weltweit auftretende Nachfrage, die immer zahlreicher werdenden Zoos bezahlen sehr teuer für ein lebend gefangenes, für den Überseetransport tauglich gemachtes Nashorn. Gegenüber den von den Zoos gebotenen Preisen schrumpft die Summe, die von Jägern und Sammlern für die Abschussgenehmigung gezahlt wird, fast zur Bedeutungslosigkeit zusammen. Das Jagdamt versucht also, seine noch entbehrlichen, aber immer seltener werdenden restlichen Nashörner möglichst vorteilhaft zu vermarkten. Deshalb taktiert es, deshalb überlegt es sich die Ausstellung einer Abschussgenehmigung so sehr. Dabei behält es auch die Kehrseite der Medaille im Auge: die ernsthafte Gefahr, dass ein großer Prozentsatz der gefangenen Exemplare eingeht, da sie die mit dem Fang und dem Transport verbundenen Strapazen nicht überstehen. In einem solchen Fall ist das zum Abschuss vermietete Nashorn natürlich mehr wert als das vor Schreck verendete.

Die Abschussgenehmigung wurde uns – zu ihrer Ehre sei es gesagt – dennoch ausgestellt. Aber nur für ein einziges männliches Exemplar.

– Und die Nashornkuh – fragte ich –, wo wird die verkauft?

– Hier auf keinen Fall! – antwortete der Beamte. – Um die bemühen Sie sich aus eigener Menschlichkeit.

Darum geht es jetzt also. Um die eigene Menschlichkeit. Deshalb besuchen wir Poolmans Freund. Er wird uns vielleicht in der dunklen Angelegenheit der Nashornkuh behilflich sein. Poolman hat nämlich auf langes Drängen hin mit der Sprache herausgerückt. Er erklärte ausführlich den etwas zweischneidigen, nicht ganz sauber erscheinenden Weg zur Erlangung eines weiblichen Nashorns. Am Fuße des Mount Kenya, unmittelbar am Rande des Urwalds, bauen einige Farmer besondere Weizensorten an. In die großen Felder, die eine reiche Ernte versprechen, bricht jedoch nachts immer wieder das Nashorn ein. Es kommt direkt aus dem benachbarten Urwald in den Weizen, wo das plumpe Tier unermesslichen Schaden anrichtet. Der geschädigte Farmer ist also gezwungen, ein besonderes Abkommen, irgendeinen Entschädigungsvertrag zu schließen. Wenn er entsprechenden Wildschaden nachweisen kann, erhält er kostenlos einen Nashornabschuss. Er kann seine Rache also am Schädling kühlen, aber sein Nutzen ist nur gering, da die Trophäe beim Jagdamt abgeliefert werden muss. Das Nashornhorn ist schließlich ein ernsthafter Wert. Sogar teurer als Elfenbein. Zu Pulver zerstoßen ist es ein wirksames Aphrodisiakum (Verjüngungsmittel) in Indien und China. Alte Maharadschas und Mandarine mit großen Harems geben Unmengen an Geld dafür aus.

Poolmans Freund beweist bereitwillig, dass auch sein Versuchs-Weizenfeld vom Nashorn zerstört wird. Er hat auch schon eine Nashorn-Abschussgenehmigung. Ja, er ist sogar gerne bereit, sie zu einem günstigen Preis abzutreten! Was meines Wissens illegal ist, da er die Genehmigung nicht für geschäftliche Zwecke erhält. Uns ist es jedoch wert. Nicht nur uns, sicherlich auch dem Naturwissenschaftlichen Museum. So bemühen wir uns also aus eigener Menschlichkeit, eine Nashornkuh zu erlangen. Wir besprechen mit dem

„Komplizen“, dass wir im Morgengrauen, noch vor Tagesanbruch, pünktlich hier sein werden. Das Weizenfeld liegt zehn Minuten von seinem Haus entfernt. Der Mond nimmt zwar zu, aber sein Licht reicht für eine Nachtjagd noch nicht aus. In ein paar Tagen – vertröstet der Komplize – wird es eine helle Nacht sein, da werden wir weit sehen können. Und wenn das Nashorn in den Weizen kommt, bleibt es bis zum Morgengrauen darin und zieht sich erst dann in sein Urwaldrevier zurück. Wir aber folgen seiner Spur, holen es ein und schießen es. Das Ganze ist kinderleicht!

Dieser Nashornplan gefällt mir ganz und gar nicht. Poolmans Freund noch weniger. Ich mag es auch nicht, dass sie sich ständig zuzwinkern. Offensichtlich verstehen sie sich gut, sie sind alte Geschäftspartner. Sicherlich mauscheln sie auch bei der erhofften Beute herum. Mögen sie doch ruhig mauscheln, solange ich sie mitnehmen kann! Im Morgengrauen werden wir jedenfalls hier sein. Wenn nur das Nashorn auch hier ist!

Nach Abschluss des Geschäfts löst sich die dunkle Verschwörung auf. Dann suchen wir unser neues Lager auf, das drei bis vier Kilometer vom anderen Ende von Nanyuki entfernt liegt. Unsere Leute sind noch nicht fertig; sie werden sicher bis zum Abend herumtrödeln. Ich erkundige mich nach dem Namen des Lagers. Es hat keinen Namen. Zumindest weiß niemand davon. Mangels eines anderen Namens nennen wir es „Namenlos“.

– Lassen wir die Leute allein – schlägt Poolman vor –, dann werden sie schneller fertig. Und wir gehen jagen!

– Ein kluges Wort – begeistere ich mich –, auf was für Wild besteht hier Aussicht?

Er zählt an den Fingern die für uns wünschenswerten Wildarten auf:

– Löwen – beginnt er – kommen hier nicht vor. Meines Wissens auch keine Elefanten. Nashörner sollen vorkommen, stehen aber unter Verbot. Ist im Übrigen auch nicht interessant, die schießen wir sowieso im Morgengrauen auf dem Weizenfeld ...

Vielversprechende Aussichten, das kann ich sagen! Das „erstklassige“ Löwengebiet haben wir ja schon kennengelernt. Wir konnten uns auch davon überzeugen, dass es dort keine Löwen gibt. Hier wissen wir es wenigstens im Voraus. Das erleichtert uns die Arbeit, wir suchen erst gar nicht. Aber was suchen wir dann eigentlich?

Poolman ist mürrisch und verschlossen. Er würdigt meine Frage nicht einmal einer Antwort.

– Gehen wir also hinaus – sage ich zuversichtlich –, der Urwald ist auch ohne Wild interessant. In der Zwischenzeit täuschen wir uns über die auf dem Schwarzmarkt gekaufte Nashornkuh hinweg!

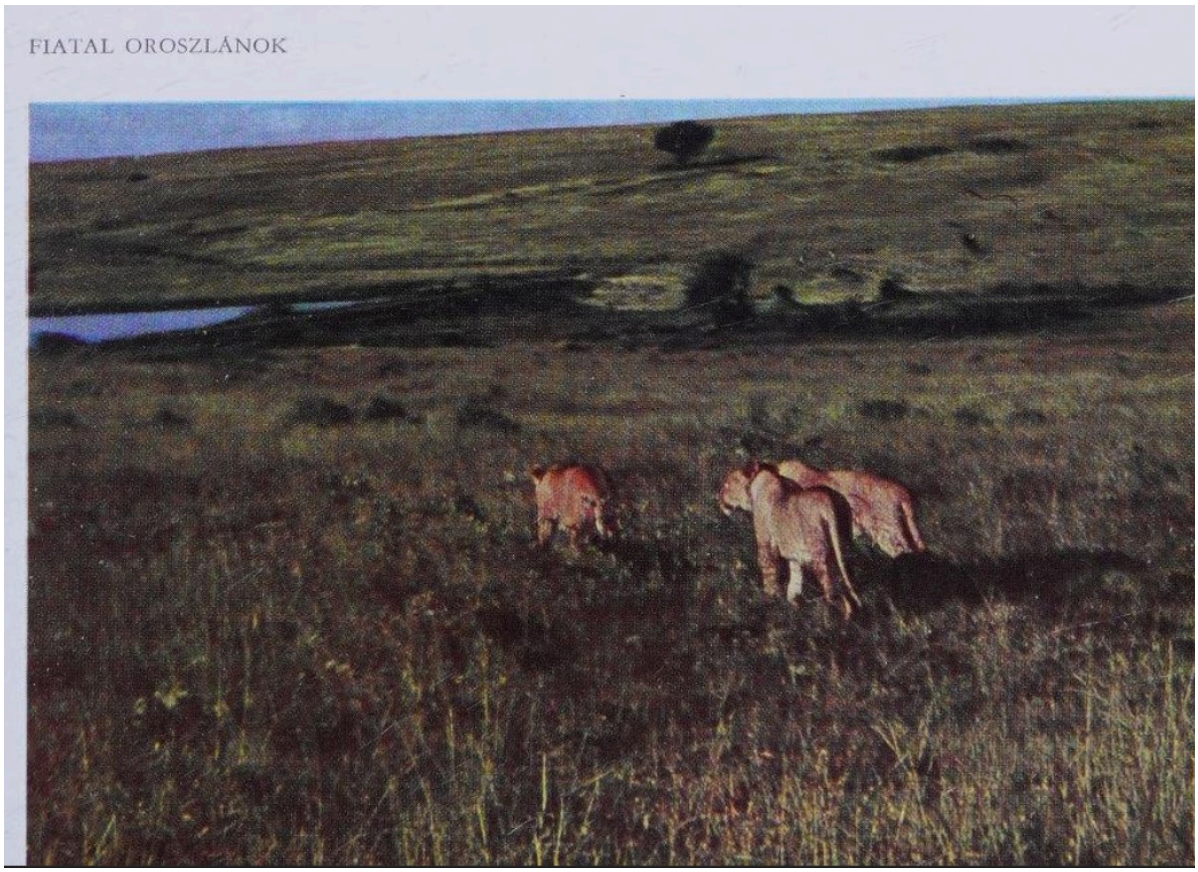
Holztransportwege drängen sich in den Wald. Auf denen „basteln“ wir herum, natürlich ergebnislos. Wildspuren gibt es nicht. Wir treffen jedoch auf einen einsam umherstreifenden Eingeborenen mit Pfeil und Bogen. Laut Poolman ein „eingeborener Wilderer“. Ein lebhafter, für uns unverständlicher Gedankenaustausch beginnt zwischen ihnen. Poolman übermittelt den Sinn des Gesprächs: Der Wilderer klagt angeblich darüber, dass der Leopard nachts zwei seiner guten Hunde geholt hat. Da wir der traurigen Nachricht nicht widersprechen können, glauben wir sie lieber. Poolman erklärt, wenn es uns gelänge, irgendein Wild zu schießen, würden wir es hier in der Nähe auslegen – als Leopardenköder. Wild begegnen wir jedoch auch später nicht. Der arme Leopard muss also wohl hungrig bleiben. Aber wir bedauern ihn kein bisschen, schließlich hat er ja nachts zwei Hunde gefressen! Im kühler werdenden Abend kommen wir nach Hause. Es

tut gut, sich um das knisternde Lagerfeuer zu setzen. Poolman schmollt und gähnt herzhaft. Was ihn wohl bedrückt? Sicherlich möchte auch er endlich ein ernsthafteres Ergebnis vorweisen.

18 Januar. Lager „Namenlos“

Bei eisigem Wetter, in stockfinsterer Nacht brechen wir auf und erreichen noch vor der Morgendämmerung das Haus des „Komplizen“. Er erwartet uns, ja er bittet uns sogar auf eine weitere Tasse Tee herein. Wir nehmen es dankend an; es tut immer gut, besonders jetzt nach der eiskalten Autofahrt in dünner Leinenkleidung.

– Wir haben Zeit – stellen Poolman und sein Freund fest –, es ist stockfinster, es beginnt noch nicht einmal zu dämmern.



Wortlos, man könnte sagen teilnahmslos, schlürfen wir unseren Tee. Endlich raffen wir uns auf, drängen den „Freund“ in unsere Mitte, und nach zehn Minuten holpriger, wagenzerstörender Schüttelei liegt das stattliche Weizenfeld vor uns. Der Himmel im Osten rötet sich, der Morgen ist angebrochen – wir sind genau richtig angekommen. Wir umrunden das etwa hundert Joch große Feld. Hier gibt es – wie auch immer ich es betrachte – keine Spur von einem Nashorn! Das heißt, Wildwechsel sind reichlich zu sehen. Die beiden guten Freunde werden nicht müde zu schwören, dass dies allesamt Nashornspuren von heute Nacht seien! Zwar gibt es viele Wildwechsel, doch auch anderes Wild wie Büffel und verschiedene Antilopenarten gehen in den Weizen. Wenn aber alle Wechsel von Nashörnern stammten, hätten sie die Saat schon längst kahl gefressen ...

Die Landschaft badet in glitzerndem Morgentau, alles ist klatschnass, nicht nur der Weizen, sondern auch das metertiefe Grasmeer, das den Weizen umgibt. Und obwohl mir die Nashornspur nicht fremd ist, kann ich sie in diesem Matsch doch nicht eindeutig erkennen, geschweige denn zweifelsfrei feststellen, ob sie von dieser Nacht oder mehrere

Tage alt ist. Die „Freunde“ halten bei jedem neuen Wechsel an, steigen aus und unterziehen ihn einer gründlichen Untersuchung. Und bei fast jedem behaupten sie, es sei eine brandneue, unverkennbare Nashornspur! Immer mehr überkommt mich der Verdacht. Aber wir gehen und gehen, bereits zum zweiten Mal umrunden wir das Feld. Bei irgendeinem Wechsel stellen sie einstimmig fest, dass „jeder Narr sehen kann, dass dies nun wirklich die frischeste Nashornspur ist!“ Mir erscheint sie kein bisschen frischer als die übrigen. Aber da die „Schlauen“ immer mehr darauf drängen, dass wir nur dieser folgen müssen und wir ihren Urheber im Handumdrehen einholen würden – nun gut, in Gottes Namen, fangen wir an!

Ich kann nicht behaupten, dass das klatschnasse Grasmeer ein überirdisches Vergnügen ist. Innerhalb von Augenblicken sind wir bis auf die Haut nass, von Kopf bis Fuß. Aber endlich haben wir etwas angepackt – die sogenannte Nashornjagd! Klatschnass ist natürlich auch der Urwald, dazu voller Abgründe, rutschiger Stolperfallen, ineinander verschlungener Ranken, ein kreuz und quer verfilztes Dickicht. Schnaufend rutschen, kriechen und stolpern wir einer hinter dem anderen her. Viele verschiedene Wildwechsel vermischen sich auf dem Pfad, einer zertrampelt den anderen bis zur Unkenntlichkeit. Wir sind schon recht tief eingedrungen und gründlich erschöpft, als sich an irgendeinem schlammigen Grabenrand zum ersten Mal die Gelegenheit bietet, eine wahrscheinlich erscheinende Nashornspur unsicher zu erkennen. Ob sie jedoch von dieser Nacht ist oder eine Woche alt, dafür sehe ich keinerlei Anzeichen. Und da die Spurensuche unter den gegebenen Umständen aussichtslos erscheint, begnüge ich mich vorerst damit. Mögen die beiden Freunde weitermachen! Wir setzen uns derweil hin und warten die Entwicklungen ab. Sobald sich zweifelsfrei herausstellt, dass die Spur wirklich frisch ist (woran ich stark zweifle), wird einer von ihnen zurückkommen, um uns zu holen. Die weiteren Mühen halte ich auch deshalb für unnötig, weil wir das Gesuchte, falls es uns doch gelingen sollte, es einzuholen, in diesem hoffnungslosen Dickicht unweigerlich aufscheuchen würden, bevor wir es erblicken könnten. Vorerst bleiben wir also hier und erzwingen kein weiteres mühsames Herumkriechen mehr. Wir warten auch nicht lange. Nach zehn Minuten hört man schon das Krachen der zurückkehrenden Spurensucher.

– Wir haben festgestellt – stammeln sie verwirrt –, – Dass wir uns leider geirrt haben. Wir sind einer alten, mehrere Tage alten Spur gefolgt; die ganze Mühe war umsonst. Gehen wir zurück in den Weizen und suchen wir die andere ...

– Zuvor jedoch – erkläre ich nun mit aller Entschlossenheit – bringt ihr mich zurück ins Lager. Ich ahnte bereits, dass unsere Bemühungen vergeblich sein würden und wir umsonst nass werden und frieren. Ich bin gern bei jedem Unternehmen dabei, sofern ich nur den Funken einer Aussicht auf Erfolg sehe. Wenn überhaupt ein Nashorn in der Nähe ist, dann ist es klar, dass man es nur hier, im Weizen, erwischen kann.

– Wir haben auch gleich gesehen – geben sie schließlich zu –, dass wir uns unnötig abmühen. Aber wir wollten nicht den Anschein von Unlust erwecken, also sind wir einfach weitergegangen ...

Allgemeines Herausreden, gegenseitiges Verzeihen.

Auf dem Heimweg suchen wir den in Nanyuki ansässigen Jagdaufseher auf; auch er ist ein guter Freund von Poolman, auch er empfiehlt einen Farmer mit Weizenfeldern, der ebenfalls eine Nashorn-Lizenz besitzt und sie uns gern abtritt. Hier scheinen sich offensichtlich alle um unser Nashorn zu bemühen. Jedem ist es eine Herzensangelegenheit: Poolman, dem Aufseher, den Weizenfarmern. Nur die „Herzensangelegenheit“ selbst ist unerbittlich – sie will sich einfach nicht stellen!

Völlig durchnässt, schlammig und fröstelnd kommen wir zu Hause an und kriechen entmutigt in unsere Lagerbetten. Es hat sich düster zugezogen, ein landesweiter Regen scheint sich zusammenzubrauen und sicherlich eine stockfinstere Nacht.

– Nicht wichtig – winkt Poolman ab –, meine Lampen sind gut, ich habe sogar einen Suchscheinwerfer an meinem Wagen montiert. Weizenfelder haben wir auch genug, wir können unter ihnen wählen. Auf irgendeinem müssen wir die Schädlinge finden.

Sieh mal an, so weit ist es mit mir gekommen. Im Licht von Autoscheinwerfern bin ich zu einem schlitzohrigen Wilderer geworden, der illegalen Nashörnern nachjagt! Neunmal musste ich nach Afrika kommen, um schließlich – so tief zu sinken! Es gießt bereits in Strömen, der Schauer peitscht gnadenlos gegen unser Zelt. Wir sind beide verbittert. Hätte ich mich doch bloß nicht auf diese immer unseliger werdende Reise eingelassen. Der arme Mangi versucht mich auch jetzt zu trösten, er bemüht sich mit aller Kraft, mir Mut zuzusprechen. Dabei ist es nun ziemlich klar, wie kläglich wir hereingefallen sind. Man hat uns hinters Licht geführt, uns das Blaue vom Himmel versprochen, obwohl hier nichts ist – der Teufel hat ganz Afrika gefressen!

Es wird Abend, unaufhörlich klopft der Regen an unser Zelt. Er bessert die Straße aus und weicht unsere verschiedenen Weizenfelder zu unpassierbarem Morast auf. Ich weiß nicht, was von beiden schlimmer ist: das Wetter oder unsere Laune? Vorläufig wetteifern sie ungehindert miteinander. Mit Lesestoff hingegen haben wir uns reichlich eingedeckt. Viel Trost finden wir darin momentan auch nicht. Der Großteil der neueren Ostafrika-Bücher erwähnt das niederschmetternde Wildsterben. Man versucht es zu erklären, verständlich zu machen, die Verantwortung von sich selbst in hundert Richtungen abzuschieben, die ohnehin verworrene Lage noch mehr zu verstricken und die Möglichkeit eines Auswegs immer unverständlicher zu zerreden.

Die meisten suchen die Hauptursache für den Wildrückgang im übermäßig vermehrten Rinderbestand! Zweifellos trägt auch dies ernsthaft zum allgemeinen „Krankheitsbild“ bei. Vor fünfzig Jahren belief sich die offiziell festgestellte Zahl der Rinder in Kenia auf 7.500.000. Heute übersteigt sie sieben Millionen. Der Schaf- und Ziegenbestand weist eine noch wesentlich beträchtlichere Steigerung auf. Für unseren europäischen Verstand ist es unbegreiflich, dass der Eingeborene um nichts in der Welt bereit ist, die Qualität seines Viehbestands zu verbessern! Dabei gab es auf diesem Gebiet unzählige Versuche, Überredungen und Beweise. Durch nützliche Rasseveredelung und die Ansiedlung geeigneter Vatertiere wurde klargemacht, dass der gegenwärtige Sieben-Millionen-Bestand fast um die Hälfte reduziert werden könnte, ohne dass sich der Fleisch- und Milchertrag wesentlich ändern würde. Gleichzeitig würde natürlich ein beträchtlicher Teil des dem Wild entzogenen „Lebensraums“ – vornehm „Biotop“ genannt – zurückgewonnen.

Nur ist in den Augen des Eingeborenen die Qualität des Haustieres völlig nebensächlich – nur die Menge zählt! Die tatsächliche Anzahl seiner Tiere ist entscheidend, nur sie bedeutet Geld und Reichtum! Jedes Argument, jeder logische Einwand ist hier vergeblich. Er wird störrisch, ja er versucht damit zu kontern, dass der weiße Mann ihn in die Irre führen, ihn betrügen will. Vielleicht haben bittere Erfahrungen ihn so misstrauisch gemacht?

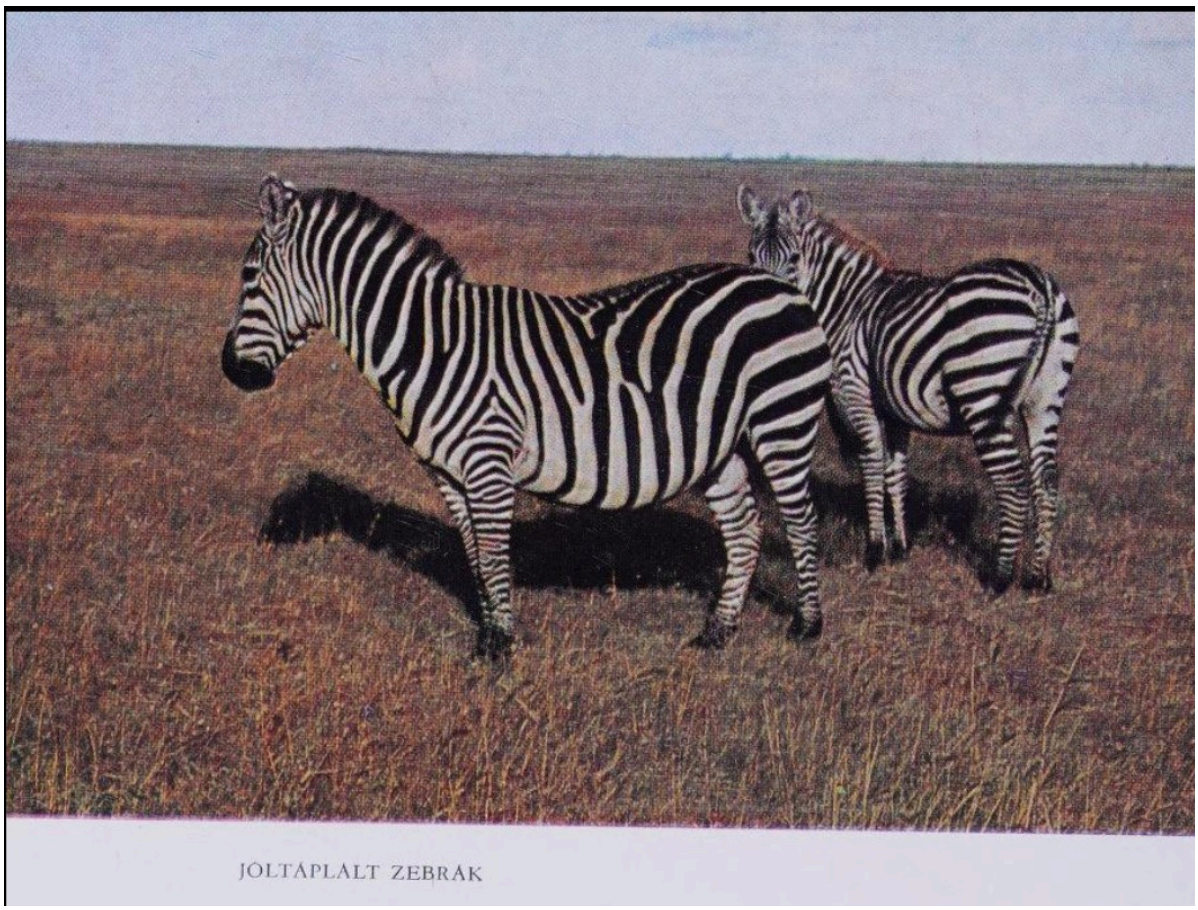
– Mir ist es gleich – lautet dann die altbekannte Replik –, wie mein Rind beschaffen ist! Ob groß oder klein, ob fett oder mager, ob es mehr Milch gibt oder weniger! Hauptsache, es sind viele! Damit ich vor meiner Hütte sitzend sie zählen, vermehren und mich an ihnen ergötzen kann! Meine Herde ist meine „Bank“, mein Geld, meine „Währungseinheit“! Schließlich kaufe ich damit auch meine Frauen! Und der Preis einer Frau wird seit jeher durch die Anzahl der für sie fälligen Rinder bestimmt, niemals durch

deren Qualität! Wenn ihr Vater etwa sechs Kühe verlangt, ist es völlig egal, wie die Kuh aussieht. Hauptsache, es sind sechs! Viele Frauen vermehren nicht nur mein Vermögen, sondern steigern auch mein Ansehen. Der weiße Mann legt sein Geld auf die Bank, wir in Rinder! Wir wirtschaften also besser, denn die Kuh bekommt ein Kalb, in der Bank aber verliert das Geld an Wert! Der weiße Mann stört sich auch nicht daran, wenn der eine oder andere Geldschein abgenutzt oder zerknittert ist. Hauptsache, es sind möglichst viele!

Den Eingeborenen zur Reduzierung seines Viehbestands zu überreden, ist ein ebenso aussichtsloses Unterfangen, wie einen von uns zum Verbrennen seiner Bankeinlagen zu bewegen!

Solange es also nicht gelingt – das höre ich auf Schritt und Tritt –, den ostafrikanischen Eingeborenen von der Rinderwährung auf die Geldwährung umzustellen und ihn davon zu überzeugen, dass die vielen schönen Wildtiere seiner Heimat mindestens genauso viel wert sind wie jedes seiner schlechten Rinder, solange ist von ihm keine Zusammenarbeit im Bereich des Wildschutzes zu erwarten!

Der Eingeborene leidet unter einem erheblichen Proteinmangel (Eiweißmangel). Die in ganz Afrika sichtbaren riesigen Rinderherden strafen dies scheinbar Lügen! Nur bedeuten die Unmengen an Rindern (besonders die der Hirtenstämme, allen voran der Massai) keineswegs einen Nahrungsvorrat! Sondern ausschließlich „Reichtum“, „Ansehen“ – „Prestige“! Die unbegründete Übervermehrung der Haustiere geht einher mit dem rasanten Schwinden des Lebensraums des Wildes. Dazu kommt die allgemeine (natürlich falsche) Auffassung, dass das viele Wild nur die Weide der Haustiere verknappt – also mit Feuer und Schwert auszurotten ist! Die einzige Möglichkeit, die letzte Chance für den zumindest teilweisen Fortbestand der afrikanischen Fauna hängt vom helfenden Zusammenschluss der Weltöffentlichkeit ab, vor allem aber von der Einsicht und dem Wohlwollen der afrikanischen Bevölkerung! Man muss sie zu Beteiligten machen; in erster Linie muss sie den Nutzen des Wildschutzes sehen können!



JÓLTÁPLÁLT ZEBRÁK

Und wenn sie erst einsieht und versteht, um wie viel wertvoller ihr eigener angestammter Wildbestand gegenüber ihrem überall grasenden, so gut wie nutzlosen, verkümmerten Hausvieh ist, wenn erst er, der afrikanische Neger, als Wildschützer Nummer eins seines Landes auftritt, dann wird das Schicksal des afrikanischen Wildbestands in sicheren Händen sein! Ein äußerst ermutigendes, ja sehr erfreuliches Zeichen für diesen Gedanken konnten wir auf der jüngst (1961) stattgefundenen „Arusha-Konferenz“ sehen. Es war eine wunderbare, einzigartige Erscheinung. Experten mit schwarzer und weißer Haut saßen mit gemeinsamem Wohlwollen und der unparteiischen, reinen Absicht zu helfen zusammen, um freundschaftlich alles zu besprechen und Hand in Hand zu bewerten, was die heutige Wissenschaft uns zum Schutz und zum Erhalt der afrikanischen Tierwelt zur Verfügung stellen kann!

19 Januar. Lager „Namenlos“

Gestern Abend brachen wir bei ständig fallendem, kaltem Regen zu unserem Ausflug mit Lampen auf der Suche nach Nashörnern auf. Die Nacht war dunkel, vielleicht sogar – wie man zu sagen pflegt – schwärzer als der Hintern des schwärzesten Bären. Das absehbare Ergebnis der nächtlichen Jagd beschreibe ich mit wenigen kurzen Worten: Wir wurden unaufhörlich nass, sahen keinerlei Anzeichen von Wild, und unser Verhältnis zu Poolman wird immer unangenehmer. Er ist ein unausstehlicher, hochnäsiger und zudem beleidigter Patron. Unsere Erfolglosigkeit ärgert ihn offensichtlich auch, und in seiner Unfähigkeit will er die Verantwortung um jeden Preis auf mich abwälzen:

– Wahrlich, „in diesem Alter“ ist die Afrika-Jagd schon eine heikle Sache! Man muss dem Wild Tag und Nacht auf den Fersen bleiben, besonders jetzt, wo es so selten geworden ist. Nur angestrengte Arbeit und zähe Ausdauer können zum Erfolg führen. Es ist nicht mehr so wie früher ...

Ich habe diesen Satz satt. Jeder will mich damit trösten, als würde er mich in eine wunderbare Entdeckung, in ein besonderes Geheimnis einweihen!

Nach der Rückkehr rufe ich von der Post in Nanyuki aus in Nyeri an. In der hoffnungslosen Hoffnung, ob sich vielleicht doch noch eine Gelegenheit zum Besuch des „Treetops" bietet? Natürlich habe ich auch diesmal kein Glück. Wir müssen endgültig einsehen, dass wir auch das verpasst haben; wir müssen uns damit begnügen, dass wir in der Nähe sein konnten und ich dreißig Seiten lang darüber schwätzen durfte! Wenn wir so weitermachen, stellt sich am Ende noch heraus, dass es umsonst war, hierher zu reisen; wir hätten ruhig zu Hause bleiben können. Über unsere bisherigen „Jagderlebnisse" könnte ich getrost auch in meiner Budapester Wohnung berichten. Den traurigen, trüben, regnerischen Tag verschlafen wir mit mehr oder weniger Erfolg. Wir einigen uns mit Poolman darauf, dass nur Ausdauer zum Ziel führen kann. In der Nacht machen wir uns also erneut daran, die nassen Weizenfelder zu umrunden. Wieder gießt es, und Poolman bekommt erneut Besuch. Scheinbar ist er ein bekanntes, ja beliebtes Mitglied der Farmergesellschaft der Umgebung; immer wieder suchen sie ihn in seinem einsamen „Jagdzelt" auf. Sie unterhalten ihn, damit er sich nicht etwa langweilt. Auch wir im Nachbarzelt können uns nicht beklagen. An Verdruss mangelt es uns ebenfalls nicht. In Anbetracht des miserablen Wetters verschieben wir unsere für die Nacht geplante Autopirsch auf die Zeit nach Mitternacht. Wir ziehen uns gar nicht erst aus. Wir versuchen, die Zeit mit Lesen totzuschlagen. Ich hasse es nämlich, aus dem warmen Bett aufgeschreckt in das kalte, klamme Leinengewand zu schlüpfen.

Es ist mir gelungen, mein sich immer mehr zuspitzendes Verhältnis zu Poolman vorübergehend einzurenken. Zumindest konnte ich die allzu scharfen Kanten abmildern. Das ständige gegenseitige Zähnefletschen kann zu nichts Gutem führen. Höchstens dazu, dass einer den Mund dauerhaft zu weit aufreißt. Und das kann unserem Unternehmen keinesfalls dienlich sein. Ein friedlicher Kompromiss scheint nützlicher, um die sich immer mehr türmenden Gewitterwolken zu zerstreuen und die in ihnen angesammelte überschüssige Spannung baldmöglichst abzuleiten. Hierfür besteht dringender Bedarf. Nicht nur im Sinne der „friedlichen Koexistenz", sondern auch im Interesse eines baldigen Umschwungs unserer Expedition zum Besseren. Ich sehe ein, dass bisher fortlaufendes Pech unsere Bestrebungen verfolgt hat. Wir kennen beide die Wankelmütigkeit des „Jagdglücks". Oft sperrt es sich einfach, weder vor noch zurück ... Poolman versteht zweifellos sein Handwerk, er hat vor vier Jahren genug Beweise dafür geliefert. Es kann also keine Rede davon sein, dass ich unsere bisherige Erfolglosigkeit ihm anlaste. Ich habe auch längst gelernt, dass die sicherste Plattform für eine Versöhnung, der bewährteste Weg zur Beseitigung von Meinungsverschiedenheiten darin besteht, irgendeinen „gemeinsamen Widersacher" zur Sprache zu bringen. Über den man mit vereinter Lust schimpfen kann. In unserem Fall bietet sich der täglich erwähnte Wildmangel geradezu von selbst an! Er gefällt niemandem, er schadet jedem, sogar den Eingeborenen, die aus den Safaris guten Nutzen ziehen. Zur Verurteilung des Wildmangels ist also jeder bereit. Und erst recht zur Benennung des „gemeinsamen Sündenbocks"! Und der ist – leicht zu erraten – natürlich die „höhere Behörde"!

Das ist wahrlich nichts Neues in Ostafrika! So war es früher, besonders in den Kolonien. Wo die „Behörde" gleichbedeutend mit dem „Mutterland" war! Das Mutterland aber – lag weit weg. Man konnte also getrost Gift und Galle gegen es speien. Es hielt das aus. Zwar gibt es neuerdings kein Mutterland mehr. Es hat endgültig aufgehört zu existieren.

Aber zu schimpfen – das tut immer noch gut. Schon aus Gewohnheit! Denn die Behörde ist in den Augen der meisten afrikanischen Staatsbürger – sei ihre Haut weiß, schwarz oder kaffeebraun – identisch mit der „Obrigkeit"! Und jetzt, nachdem die alte abgedankt hat, ist nichts leichter, als sie durch die gegenwärtige zu ersetzen.

Geschickt lenke ich also mein Gespräch auf den immer unbeliebter werdenden Wildmangel. Und vom Wildmangel – es ist ja nur ein Katzensprung – zur „Behörde". Deren ständiges Beschimpfen ist ein unverändert beliebtes Thema. Dies ist der meistbesuchte „Sportplatz", auf dem jeder zustimmt, auf dem sich Hinz und Kunz tummeln.

Sogar Henry Poolman!

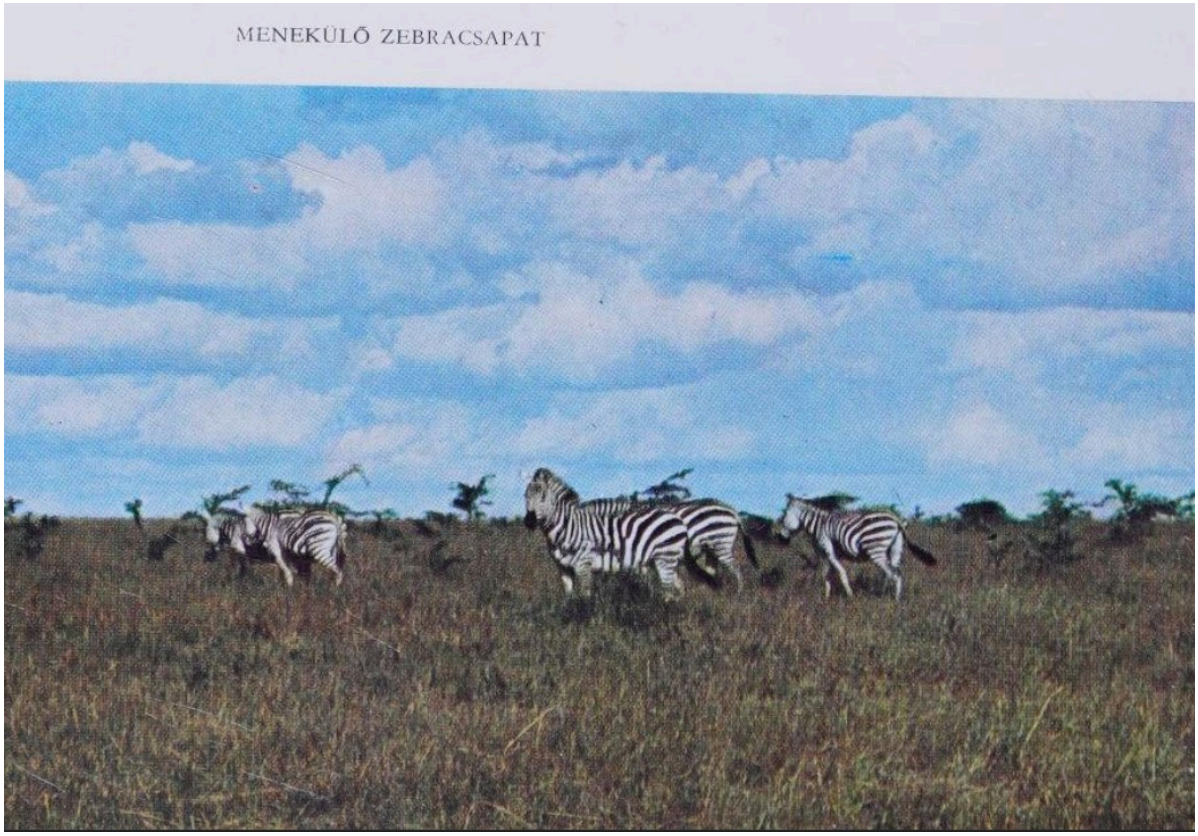
Wir einigen uns auch im Handumdrehen. So leicht, so hemmungslos, dass wir uns gegenseitig sogar eine langfristige Amnestie zusichern. Schließlich entdecken wir noch das uralte, in jeder Lage anwendbare „Welt-Sprichwort":

„Geduld bringt Rosen – wenn auch nicht bald, so doch über kurz oder lang!"

Vielleicht – mit etwas Glück – sogar eine Nashornkuh!

Erleichtert, mit frisch besohltem Ehrgeiz und in bester Übereinkunft ziehen wir uns vom Platz zurück. Mit neu geschwollener Hoffnung versuchen wir, die hoffentlich nur vorübergehend abgewandte Aufmerksamkeit unserer launischen Jagdgöttin wieder auf uns zu lenken!

Es ist erst elf Uhr, der Regen lässt natürlich nicht nach; ich habe noch Zeit, der Museums-Giraffe ein paar Worte zu widmen! Auch die Giraffe ist durch das Jagdgesetz verboten. Auf unserer Museumsliste steht sie jedoch. Wir erfahren, dass man ab und zu auch eine Giraffen-Lizenz von den Farmern der Umgebung erwerben kann. Besonders diejenigen, die sich mit intensivem Obstanbau beschäftigen, erhalten gelegentlich eine Genehmigung für eine Giraffe. In Einzelfällen knabbert sie nämlich an den Obstbäumen. Von anderen Schäden weiß ich kaum etwas, es sei denn, ich erwähne die ständige Beschädigung der Telefondrähte. Der Giraffenhals übertrifft bekanntlich die Höhe jedes Telegrafenmastes. Immer wieder reißt sie den Draht ab. Poolman sagt, dass wir auch in seinem Bekanntenkreis eine Giraffen-Lizenz kaufen können. Sie ist nicht einmal teurer als die für das Nashorn – das Stück wird für fünf Pfund verkauft (ca. 500 Ft). Poolman übernimmt auch gerne den Abschuss! Ich hingegen lege keinen Wert darauf – vor dreiunddreißig Jahren habe ich meine erste und gleichzeitig letzte Giraffe geschossen. Ich halte sie auch nicht für ein nennenswertes Jagdwild. Wenn ich sie erblicke, kommt mir immer in den Sinn, was wohl mit der Giraffe passiert, die in den Zoo reist, wenn der Zug durch einen Tunnel fahren muss? Was ist dann zu tun? Legt man sie auf die Seite, oder bindet man vielleicht einen Knoten in ihren Hals? Außer zum Sammeln eines Museumsexemplars sehe ich keinerlei Sinn darin, das arme, harmlose „Langhalsvieh" zu töten. Ernsthaften Schaden richtet es kaum an, es ist nicht einmal gefährlich! Es hat auch keine Trophäe, sodass der Jäger kaum eine Erinnerung an es mitnehmen kann. Es sei denn, seinen gewaltigen Huf, mit dem es manchmal sogar den Löwen in die Schranken weist! Wiederholt habe ich von solchen Fällen gehört. Auch mich erinnerte nur der glänzende, schildpattfarben polierte, mit Messing ausgekleidete und als Aschenbecher benutzte Huf an meine erste Giraffe! Nun ja, um eines „Giraffenhuf-Aschenbechers" willen lohnt es sich wohl kaum, einen solchen sanftmütigen, fünf Zentner schweren und sieben Meter hohen Riesen auszurotten!



Die afrikanische Jagdlizenz erlaubte früher ebenfalls nur den Abschuss einer Giraffe pro Jahr. Meiner Meinung nach ist auch das zu viel. Man könnte getrost festlegen, dass jedem Jäger nur ein einziges „naturgeschichtliches Exemplar“ im Leben zusteht. Stellen Sie sich nur ein fünfhundert Kilo schweres, sieben Meter hohes, völlig harmloses und wehrloses Wildtier vor, das weder Hörner noch Geweih noch Stoßzähne hat – keinerlei bleibendes Erinnerungsstück! Nur faustgroße, traurige Augen und anderthalb Finger lange Wimpern. Und zu allem Überfluss ist es auch noch völlig stumm. Ist so ein wildes Tier denn ein „Wildtier“? Ich sehe es mir ja gerne an, wie es sich mit seinen an ein Schaukelpferd erinnernden, ungelenken Bewegungen weiterwiegt und dabei seinen buschig endenden Schwanz hin und her wedelt. Es ist auch amüsant, wenn die „Madenhacker“ auf der Suche nach Zecken am hochgewachsenen Hals der auf der Stelle träumenden Giraffe auf und ab laufen. Wie ein Specht am Baumstamm. Jedenfalls ist sie ein charakteristischer Bestandteil der afrikanischen Steppe. Genau wie die Schirmakazie oder der Termitenhügel. Aber meine Jagdleidenschaft lässt sie völlig kalt. Poolman jedoch übernahm freudig den Abschuss!

20 Januar. Lager „Namenlos“

Die vergangene Nacht endete mit demselben negativen Ergebnis wie die vorherige. Wieder wurden wir nass, froren vielleicht sogar noch mehr als gestern – gewohnheitsmäßig wollte ich nun fortfahren „wir haben nicht einmal Wild gesehen“ – diesmal würde das jedoch nicht der historischen Wahrheit entsprechen. Denn im Lampenlicht tauchte plötzlich etwas auf. Natürlich kein Nashorn, aber doch ein Wildtier. Und zwar das allererste – man mag es kaum glauben –, dem wir seit Nairobi begegnen! Und kein alltägliches! Ein Schirrantilopenbock mit starken Hörnern (Tragelaphus scriptus massaicus). Das „Bushbuck“ ist ein etwa rehgroßes, dunkelbraunes Tier, das mit blassen weißen Streifen und Punkten gesprenkelt ist. Es kommt sozusagen in ganz Afrika vor, ist jedoch nie in größeren Gruppen zu sehen, sondern nur hier und da ein einzelnes Exemplar. Neun bis zehn Unterarten sind bekannt, entsprechend der unterschiedlich gezeichneten Felle. Seine Stimme erinnert täuschend echt an Hundegebell und ist nachts oft zu hören. Die sudanesische Unterart (Tragelaphus scriptus bor) wird von den Arabern

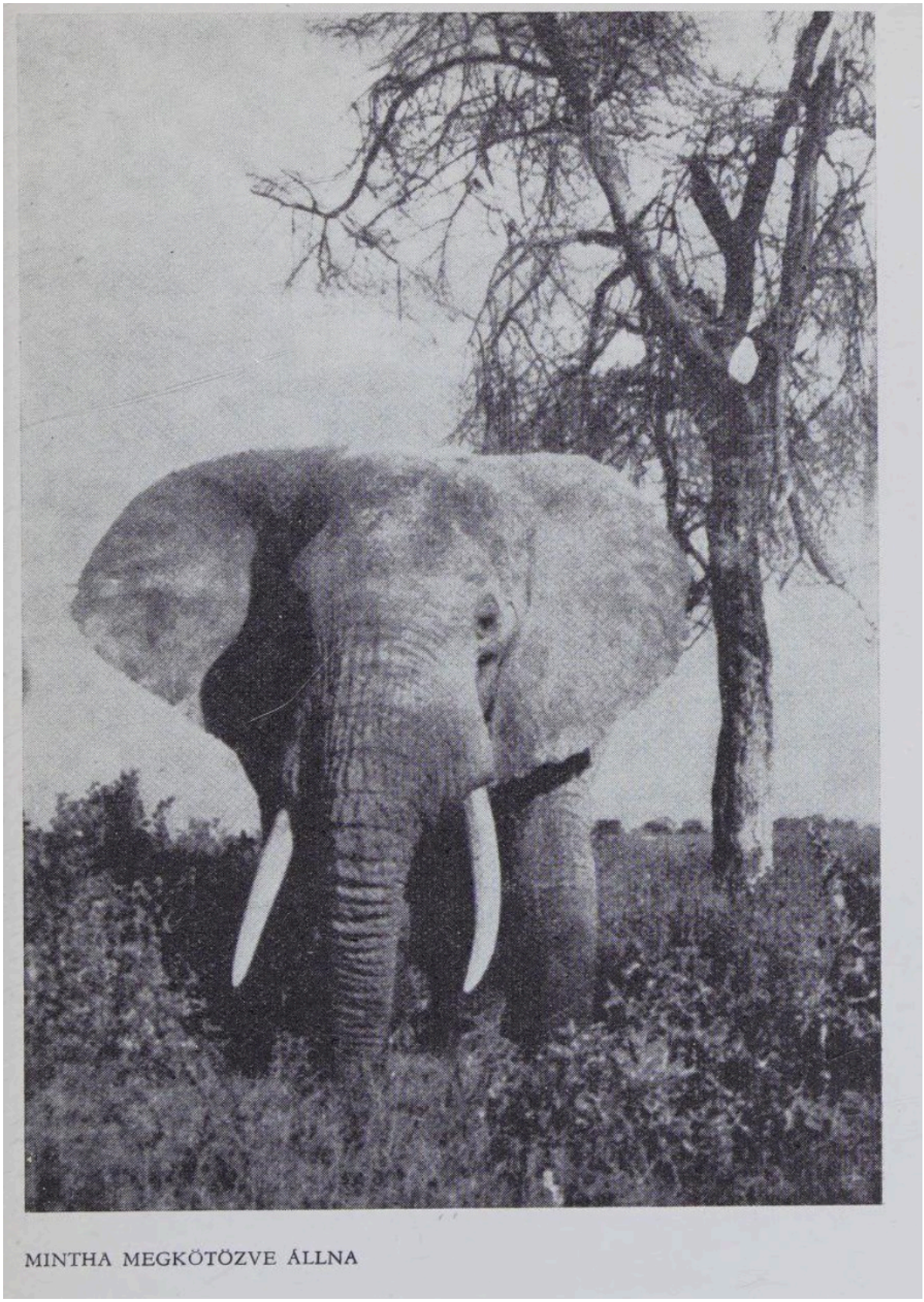
„Abu Nebáá“, „Vater des Bellens“, genannt. Sobald das Licht unserer Autoscheinwerfer auf ihn fiel, war er aus etwa dreißig Schritten prachtvoll zu sehen, unfehlbar. Aber bis mein hinter mir eingenickter Gewehrträger verstand, dass ich meinte „her mit der Büchse!“, bis er sie mir mit großer Mühe in die Hand drückte, hatte der Schirrbock genug vom Scheinwerferlicht und verschwand in der Dunkelheit. Ohnehin hätte ihm kein Leid geschehen können. Mein schlaftrunkener, ansonsten aber äußerst geschickter und zuverlässiger Mann reichte mir die Waffe ungeladen. Seine Unachtsamkeit war ihm sichtlich peinlich – auch ihm wäre der Braten gelegen gekommen –, ich konnte ihn kaum trösten.

Endgültig abgewendet hat sich von uns auch das gute Wetter. Es hat sich hoffnungslos zugezogen; sogar der verschneite Mount Kenya wurde von den dichten Regenwolken verschlungen. So beharrlich fällt der nasse Segen auf uns herab, dass nur unser Zelt es irgendwie aushält. Wenn es durchregnet, gehe ich, weiß Gott, zurück ins „Outspan“ in Nyeri und wärme mich dort auf, bis das Wetter sich eines Besseren besinnt. Was natürlich nur sinnloses Imponiergehabe ist. Schließlich gelang es neulich auch nur durch Zufall, ein Zimmer zu bekommen, und jetzt, bei diesem nicht enden wollenden landesweiten Regen, wäre erst recht keine Unterkunft zu finden. Wir sind in jeder Hinsicht auf unser Zelt angewiesen. Vorläufig ist es noch wasserdicht. Wenn das Wetter nicht besser wird, sehe ich auch keinen Sinn darin, die nächtlichen Versuche fortzusetzen. Früher oder später geht unser Wagen kaputt, und dann ist es auch mit der „Jagd“ vorbei. Jetzt wäre sogar Mondschein – wenn er denn zu Wort käme. Immer ärgerlicher wird das Versäumen der Sehenswürdigkeit des „Treetops“! Wie viel angenehmer, vor allem aber nützlicher könnten wir die Nacht im „Baumhaus“ verbringen als hier, unter einem einzigen Zeltdach. Ich schiebe die Zeit also vor mir her und richte mich ebenfalls auf einen ganzen Tag Lesen und Tagebuchschreiben ein. Auf die für die Nacht geplante „Weizenfeld-Jagd“ werden wir wahrscheinlich verzichten; wir müssen auf eine Wetterbesserung warten.

Ich sehe übrigens gerade, dass ich meine Gewehre bisher kaum erwähnt habe. Sie kommen immer seltener zum Einsatz; ich kann es fast selbst nicht glauben, dass wir zum Jagen nach Afrika gekommen sind. Wenn ich mich recht erinnere, schrieb ich am Tag der Einschiffung in Triest, dass ich zwei Waffen von zu Hause mitgebracht habe: eine Mannlicher-Schönauer 7 x 64 und eine kleine 0,22er Longrifle für Küchenvögel. Natürlich ist keine von beiden für dickhäutiges Großwild (wie Elefanten, Nashörner oder Büffel) geeignet. Dafür braucht man eine spezielle, großkalibrige „Elefantenbüchse“ und entsprechende Munition mit massivem Stahlmantel. Eine solche Waffe besitze ich seit langem nicht mehr – auch vor vier Jahren hatte ich keine mehr. Ich war also auf eine Leihwaffe angewiesen – so habe ich auch diesmal die Frage der „schweren Waffe“ gelöst. In Nairobi arbeiten zwei zuverlässige Büchsenmacher, beide sind alte Bekannte von mir. Sie bieten eine reiche Auswahl an Waffen sowie Munition an. Sie beschäftigen sich auch mit dem Verleih. Das erwies sich als lukratives Geschäft. Die aus aller Welt anreisenden „Sportjäger“ bringen selten eine passende „Elefantenbüchse“ mit; zu Hause braucht man so etwas kaum. Die meisten greifen also zum Verleih. Sie erhalten zuverlässige Ware zu einer recht günstigen Leihgebühr. Die fragliche „schwere Waffe“ – besonders der auf Bestellung gefertigte, doppelläufige Cordite-Express – ist nämlich sündhaft teuer. Diesen Luxus können sich nur wenige leisten, man ist also gezwungen zu leihen. Denn abgesehen von den paar Schüssen, die man abgibt – zehn bis fünfzehn Kugeln reichen für Elefant, Nashorn und Büffel –, wird man die Spezialwaffe kaum mehr benötigen. Es sei denn, man ist ein so verstockter, immer wiederkehrender Afrika-Narr, wie ich es selbst einmal war. Für eine Monatsmiete von dreißig bis vierzig Dollar erhält man eine tadellose „Elefantenbüchse“, deren Ladenpreis sich um die tausend Dollar bewegt. Die sorgfältige Handhabung und volle Verantwortung muss man natürlich übernehmen. Großkalibrige Repetiergewehre sind neuerdings ebenfalls in Mode. Sie sind auch billiger als die früher gebräuchlichen Doppel-Cordites. Ich selbst habe dieses Jahr eine Repetier-

„Elefantenbüchse“ gemietet, eine Winchester System Mauser, vierfüssig, 11 Millimeter. Ein Erzeugnis von Westley-Richards, einem weltberühmten englischen Büchsenmacher. An einer englischen Kugelbüchse gibt es jedoch – sofern es nicht ausdrücklich gewünscht wird – niemals einen Stecher. Infolgedessen geht der Schuss auch etwas schwerer los. Was mich – da ich mein Lebtag an einen Stecher gewöhnt bin – außerordentlich stört. Natürlich gibt es auch kein Zielfernrohr an einer solchen Waffe; es ist eigentlich auch nicht nötig. Auf Dickhäuter schießt der Jäger kaum über hundert Schritte hinaus – meistens aus viel geringerer Entfernung.

Es ist längst dunkel geworden, aber der Regen gießt unaufhörlich. Wir haben den für die Nacht geplanten Versuch endgültig aufgegeben. Wenn wir den morgigen Tag ohne Durchfeuchten überstehen, können wir mit ausgeruhten Kräften die Suche nach dem Nashorn angehen. Seit vier oder fünf Jahren lautet die modische Parole in ganz Afrika: „Man muss die vielen nutzlosen Wildtiere ausrotten, ihr Platz soll dem Fortschritt und der Entwicklung überlassen werden!“ Auf dem Altar der Entwicklung werden viele Werte geopfert, deren Unersetzbarkeit sich erst später herausstellt! Dabei sollte man den fast unschätzbaren Wert des afrikanischen Wildbestands unbedingt bewahren, ja nach Möglichkeit sogar vermehren, da er ein beachtliches Einkommen bedeuten würde. Wiederholt habe ich versucht, dieses durchaus aktuelle Problem von verschiedenen Seiten zu beleuchten. Den augenfällig zunehmenden ausländischen Touristenstrom – ein immer bedeutenderes positives Einkommen für Ostafrika – weiß die einheimische Bevölkerung nicht gebührend zu schätzen. Dabei ist er heutzutage besonders wichtig geworden, da die Entfernungen zwischen den Erdteilen fast zur Bedeutungslosigkeit geschrumpft sind. Wenn der amerikanische Tourist in zwei Tagen, der europäische in vierundzwanzig Stunden hier eintrifft – ob er nun jagen möchte oder das Wild nur fotografieren –, dann nehmen wir die unersetzliche Bedeutung des afrikanischen Wildbestands gebührend wahr. Der beschleunigte Fremdenverkehr – obwohl die Jagd mangels Wild immer mehr nachlässt – macht den kurzen, mehrtägigen Fotoausflug umso modischer, umso begehrter. Eine Wildfoto-Safari mit Hin- und Rückreise und Luxusverpflegung ist zu einem spielerischen Wochenendausflug geschrumpft, der innerhalb einer Woche oder sogar in vier bis fünf Tagen leicht abzuwickeln ist! Umso unsinniger ist daher die überdimensionierte Vernichtung des Wildbestands, das Verlorengehen von Kenias größtem Wirtschaftsgut. Es scheint wahrlich so, als würde ich gleichsam im Namen der zukünftigen Afrika-Jäger so viele Lanzen für den Wildbestand brechen. Was mich betrifft, werde ich wohl kaum mehr den Nutzen meines Lanzenbrechens erleben. Der aus aller Welt hierher strömende Tourist, der sich nach Einsamkeit, Abschaltung und vorübergehender Ruhe sehnt, wird jedoch bald ausbleiben, wenn er sich statt eines attraktiven Wildbestands mit unendlichen Herden kleiner, buckliger Hauskühe begnügen muss.



MINTHA MEGKÖTÖZVE ÁLLNA

21 Januar. Lager „Namenlos“

Der Regen hat aufgehört, die Wolken verziehen sich. Auch der Bergriese Mount Kenya hat sich entblößt. Er hat seinen deprimierenden Wolkenschleier zerrissen und in den Wind entlassen, und obwohl sein verschneites Haupt noch ringsum vom Nebel umspielt wird, klärt sich das Wetter sichtlich auf. Wenn es so weitergeht, ist für heute Abend sogar Mondschein zu erwarten; laut Kalender ist es an der Zeit, aber das ständige Wolkengewimmel der vergangenen Tage ließ ihn nicht zu Wort kommen. Am Abend

wollen wir unmittelbar nach Einbruch der Dunkelheit aufbrechen, um geduldig unsere mittlerweile auf mehrere tausend Joch angewachsenen Weizenfelder durchstreifen zu können. Auch der heutige Gast von Poolman hat seinen Weizen als „Jagdgebiet“ angeboten – an solchem mangelt es uns also nicht –; die Nacht wird vergehen, bis wir alles durchforstet haben. Im Laufe des Tages klart es völlig auf, und nach sechs Uhr geht ungehindert und friedlich der Mond auf, mit dicken Vollbacken, als wäre ihm nie eine Wolke im Weg gewesen. Im Mondschein essen wir bei einem knisternden Feuer zu Abend; die Luft hat merklich abgekühlt, es tut gut, in den Mantel zu schlüpfen. Wir brechen auf. Wie gewohnt sitzen wir zu fünft im Wagen, wir drei vorn, unsere beiden Gewehrträger hinter uns. Der anhaltende Regen hat der Straße arg zugesetzt. Selbst auf dem Asphalt reihen sich die pfützenartigen Löcher aneinander, aber als wir in Richtung des Hauses des „Freundes“ einbiegen, bleiben wir fast in den bodenlosen Schlaglöchern stecken. Unser Hupen lockt ihn bald hervor; es scheint, als wäre er dicker geworden, wir können ihn kaum zwischen uns pressen.

– Passen wir auf – warnt er Poolman –, die Löcher sind voller Wasser; wenn wir plötzlich in eines hineinfahren, können wir uns leicht die Feder brechen ...

Glücklich erreichen wir das erste Weizenfeld. Der Vollmond ist so hell, dass wir getrost die Scheinwerfer ausschalten können; wir sehen auch ohne sie. Wir müssen das Feld unbedingt umrunden; seine Oberfläche ist hügelig, die Schattenseiten der Täler bleiben dunkel. Wir tuckern also ringsherum und untersuchen es von allen Seiten. Aber tatsächlich grast diesmal nicht einmal ein „Bushbuck“ darin, geschweige denn ein Nashorn!

Auch das nächste sowie das darauffolgende dritte Feld bringen eine ähnliche Enttäuschung.

Aber das vierte – das vierte lässt mir förmlich den Atem stocken ...

Zwei riesige schwarze Gestalten ragen auf der Kuppe des Hügels auf, kaum fünfzig Schritte entfernt.

– Bunduki kubwa! – Die große Büchse! – rufe ich aufgeregt nach hinten.

Schon habe ich sie in der Hand, hoffentlich diesmal geladen ...

Die zwei plumpen Körper drehen sich quer, der vordere ist wesentlich größer als der hintere – offensichtlich eine Kuh mit ihrem Kalb. Sie stehen da wie Zielscheiben, sogar der himmlische Scheinwerfer spielt mir in die Hände – er wirft sein Licht direkt auf sie ...

Auch die große „Elefantenbüchse“ ist nicht leer ...

Die schwere Kugel klatscht scharf auf das Schulterblatt des Nashorns!

Die Erscheinung dreht sich auf dem Absatz um – donnernd erreicht sie den Urwald.

Sogar danach höre ich noch ihr Krachen – zwar nur für ein, zwei Sekunden. Aber ich bin überhaupt nicht beunruhigt. Den Einschlag der Kugel habe ich deutlich gehört, die Wirkung der „Elefantenbüchse“ kenne ich. Auch die beiden Freunde haben nichts hinzuzufügen; endlich sind wir alle drei einer Meinung.

Das verletzte Nashorn konnte unmöglich weit gekommen sein, wenngleich wir es nicht stürzen hörten. Aber es stand breitseitig und hat die schwere Stahlkugel mitten auf das Blatt bekommen; das kann es nicht lange tragen.

Die Suche muss jedoch unbedingt auf den Morgen verschoben werden. In der nächtlichen Dunkelheit durch einen völlig durchnässten Urwald zu kriechen, ist nicht nur unpassend, sondern auch vergebliche Liebesmüh. Der „Freund" schlägt von sich aus dieselbe Lösung vor, die ich gerade beantragen wollte. Ich stimme also gerne zu.

Es ist zwei Uhr nach Mitternacht, bis zum Morgengrauen bleibt nicht viel Zeit. Poolman bringt uns jetzt nach Hause, wird aber mit dem Lastwagen zurückkehren und entsprechende Hilfe – vier bis fünf Männer – mitbringen. Sobald es hell wird, werden sie gemeinsam mit der Suche beginnen, an deren Erfolg ich nicht im Geringsten zu zweifeln brauche. Sobald sie das Nashorn gefunden haben, wird es auf der Stelle gehäutet, damit die Haut so schnell wie möglich in Zimmermanns Werkstatt gelangt. Nach unserer Berechnung könnten sie gegen Mittag – sofern ihr Weg ungehindert bleibt – in unser Lager zurückkehren.

Wenn sie nur nicht in irgendeinen Graben rutschen oder ihnen sonst ein Unheil widerfährt – was bei diesem schlüpfrig-schlammigen Wetter leicht passieren kann –, könnten sie bis Mittag zurück sein. Das wäre für uns alle eine große Beruhigung.

Es ist bereits nach drei Uhr morgens, bis wir in unsere Lagerbetten schlüpfen können. Das Wetter ist weiterhin klar, der Mond scheint hell und lässt den Gipfel des Mount Kenya kristallweiß glänzen. Vielleicht, endlich einmal, nach fast drei Wochen Erfolglosigkeit, besinnt sich unser Jagdglück eines Besseren.

22 Januar, Lager „Namenlos"

Das Wetter hat sich stabilisiert. Das Zeltdach klopft zwar noch, aber es ist nicht der Regen, sondern schwere Tautropfen, die von den Bäumen fallen. Poolman und seine Leute sind noch vor der Dämmerung davongedonnert. Natürlich bin ich aufgeschreckt. Und kaum regte sich mein Verstand, blieb auch das in solchen Momenten übliche Grübeln nicht aus. Dabei hatte ich nachts nicht aufgehört zu wiederholen, wie sicher ich mir meiner Sache sei ... Aber was, wenn sie das Nashorn doch nicht finden? Was, wenn es die Stahlkugel der „Elefantenbüchse" doch davongetragen hat? Oder konnten sie vielleicht gar nicht erst hinkommen und sind in einen Graben gekippt? Den Lastwagen bekommen sie nicht einmal heraus, geschweige denn, dass sie das Nashorn finden! Und wo zum Teufel sollte ich eine neue Lizenz herbekommen? ... Aber nehmen wir an, sie finden es, häuten es, laden die Haut auf, und erst danach passiert dem beladenen Wagen etwas? Es verspricht warm zu werden, und nach dem Regen gibt es Unmengen an Bremsen und Käfern; im Handumdrehen besetzen sie die rohe Haut! ... Es gibt kein unangenehmes „Contretemps" (Unglücksfall), mit dessen Möglichkeit ich nicht rechnen würde. Als wäre ich tatsächlich darauf aus, möglichst viel Material, eine wahre Auswahl an Pech zu sammeln – bitte wählen Sie das Unangenehmste aus! Den ganzen Vormittag quält mich die Ungewissheit, die mir eine Serie von Schreckbildern vor Augen führt ... Dabei kann nach nüchternem menschlichem Ermessen nichts schiefgehen. Anhaltendes Pech macht den Jäger wahrlich kleingläubig und degradiert ihn zum ausgesprochenen „Unglücksraben". Mit Gewalt muss ich unseren Wagen aus dem Karren des Pechs herausheben. Das Rad muss sich drehen, das Blatt sich wenden!

Am frühen Nachmittag bemerken wir schon von Weitem den herannahenden Lastwagen! Sogar das Swahili-Lied dringt bis hierher – die Männer singen! Da kann kaum etwas schiefgelaufen sein! Der erste Punkt unserer so bitter nötigen Glückssträhne ist erfüllt. Die anderen können folgen! Wenn es sich beeilt, kann das Schicksal noch alles wiedergutmachen!

Poolman berichtet stolz, dass das Nashorn bald gefunden wurde. Es war nicht weiter als dreißig bis vierzig Schritte gegangen. Sie haben es direkt an Ort und Stelle gehäutet. Auch die Leute des „Freundes“ rückten an, jeder trug ein ordentliches Stück Beute nach Hause; im Handumdrehen war der gewaltige Körper zerteilt. Dann brachten sie die Haut zu Zimmermann – sie brachten sogar eine Quittung mit: „Ein Stück tadellose Nashornhaut erhalten – die nächsten können kommen!“ Das lief zumindest nach Programm ab! Die „Nashornkuh“ kann ich getrost in meinem Notizbuch abhaken. Und auf der Wunschliste des Museums. Die Zeit rennt, am 18. Februar endet unsere Safari, uns bleiben also kaum noch drei Wochen für die Jagd! Dabei haben wir noch Unmengen abzuhaken, beziehungsweise zu erlegen!

Der erste Erfolg scheint offensichtlich auch Poolmans Laune gebessert zu haben. Er bekommt Blut geleckt und will heute sogar noch die Giraffe erledigen! Ich bin gerne dabei – in der Qualität eines Kiebitzes! Poolman ist sich bereits mit dem „Giraffenfreund“ einig geworden. Er schickt seine Leute in den Obstgarten – sie sind der Giraffe auf der Spur. Es stellt sich heraus, dass Mister Tinbottom – so heißt der „Giraffenfreund“ – auch einen Lastwagen hat und heute Abend damit nach Nairobi will. Er nimmt die Haut gerne mit, ohne jeden Aufpreis! Unser Lastwagen hat nämlich keine Zeit – wir brechen morgen in ein neues Lager auf! Wahrlich ein glücklicher Zufall. Wir haben den Kollegen Tinbottom bereits ins Herz geschlossen, obwohl wir ihn noch gar nicht kennen. Seine in Aussicht stehende Giraffe, sein praktischer Lastwagen und vor allem sein besonderer Name machen ihn liebenswert! Tinbottom heißt nämlich – frei ins Deutsche übersetzt – „Blech-Hintern“!

Nach einem hastig eingenommenen Mittagessen brechen wir nach Nanyuki auf. An dessen Grenze erstreckt sich der weitläufige Besitz von Tinbottom. Teils schlechtes Weideland, zum größten Teil jedoch unbrauchbares Dornengebüsch. Wir sehen auch einen kleineren Obstgarten; darin richten die armen Giraffen sicher ihren Schaden an. Obwohl wir keinen einzigen Schädling sehen, weder im Obstgarten noch in der Umgebung. Aber bald treffen wir auf zwei eingeborene Arbeiter, die Giraffenspäher unseres Freundes Blechhintern. Sogar der in Aussicht gestellte Lastwagen für den Hauttransport ist schon da! Nur die Giraffe fehlt.

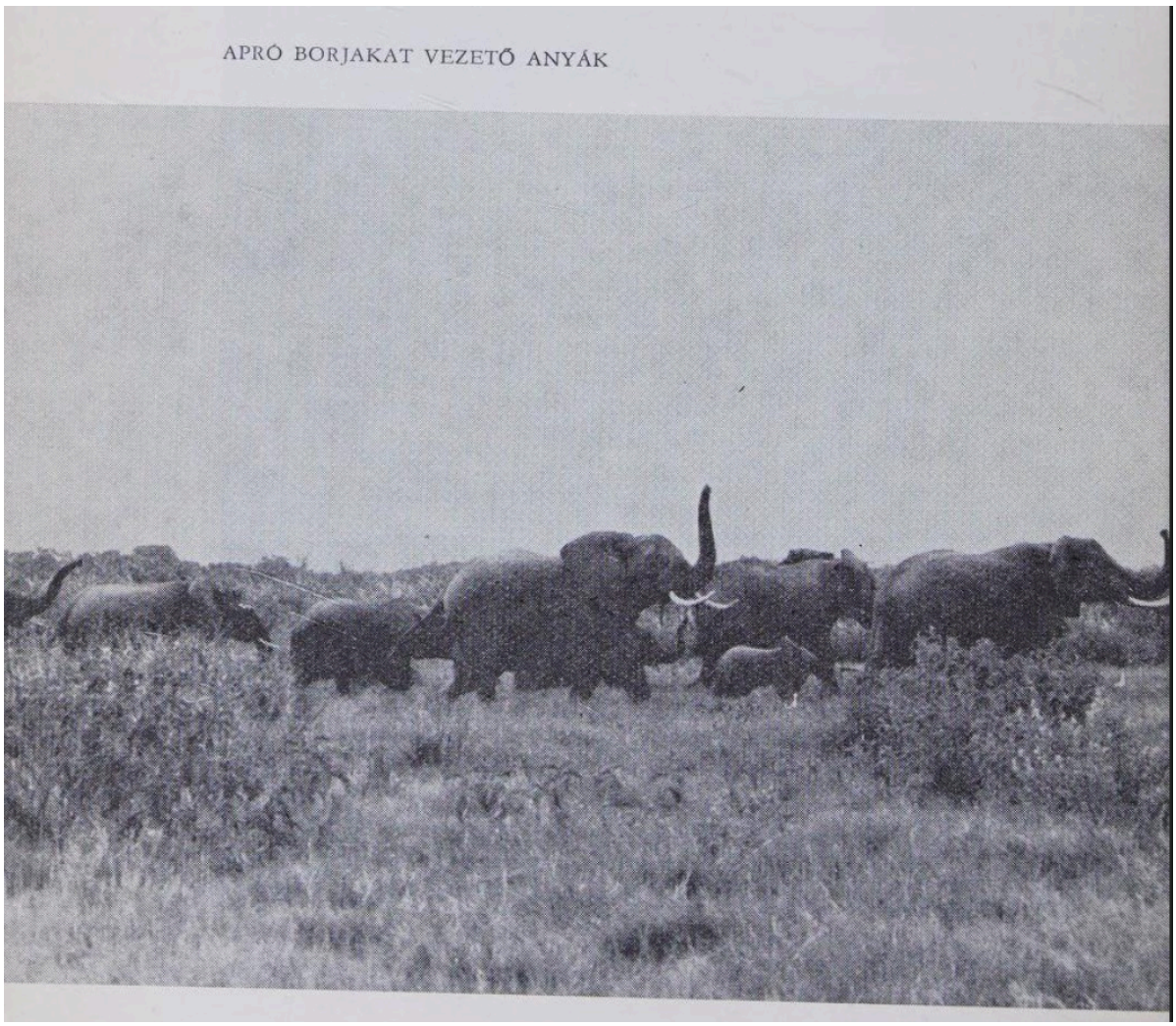
– Wir finden sie schon – versichern die Eingeborenen –, dort drüben grasen sie (sie zeigen die Richtung), sie sind sicher nicht weggegangen, in einer Viertelstunde sind wir da.

Wir holpern auf einem ungepflegten Pfad durch ein Gelände, das größtenteils aus dichtem Flötenakazien-Bestand besteht. Die Flötenakazie (Acacia drepanolobium) ist ein niedrig wachsender Baum mit langen Dornen, voll mit trockenen Gallen, von Ameisen bewohnten Auswüchsen. Diese Gallen sind löchrig, innen hohl, und wenn der Wind hindurchfährt, erzeugen sie einen pfeifenden Ton. Bei windigem Wetter sirrt und raschelt der Wald leise pfeifend, daher hat er seinen Namen „Flötenwald“. Die zwei Autos fahren hintereinander, vorne der Landrover, hinter uns der Lastwagen von „Blechhintern“. Beladen mit Feldarbeitern, den künftigen Giraffenschindern.

Im Handumdrehen finden wir die Gruppe, die im niedrigen Akaziendickicht steht. Es mögen etwa fünfzehn Tiere sein. Weit über sie hinaus ragt der einzige Wolkenkratzer, ein gewaltiger Bulle. Poolman braucht also nicht lange zu wählen. Er hält den Wagen an, springt heraus und begrüßt den großen Bullen in die Flanke. Er schickt vier schwere Cordite-Kugeln in den Riesen mit den traurigen Augen. Mit jeweils einem Schlenker des Schwanzes quittiert dieser die Treffer. Dann geht er traurig los, mit immer müderen, immer kürzeren Schritten. Er bleibt stehen. Er blickt noch einmal von seiner sieben Meter hohen Warte umher und erwartet ergeben den Tod. Aber dieser beeilt sich nicht, er lässt den armen alten Langhals gründlich warten. Er will noch einmal loslaufen, aber es reicht

nur für ein paar auf der Stelle tretende Parademarsche aus seiner rasch schwindenden Kraft. Dann knicken seine drei Meter langen Stelzen unter ihm ein. Er bricht zusammen wie ein zerbombter Kirchturm. Es war kein schöner Anblick. Ich war froh, dass nicht ich der Scharfrichter war. Ich freute mich auch über meine gesparten vier Stahlkugeln – diese großen Cordite-Patronen sind nämlich teuer. Drei Schilling das Stück. Wir lassen die Ladung des Lastwagens auf ihn los, das Landarbeiter-Kommando unseres noch immer unbekannten Freundes. Wir schlingen Seile um die entsetzlichen Schienbeine und lassen sie mit Hilfe der Autos in zwei Richtungen ziehen; nur so kommen unsere Leute zum Ausweiden heran. Ein ekelerregender, süßlicher Duft erfüllt den Ort – ich wusste gar nicht, dass ein Giraffenbulle so abscheulich riecht. Stimmt, ich hatte seit dreiunddreißig Jahren nicht das Vergnügen. Vielleicht erinnern sich einige noch. In „Csui!" erwähne ich, wie gründlich mich eine tote Giraffe getreten hat; ich hinkte tagelang davon. Die heutige war nicht so tretfreudig. Sie wurde gründlicher erschossen. Bald ist das Abziehen der riesigen Haut fertig. Sie wird auf den Lastwagen gewuchtet, ausgebreitet und mit der durch Blechhinterns kluge Voraussicht geschickten, riesigen Papiersackladung Kochsalz eingerieben. Die für das Ausstopfen benötigten Knochen werden hineingehoben, und schon fährt der Lastwagen ab, Richtung Zimmermanns Werkstatt in Nairobi. Und ich hole mein Notizbuch und meine Museumsliste hervor. Stolz hake ich den Giraffenbullen ab. Meine Frau hat das Giraffenabenteuer übrigens gefilmt. Das Erblicken, die Hinrichtung, das Auseinanderziehen mit den Autos, das Häuten, das Verladen und Abtransportieren der Haut. Auf dem Heimweg schauen wir beim Besitzer der verblichenen Giraffe vorbei. Wir bezahlen den vereinbarten Kaufpreis. Wir bedanken uns für seine Hilfe im Namen des Naturwissenschaftlichen Museums. Die Giraffenangelegenheit ist hiermit endgültig abgeschlossen. Nur ihren Geruch können wir nicht mit nach Hause nehmen. Dabei war das das Erschütterndste.

Das heutige Nashorn konnten wir natürlich nicht fotografieren. Es dämmerte kaum, als es seiner Heimat endgültig Lebewohl sagte. Obwohl ich den schönen Giraffenbullen kaum als „Jagderfolg" bezeichnen kann, sind wir doch einen halben Schritt weitergekommen. Die Tendenz scheint sich jedenfalls zu bessern. Der Nachmittag vergeht mit Packen und Aufräumen. Im Morgengrauen ziehen wir weiter nach Norden, in die Nähe von Isiolo. Auch dieser Ort ist ein alter Bekannter, wenn auch nicht in bester Erinnerung. Dort musste ich vor dreißig Jahren meinen offiziellen Eid ablegen! (Siehe *Afrikanische Lagerfeuer*, Kapitel „Krankheit".) Die Siedlung selbst berühren wir nicht, sie liegt etwas östlich unserer geplanten Fahrtroute. Es wäre jedoch interessant gewesen, sie wiederzusehen, denn dort haust das berühmte Ehepaar Adamson, die Autoren der durch die Löwin Elsa weltberühmt gewordenen Bücher und Filme. Wie ich sehe, haben wir zwei Weltsensationen verpasst: das „Baumhaushotel" (Treetops) und das Ehepaar Adamson. An beiden sind wir unmittelbar vorbeigefahren.



23 Januar, Camp „Dol-Dol“

Schon in Nairobi gingen Gerüchte über den Aufstand der Somalis um. Die Republik Somalia – obwohl ihre Grenze mehr als dreihundert Kilometer östlich liegt – hat es seit langem auf einige Provinzen Nordkenias abgesehen, in denen die Mehrheit der Bevölkerung Somalis sind. Überfälle von Somalis auf kenianisches Gebiet sind an der Tagesordnung und haben sich in den vergangenen Wochen so zugespitzt, dass die kenianische Regierung gezwungen war, zu ernsten Maßnahmen zu greifen und das gefährdete Gebiet zum Kriegsgebiet zu erklären. Darüber habe ich bereits früher berichtet. Ich erzählte auch, wie unangenehm uns die unerwartete Grenzsperre ist. Dass der Großteil der für uns reservierten, von mir rechtzeitig gebuchten „Jagdblöcke“ in Nordkenia liegt, im Streifgebiet der immer häufiger plündernden Somalis. Es ist natürlich keine Rede von einer unmittelbaren Kriegsgefahr, denn die eindringenden Nachbarn sind keine militärischen Formationen, sondern nur weit ausschwärmende, illegale Kommandos. Ihr Hauptziel ist die Ruhestörung, der Raub von Haustieren und eingeborenen Frauen und vor allem – Wilderei! Die kenianische Regierung übertreibt es leider etwas mit dem Schutz der ausländischen Jäger, die viel Devisen einbringen; sie hütet sich übermäßig davor, dass Berichte über die in Nordkenia herrschende Unsicherheit die Runde machen und potenziellen neuen „Kunden“, die vielleicht hierher wollen, die Lust verderben. Das alles ist leicht verständlich, nur schade, dass der wohlmeinende Eifer der örtlichen Behörde über das Ziel hinausschießt. Er ruiniert die Safari mancher Jagdgäste völlig, man könnte sagen, er bricht sie irreparabel in der Mitte durch.

Das ist – wie immer deutlicher wird – auch in unserem Fall geschehen. Heute kam heraus, als wir gerade auf dem nahe gelegenen Polizeiposten namens „Dol-Dol“ waren, dass man

bereit ist, uns in den ersten der für uns reservierten Forste hineinzulassen – obwohl auch dieser hinter der Grenzsperre liegt! Aber nur unter entsprechenden Bedingungen: „Das Lager darf nur diesseits der von der Polizei markierten Grenze aufgeschlagen werden!“

Dies liegt – wie sich bei näherer Untersuchung der Karte herausstellt – sechzig bis siebzig Kilometer vom Jagdgebiet entfernt. Und die nächste Bedingung – es gibt nämlich noch eine! – lautet: „Das Jagdgebiet muss noch vor Sonnenuntergang verlassen werden, man muss bei Tageslicht von dort verschwinden!“ Nur ein einziger Pfad nähert sich dem fraglichen Gebietsteil. Nur auf diesem kann man hinkommen, auf diesem muss man zurückkehren. Ein paar Kilometer von hier überwacht ein ständiger Posten den Pfad sowie die Ein- und Ausfahrt unseres Wagens! Nach alledem überlegen wir uns wahrlich, ob wir das überaus ehrenvolle, „außergewöhnliche“ Angebot überhaupt annehmen sollen? Die genannten Bedingungen bedeuten auf Deutsch gesagt, dass wir täglich hundert bis hundertvierzig Kilometer auf dem denkbar schändlichsten Felspfad fahren müssen, um unser „eigenes Jagdgebiet“ – um den Preis der Gefahr eines kombinierten Wagen- und Genickbruchs – überhaupt erreichen zu können! Es bedeutet ferner auch, dass wir mindestens zweieinhalb Stunden früher als normal aufstehen müssen und abends höchstens um acht Uhr nach Hause kommen können. Zudem müssen wir auf die wichtigsten Jagdstunden der Dämmerung (von vier bis sechs Uhr nachmittags) ebenfalls verzichten, da die zu unserem persönlichen Schutz aufgestellte Wache mit der Taschenuhr in der Hand darauf lauert, ob wir wohl hereingekommen sind und wann? Wir bedanken uns also für das Wohlwollen der Außenstelle in Dol-Dol und verabschieden uns mit dem Hinweis, dass wir über dieses wahrlich großzügige, fast bestechliche Angebot noch einmal schlafen werden.

Am Abend diskutieren wir noch lange am Feuer mit Poolman, ob es nicht ratsamer wäre, auf diesen Block zu verzichten und direkt zum nächsten, nach „Makindu“ an der Uganda-Bahn, umzuziehen, wo Poolman mit einem „todvorderen“ Nashornbullen lockt? Stimmt zwar, dass er hier einen „todvorderen“ Löwen verspricht – wir brauchen beide gleichermaßen! Unser jetziges Gebiet – obwohl wir es noch gar nicht gesehen haben – birgt neben den bereits aufgezählten Unannehmlichkeiten auch die keineswegs zu unterschätzende Gefahr eines Wagenbruchs. Dabei ist Poolmans Landrover fast nagelneu und hat vorläufig keine besonderen Mängel. Aber es ist kaum vorstellbar – sollten wir doch hierbleiben –, dass dies so bleibt! Erstaunlicherweise hat er überhaupt keine Angst um ihn! Obwohl ihn die sogenannte „Straße“ doch immer wieder ins Grübeln bringt. Besonders seit wir sie heute Nachmittag aus der Nähe besichtigt haben. Wir fuhren durch die Schranke der „Grenzsperre“ und erkundeten die hiesige Hälfte des Bergpfades, der sich mit scharfen Serpentinenkurven durch die felsige Gebirgskette windet. Genauer gesagt ein Viertel davon, denn auf dem Rückweg müssen wir ihn ja ebenfalls bewältigen. Ich kann getrost sagen, dass wir schon bei diesem Viertel ins Schwitzen gekommen sind! Nicht wegen der Hitze, sondern rein wegen der ausgestandenen Gefahren. Auf Schritt und Tritt liegt Gesteinsschutt zwischen der Größe eines Menschenkopfes und eines Mühlsteins, und dass Poolman überhaupt dazwischen hindurchlavieren konnte, gereicht ihm an sich zur Ehre. Mein einziger Trost war, dass er nicht meinen Wagen schund. Aber selbst um seinen tat es mir leid. Zu Gesprächen bot sich übrigens kaum Gelegenheit; wir mussten den Mund fest zusammenpressen, nur so gelang es uns, unsere Zähne zu bewahren, sonst hätten wir sie unweigerlich verloren. Aber vom Berggipfel blicken wir auf ein wahrlich verlockend erscheinendes, fast wie das „gelobte Land“ aussehende Panorama hinab. Und Poolman malt die sich unter uns weitende, wirklich herrliche Aussicht mit solchem Vertrauen aus und beschwört die dort in Bereitschaft wartenden Löwen und gewaltigen Büffelbullen so sehr, dass ich schließlich fast zustimme, das sich mühsam ankündigende Gebiet aufzusuchen. Schon allein unter dem Titel der „Präventivverteidigung“. Würde ich nämlich widersprechen, könnte er mir leicht die Verantwortung aufhalsen, vielleicht für all unser kommendes Pech. Vor dem

Schlafengehen beschließen wir also, um vier Uhr morgens aufzubrechen – mit zusammengebissenen Zähnen.

24 Januar, Camp „Dol-Dol“

Wir haben richtig gerechnet. Es dauert tatsächlich zwei Stunden, sich unserem Jagdgebiet auf der stellenweise ebenfalls halsbrecherischen Zufahrt zu nähern. Es beginnt gerade zu dämmern, wir kommen zur besten Zeit an. Eine vielversprechende Landschaft entfaltet sich um uns herum: grünende Wiesen, freundliches Gebüsch, sogar plätschernde Bäche – geeignetere, idealere Lagerplätze kann man sich nicht vorstellen! Aber nein! Es ist uns verboten, uns niederzulassen; die kenianische Regierung wäre zu Tode besorgt um die Unsicherheit unserer körperlichen Unversehrtheit, da ja in jedem Gebüsch ein gemeingefährlicher Somali-Krieger lauert, der nur darauf wartet, uns ausrauben zu können; jeder von ihnen hat es auf das Ehepaar Széchenyi abgesehen – vor allem auf die Gewehre von Széchenyi! Umsonst habe ich dieses Gebiet vor mehr als einem halben Jahr gebucht! Ich habe den Preis auch bezahlt, noch von Budapest aus. Dennoch muss ich mich aus siebzig Kilometern Entfernung hierher quälen, Poolmans Wagen und unser aller Knochen täglich aufs Spiel setzen, nur um die schwer zu beruhigende Besorgnis der kenianischen Regierung zu zerstreuen.

Schon in der ersten halben Stunde treffen wir auf diverses Wild: eine Herde Zebras und Oryx-Antilopen, Gerenuks, Impalas. Obwohl wir dringend mit der Beschaffung von Ködern für Löwen und Leoparden beginnen müssten – auch unsere Vorratskammer im Lager gähnt vor Leere –, will ich mein Hiersein nicht gleich posaunend verkünden und den hier sicher schon längere Zeit ungestörten Frieden durch sofortige Schießerei zerstören. Das Wild scheint hier recht vertraut zu sein; offensichtlich wurde es nicht allzu sehr aufgeschreckt, aber es wurde auch noch nicht ausgerottet wie in den bisher bereisten Teilen. Freuen wir uns also darüber, schauen wir uns um, machen wir uns mit der Gegend und dem Wildbestand gleichermaßen bekannt. Unsere eventuellen Chancen auf Löwen oder Büffel möchte ich auch nicht vorzeitig verderben – obwohl Poolman mich unaufhörlich zum Schuss drängt. Wir halten an einem Bachufer an, steigen aus und untersuchen die Wildfährten im Schlamm des Ufers. Wir finden verschiedene Antilopenspuren, einige ältere Büffelspuren und sogar – zu unserer großen Freude – Löwenspuren. Zwar nicht die frischesten, sie sind schon einige Tage alt. Jedenfalls ist es die erste Löwenspur, die wir seit unserem Aufenthalt hier – in offenem Gelände – bemerken. Wir beschließen also, am Nachmittag, bevor wir heimkehren, ein, zwei Zebras oder größere Antilopen zu schießen – wir laden den offensichtlich nur auf uns wartenden Löwen zum Essen ein. Sofern er sich noch hier aufhält.

Sobald es wärmer wird, lichtet sich das Wild sichtlich. Im Laufe des Vormittags befahren wir ein ordentliches Stück, sehen aber heute kaum noch hier und da ein eher uninteressantes Tier.

Gegen Mittag erreichen wir einen Fluss mit breitem, sandigem Bett. Ein geeigneter Ort für die Mittagsruhe. Wir steigen aus und untersuchen ihn aus der Nähe. Wir nehmen die Autositze heraus – jeder ist ein geeignetes Lager –, schnallen die „Lunchbox“ ab, jenen an eine Kiste erinnernden Korb, der unseren täglichen Proviant enthält. Vorher jedoch, um unseren ohnehin vorhandenen Appetit noch mehr zu steigern, entschließen wir uns zum Baden. Der Fluss ist auffallend niedrig, er teilt sich in fünf bis sechs Arme auf, das Wasser ist jedoch reißend und einladend sauber. Aber es ist so seicht, dass keiner der Arme über das Knie reicht. Badeanzüge haben wir natürlich nicht mitgebracht, aber vor den über unseren Köpfen hemmungslos herumtollenden, grau gekleideten Meerkatzen mit ihren schwarzen Gesichtern brauchen wir uns nicht zu schämen. Poolman zieht sich diskret zurück; er will ein gutes Stück des Ufers ablaufen und plant eine gründliche Spurensuche.

– Baden Sie nur nach Herzenslust; während der Mittagsstunden rührt sich das Wild ohnehin nicht. Ich werde selbst dort drüben, hinter der nächsten Kurve, baden und erst in einer Stunde zurückkommen.

Wir wählen also die „tiefste“ Stelle mit etwa drei Spannen Wassertiefe aus, strecken uns darin aus und spülen wohlig unsere von der langen Autofahrt erstarrten Glieder ab. Friedlich liegen wir auf dem Rücken in dem unter uns gluckernd plätschernden, seichten Bach. Wir schauen in den Himmel, genießen das nervenberuhigende Streicheln des Wassers und die uns umgebende Stille. Im Halbschlaf geht mir durch den Kopf, wohin dieses ungeduldig eilende Flüsschen wohl strebt? Wo wird es zur Ruhe kommen, sein Ziel erreichen? In welchem Meer? Denn früher oder später muss das seine endgültige Ambition sein! Dieses sinnende, schläfrig machende Gedankenspiel lässt mich auch ein wenig eindösen. Bis ich – obwohl nur zu gut bekannt – nun doch von einem unerwarteten Laut aufschrecke:

– Múúú! – sagt es, auch ein wenig schläfrig.

Aber leider keineswegs so, wie es ein schläfriger Löwe zu tun pflegt ...

Schon gar nicht in einer afrikanischen Sprache.

In einer weltweit bekannten, nur allzu gewöhnlichen, internationalen Kuhsprache!

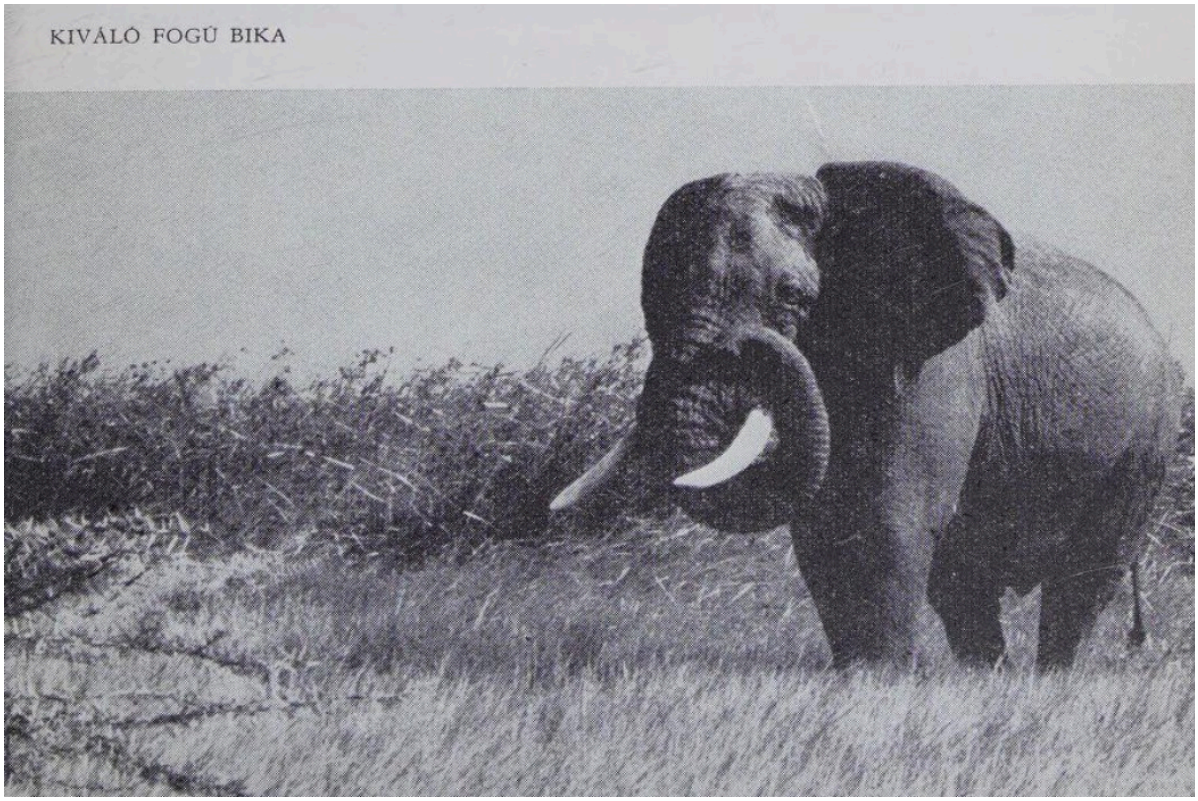
Jetzt höre ich es wieder, nun unmissverständlich – múúú!

Offensichtlich sehnt auch sie sich hierher, zum Fluss. Wenn auch nicht gerade zum Baden, so doch sicher, um zu trinken. Denn dieses langgezogene Kuhgebrüll ist reines Verlangen, Sehnsucht aus ausgetrockneter Kehle! Immer mehr stimmen jetzt ein, immer sehnsüchtiger ... Bald sind sie hier. Am gegenüberliegenden Bachufer. Eine mehrere hundert Tiere starke Hausrinderherde. Ein paar nackte, mit Speeren bewaffnete Jungen in Begleitung der hinter ihnen summenden Bremsenwolke. Die Herde stellt sich am Ufer auf, senkt den Kopf und schlürft gierig das Wasser. Aber das Meer von Fliegen und bissigen Bremsen bleibt da – zwischen uns das breite Bachbett. Offensichtlich ist es nicht breit genug, denn sie summen auch hier schon über uns. Wir schmecken ihnen, wir bringen auserlesenes Übersee-Feinschmeckerblut mit ... Wir überlassen ihnen also auch unser Ufer, da einige bucklige Kühe bereits hierher zusteuern. Sie kommen ihren lieben Blutsaugern hinterher.

Poolman kehrt gerade von seinem Aufklärungsausflug zurück. Natürlich hat er nichts gefunden, nichts gesehen. Er klärt uns auf, dass eine waschechte Somali-Herde zur Mittagstränke eingetroffen ist. Die um uns herum eilenden nackten Jungen sind offensichtlich – Somali-Krieger! Mit der Zeit werden sie es jedenfalls sein. Das sind also jene Furchteinflößenden, wegen denen wir hier nicht lagern dürfen, wegen denen wir zwei Stunden früher aufstehen müssen. Diese hier scheinen jedoch äußerst harmlos, ausgesprochen freundlich zu sein. Sobald sie ihre Herde getränkt haben, trinken auch sie, tauchen kurz in den Bach ein und ziehen schon wieder ab, zusammen mit all ihren Bremsen. Vorher jedoch hat Poolman sie ins Verhör genommen – in Sachen Löwe. Sie haben nicht ausgesagt. Es kann natürlich sein, dass Poolmans Somali-Kenntnisse lückenhaft sind. Dieses erfolglose Verhör gefiel mir dennoch nicht. Wenn es in der Gegend einen Löwen gibt – die Spur eines solchen haben wir zweifellos gesehen –, müssen die Somali-Hirten davon wissen! Vielleicht macht die Grenzsperre sie so schweigsam? Trotzköpfige Somalis. Poolman erzählt, dass die Somalis ohnehin kein sonderlich freundliches Volk sind, und jetzt erst recht nicht! Sie dürften sich des herzlichen nachbarschaftlichen Verhältnisses und der immer wiederkehrenden Grenzstreitigkeiten sehr wohl bewusst sein.

Nachdem wir die Somali-Herde verabschiedet haben, packen wir die „Lunchbox“ aus und essen mit gutem Appetit. Währenddessen wiederholt Poolman, dass sein Aufklärungsgang am Fluss völlig ergebnislos geblieben ist; diesmal habe er nicht einmal eine Fährte von Löwe oder Leopard gefunden! Dennoch hält er das baldige Auslegen von Ködern für notwendig. Nachdem die Mittagshitze nachgelassen hat, brechen wir auf, und bald gelingt es mir, zwei Zebras und eine schöne Oryx-Antilope mit langen Hörnern zu schießen. Den Kopf und die zwei Hinterläufe nehmen wir zur Unterhaltung des „Mpishi“ (Koches) mit uns, und mit dem verbleibenden Teil ergänzen wir das für die Raubtiere gedachte Zebra-Abendessen. Wir wählen im breiten Bachbett schattige Tränken aus, die in den Augen eines hungrigen und durstigen Löwen begehrenswert erscheinen, und legen dort die Zebras aus. Da wir auch mit den Zebraschüssen sparen müssen – eigentlich sind insgesamt nur drei erlaubt, aber über das „unbedingt Notwendige“ hinaus lässt sich mit dem Jagdamt leicht Einigkeit erzielen. Wir wollen nicht riskieren, dass der Löwe mit einem unserer Zebras das Weite suchen kann. Das tut er nämlich leicht, wenn der Köder nicht ordentlich verankert, am Boden befestigt ist. Früher pflegten wir sie an Bäume anzuketten oder mit dichtem Dornengestrüpp zu bedecken, damit die Geier sie nicht bemerken und vorzeitig zerfleddern konnten. Seit jedoch die geländegängigen Jagdwagen in Mode

gekommen sind, erfolgt das Auslegen der Köder nach einer verbesserten Methode. Man wirft ein Seil, das um den Zebranacken geknotet ist, über einen passend stehenden, starken Ast, befestigt das herabhängende Ende an der hinteren Stoßstange des Wagens und lässt den „Köder" einfach hochziehen. Natürlich gelingt das nicht immer. Mal reißt das Seil, mal hält der Ast den schweren Körper nicht aus und bricht krachend entzwei. Aber durch das vorsichtige Ziehen des Autos setzt sich das Zebra früher oder बाद in Bewegung und steigt allmählich in die Höhe. Man sollte es möglichst so hoch ziehen lassen, dass sein vom Baum herabhängendes Ende etwa zwei Meter über dem Boden ist. Das Aas mit aufgeschlitztem Bauch und herausgenommenen Innereien wittert der Löwe von Weitem, und sobald er es findet, setzt er sich darunter und fängt an zu grübeln. Schon das an der Baumkrone befestigte, in der Luft schwingende Zebra kommt ihm seltsam vor. Er zerbricht sich den Kopf darüber, wie man diesen nur allzu bekannten, aber ungewöhnlichen Vogel irgendwie ergattern könnte? Er schaut und schaut, mit immer wässrigerem Appetit, bis er schließlich versucht, danach zu greifen. Natürlich erreicht er es nicht. Er ist gezwungen, sich auf die Hinterbeine zu stellen; so kommt er ihm schon näher und kann es sogar beschnuppern, was seinen Appetit nur noch steigert. Das erfolglose Balancieren macht ihn immer ungeduldiger und gereizter; in seiner Not springt er immer wieder hoch, um sich einen Brocken aus der Keule des Zebras zu reißen. Das Ziel ist natürlich, dass der Löwe möglichst viel Zeit unter dem Baum verbringt. Dass er sich möglichst lange abmüht, dass die Beute, die ihm schon zum Greifen nah scheint und sich doch immer wieder wegbewegt, ihn möglichst lange bindet. Dass er sich möglichst die ganze Nacht lang damit amüsiert, ja sogar noch nach Tagesanbruch – zur Zeit des Erscheinens des Jägers – dort unter dem Baum herumhantiert und sich abrackert. Immer hungriger, natürlich. Poolman behauptet, er habe oft einen Löwen unter dem aufgehängten Köder-Aas gesehen, der erschöpft und ratlos grübelte und immer noch nicht glauben wollte, dass er unfähig war, das über seinem Kopf servierte Gratis-Abendessen zu erreichen! Wenn ich ihn doch nur schon einmal beim Grübeln sähe! Zur größeren Sicherheit – das pflegten wir übrigens auch früher schon zu tun – fahren wir das Zebra vor dem Aufhängen noch gründlich mit dem Wagen spazieren, lassen es an einem langen Seil hinterherrutschen, damit die Nase des nachts herumstreifenden Raubtiers den Aasgeruch möglichst leicht wahrnimmt und es, dieser Spur folgend, den Köder finden kann. Als wir heute im Morgengrauen die Zebra-Kadaver abklapperten, fiel mir beim zweiten eine Bewegung darunter ins Auge. Na endlich – denke ich leichtfertig –, es ist doch etwas gekommen! Schon wird mir von hinten das Gewehr gereicht. Bald stellt sich heraus, dass nur eine nichtsnutzige Hyäne Lust auf Zebrafleisch bekommen hatte. Sie sitzt wie ein Hund unter dem über ihrem Kopf duftenden Zebra – und schaut sehnsüchtig hinauf. Sie denkt nicht einmal nach.



26 Januar, Camp „Dol-Dol“

Der Leser möge nicht glauben, dass ich meinen gestrigen Bericht vergessen habe. Aber seit vorgestern haben wir tatsächlich nur fortwährende Enttäuschungen und Verdruss erlebt. Täglich quälen wir uns fleißig den halsbrecherischen Felspfad hin und her und untersuchen mit immer schwerer zu erneuernder Hoffnung die aufgehängten Zebras. Aber wahrlich – umsonst! Kein Löwe war auch nur in ihrer Nähe.

Dabei suchen wir auch das Flussbett auf einem beträchtlichen Stück ab. Es scheint, als ließe den hiesigen Löwen – dessen Spur wir neulich sahen – unser sorgfältig „spazieren gefahrenes“, auf die richtige Höhe gewuchtetes und nun in der ganzen Umgebung duftendes Zebra völlig kalt. Sollte er etwa auf die Seite der Somalis gewechselt sein? Jedenfalls hält er Hungerstreik.

Inzwischen haben wir natürlich auch ein wenig gejagt, da wir kaum noch befürchten müssen, dass unsere Schießerei die „Großräuber“ unseres Gebiets vertreibt. Wir haben zwei „neue“ Tiere für unser Museum gesammelt: ein Paar (Männchen und Weibchen) Klippspringer (*Oreotragus oreotragus*). Obwohl sie recht kümmerlich sind – sogar kleiner als unser heimisches Reh –, sind sie doch ziemlich seltene kleine Antilopen, eine einzigartige Gattung, die mit keiner anderen Antilope verwandt ist. Ihr Swahili-Name lautet „Ngurunguru“. Ohnehin ist es ein seltsames Geschöpf. Obwohl es nichts mit unserer heimischen Gämse zu tun hat, erinnert es doch an sie. Es haust in felsigen Gegenden und springt mit erstaunlicher Geschicklichkeit, fast wie ein Gummiball, von Fels zu Fels. Die Beine gamsartig unter sich gezogen, steht es auf einem handtellergroßen Felsvorsprung so sicher auf den Spitzen seiner vier steilen kleinen Hufe, als wären sie dort festgelötet. Ein weiteres Merkmal ist die besondere Beschaffenheit seines Fells: grob, faserig, brüchig, fast borstenartig. Die Farbe ist olivgrün, die Spitzen der Haare sind goldgelb. Unterschiedliche Lichtschattierungen verleihen ihm eine eigentümliche Musterung.

Einen davon, den Bock, schoss ich gestern gegen Abend auf dem Heimweg. Er stand auf der Spitze eines einsamen Felsens, wie auf einer Zinne, mit eng zusammengeführten Läufen, bewegungslos. Auf meinen Schuss hin rollte er mit einem gellenden Schrei in das

dichte Gebüsch am Fuße des Berges. Wir konnten ihn kaum finden. Ich freute mich über das seltene Tier und den seltenen Schuss. Mehr noch darüber, dass ich dem Museum etwas Neues bringen kann. Leider konnte ich ihn nicht „abhaken" – er steht gar nicht auf der Liste!

Die andere Besonderheit – diese wird jedoch auf dem Verzeichnis unterstrichen erwähnt, und ich habe sie ordnungsgemäß abgehakt – ist das Grévyzebra. Neulich, beim Anblick des gesattelten Reitexemplars im Hof des „Outspan-Hotels", habe ich diese schöne große Zebraart bereits ausführlicher gewürdigt. Ergänzend sollte ich vielleicht noch erwähnen, dass sie früher eine wichtige Rolle bei den Damen in Nairobi spielte! Damals war Zebraschuh-Mode. Aus der Stirnhaut eines Grévyzebras – auf der die Streifung viel schöner und dichter ist als bei den gewöhnlichen Verwandten – reichte es gerade für ein Paar Schuhe. Die Stirnhaut des gewöhnlichen, breitgestreiften Burchell-Zebras ist für die Schuhherstellung nicht geeignet. Es galt ausschließlich der „Grévy-Schuh". Nur durfte man schon damals laut Jagdschein nur ein einziges Exemplar erlegen! Für ein Paar Schuhe aber brauchte man zwei Grévys. In meiner seligen Blütezeit – als ich den Damen von Nairobi noch mehr Aufmerksamkeit widmen konnte – war ihr an die Jäger gerichteter Wunsch wohlbekannt:

– Für einen Fuß habe ich schon den Zebraschuh. Ist Ihr diesjähriges „Grévy" noch zu haben?

Das war ein sich alljährlich wiederholendes Problem. Dieses Jahr habe ich auch eines gesammelt. Verwerten konnte man es natürlich nicht. Es ist schließlich ein Museumsexemplar, und ein solches muss unversehrt und als Ganzes nach Hause gebracht werden. Ohnehin ist der „Grévy-Schuh" nicht mehr in Mode. Außer den erwähnten zwei Besonderheiten schoss ich in den vergangenen drei Tagen noch zwei Impalas, drei Gerenuks, zwei Oryx und drei Tomis.

Eben haben wir mit Poolman beratschlagt, dass es sich kaum lohnt, länger hierzubleiben! Löwen gibt es hier offensichtlich auch nicht, und der schreckliche Felsweg, dieser morgendliche und abendliche „Ärgernis-Pfad", verdirbt uns endgültig die Laune. Zwar liegt unser nächstes Lager in der Nähe der Station Makindu an der Uganda-Bahn sehr weit weg. Es wird mindestens zwei Tage dauern, bis unser Lastwagen unser Lager umgesiedelt hat. Eventuell auch länger, falls sich das Wetter wieder verschlechtert. Poolman hingegen beschwört immer häufiger den dortigen „todsicheren" Nashornbullen.

– Letzten Monat war ich in dieser Gegend – sagt er –, etwa vier Tage lang. Im Durchschnitt haben wir täglich achtzehn bis zwanzig Nashörner gesehen! Wir haben ausgewählt!

Hätte er das bloß nicht gesagt! Dieses Auswählen! Das ist eine so gewohnte Redensart der Berufsjäger, aber sie wird so selten wahr, dass mir allein bei der Erwähnung der Nerven blank liegen. Achtzehn bis zwanzig Nashörner am Tag? Selbst wenn nur die Hälfte wahr ist, dann ist es immer noch leicht, das eine Stück herauszusuchen – das man dann auch abhaken könnte! Schließlich überlassen wir die Entscheidung wieder dem Schicksal. Wenn Kopf kommt, ziehen wir ins nächste Lager – Nashörner auswählen! Wenn Zahl kommt, folgt erneutes Zähneausbeißen auf dem Pfad. Wir werfen die Münze – Zahl! Wir setzen unsere bisherige Beschäftigung fort.

27 Januar, Camp „Dol-Dol"

Wir überstehen die morgendliche Prüfung. Vorerst noch mit heiler Haut. Aber ich beschreibe es nicht mehr, ich verschone den Leser. Doch als wir nach der Überquerung

des Berges in unserem Jagdgebiet ankommen und dem Morgengrauen Zeit lassend einige Minuten lauschen – geschieht ein Wunder!

Aus dem Bachbett, aus der Richtung unserer aufgehängten Zebras – ertönt das tiefe Stöhnen eines Löwen!

Unsere Safari dauert nun siebzehn Tage. Heute gelingt es mir, Mangi das allererste Löwengebrüll zu präsentieren! Früher verging kaum eine Nacht ohne! Wie sagte doch der dicke Slim neulich, als ich mich über unsere bisherige Erfolglosigkeit beklagte:

– Tja – seufzte er voller Sorgen –, es ist eben nicht mehr so wie früher!

Manchmal trifft er den Nagel mit überraschender Hellsichtigkeit auf den Kopf!

Vorerst brüllt der Löwe beharrlich. Alle vier bis fünf Minuten ein heiseres, aber voluminöses Gebrüll! Und das gar nicht mal so weit weg, nur ein paar hundert Schritte. Aus der Richtung der aufgehängten Zebras.

Eine aufgeregte, kurze Debatte. Sollen wir uns zu Fuß nähern oder mit dem Auto? Dieses ist lautloser, jenes leiser. Lieber mit dem Wagen – schlägt Poolman vor. – Wenn er das Zebra wirklich gefunden hat, achtet er nur darauf und bemerkt das herannahende Auto gar nicht! Los, damit wir es nicht verpassen!

Möglicherweise hat er recht.

– Das Los hat gut gewählt – stellen wir alle drei fest –, es hat den geworfenen Schilling auf Zahl gedreht ...

Doch kaum lassen wir uns wieder in den Wagen gleiten und fahren leise in Richtung des letzten Gebrülls los – da verstummt der Löwe.

Wir warten ein wenig, ob er wieder anfängt. Aber er sagt keinen Ton mehr. Er hat nicht mehr als drei oder vier Strophen von sich gegeben. Wir wissen nicht einmal sicher, von welchem Zebra die Stimme kam. Schließlich scheint es so, als hätte er genau zwischen den beiden gerufen ...

Wir untersuchen also beide, eines nach dem anderen. So sorgfältig wie möglich.

Aber nicht nur einen Löwen, nicht einmal eine frische Spur finden wir.

Das ist wahrlich ein geheimnisvolles Tier. Eines, das auf Geisterfüßen, spurlos einhergeht!

Dabei war die Kehle – durchaus löwenartig!

Wir lassen es trotzdem nicht auf sich beruhen! Es kann nicht sein, dass wir kein Zeichen finden.

Wir suchen das sandige Bachbett in seiner ganzen Länge ab. Von unten nach oben. Von oben nach unten. Zweimal.

Aber es zeigen sich lediglich ein, zwei ältere Löwenspuren im Sand.

Diesmal haben wir nicht einmal Lust zum Baden. Dabei tun wir das jeden Tag – bis gegen Mittag die Somali-Herde kommt und ihre Unmengen an Bremsen uns dazu zwingen, die Kleider wieder anzuziehen ...

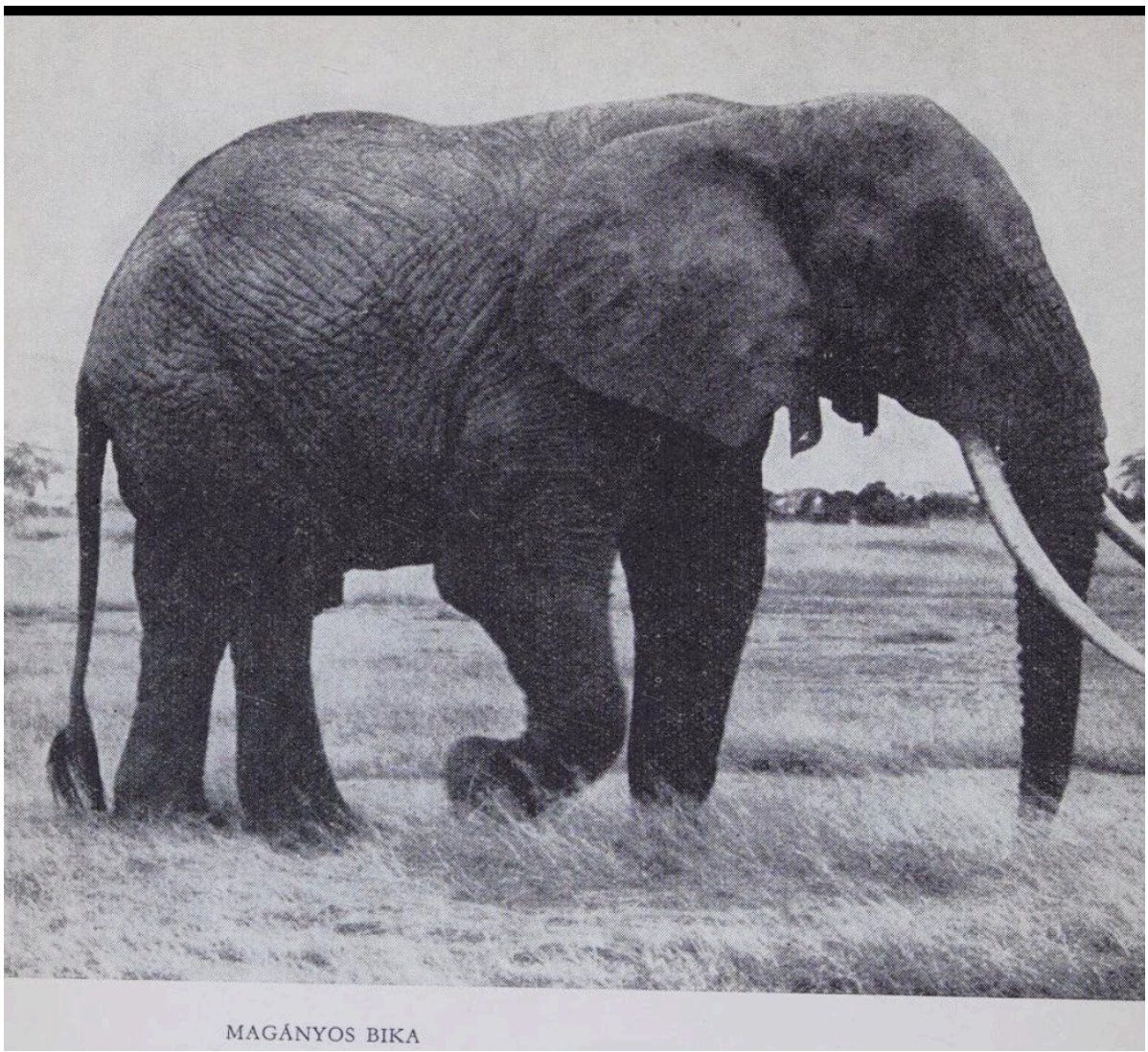
Sobald es warm zu werden beginnt, kehren wir heimwärts um. Um elf Uhr sind wir bereits im Lager.

Nun grübeln wir darüber nach, ob wir dem Löwen noch eine Gelegenheit geben sollen, seinen Irrtum von heute Morgen zu korrigieren? Oder sollen wir es gut sein lassen und lieber Nashörner auswählen gehen?

Sollen wir vielleicht wieder das Schicksal zu Hilfe rufen?

Nein.

Opfern wir noch den morgigen Vormittag! Wenn er heute gekommen ist, kommt er morgen erst recht. Das Zebra wird von Tag zu Tag stinkender!



MAGÁNYOS BIKA

28 Januar, Camp „Dol-Dol“

Offensichtlich waren wir dem Teufel diesen heutigen morgendlichen Ausflug schuldig. Bei Tagesanbruch lauschen wir bereits an der gewohnten Stelle. Völlige Stille – weit und breit.

Wir laufen wieder das Bachbett ab, untersuchen die immer widerwärtiger riechenden Zebras. Von einem Löwen finden wir keine Spur. Nur die Geier warten darauf, dass sie vom Baum herunterfaulen, damit auch sie endlich herankommen können ...

Wir kehren wieder mit leeren Händen heim, aber mit dem nun endgültigen Entschluss, unseren inzwischen voll beladenen Lastwagen so bald wie möglich auf den Weg zu schicken.

Ihm folgend brechen auch wir auf, vorerst bis Nyeri. Im neulich beschriebenen „White Rhino" machen wir nach einem ebenfalls späten Mittagessen noch einen letzten Versuch in Sachen „Treetops". Ich rufe im „Outspan" an und erfahre, dass die Lage unverändert ist – das Quartier im „Baumhaus" ist aussichtslos. Wir können auch dies endgültig aufgeben.

Mangels Alternativen bleibt als kleiner Trost – „auf nächstes Jahr verschoben".

Am Abend erreichen wir das angenehme „Muthaiga", wo wir eine beängstigende Überfüllung vorfinden. Eine Unterkunft zu bekommen, scheint aussichtslos.

Aber die Spannung der Ungewissheit dauert nicht einmal eine halbe Stunde. Bis dahin ordnet der allseits beliebte Mr. Brown, der bereitwillige Clubsekretär, alles und räumt jedes Hindernis beiseite. Ein Doppelzimmer kann er zwar nicht geben, aber es werden gerade zwei nebeneinanderliegende Einzelzimmer mit Verbindungstür frei.

Sie werden schon gereinigt, bald können wir einziehen.

– Schön und gut, dieser Komfort im Lager – stellt Mangi bald fest. – Wir haben draußen auf nichts verzichten müssen, wir hatten alles! Ja, du weißt genau, wie sehr ich das Lagerleben genieße. Besonders, wenn es auch erfolgreich ist, was man von diesem unglückseligen „Dol-Dol" wohl kaum behaupten kann. Mir schmerzen immer noch alle Knochen davon. Aber jetzt, wo ich mich endlich wieder in einer so zivilisierten, sauberen Badewanne ausstrecken kann, mir den Schmutz der Wildnis abwaschen kann, während ich mich in die Lektüre meiner während unserer Abwesenheit eingetroffenen, reichlichen Post vertiefe, muss ich feststellen – das ist doch etwas anderes!

– Gewiss – sage ich mit sprühendem Geist –, es ist eben ein großer Unterschied zwischen König Matthias und Matthias König! Ich weiß nur gerade nicht, wer hier der König Matthias ist: das Waschbecken aus Segeltuch im Lager oder die Porzellanwanne im Muthaiga?

Den Vorteil der hiesigen Überfüllung entdecken wir erst jetzt. Da zu jedem Zimmer ein Bad gehört, kommen wir diesmal in den Genuss von zwei Badewannen. Auch ich kann also mein geplagtes Skelett einweichen und meine Post lesen. Freilich ist sie wesentlich bescheidener als die von Mangi. Der Großteil der ihrigen stammt nämlich von unserer fleißigen Tochter. Später rufe ich die Windisch-Graetzens an:

– Wir haben nach den Schliefern grob aufgeräumt – berichten sie –, aber Unterkunft können wir leider immer noch nicht geben, von unserem Personal ist auch nur ein Mann aufgetaucht, zudem finden Reparaturen statt. Aber morgen holen wir euch heraus und zeigen euch unser Haus – obwohl die Unordnung noch recht groß ist!

29 Januar, Nairobi, „Muthaiga Club"

Gegen Mittag sind die Windisch-Graetzens da. In ihrem bequemen Wagen fahren wir hinaus zu ihrem freundlichen Heim in Langata. Ihr Garten grenzt direkt an das Nairobi-Reservat.

– Jeden Tag sehe ich von meinem Fenster aus Zebras und Antilopen – erzählt der Hausherr –, sie brechen immer wieder aus ihrem Schutzgebiet aus, zerfressen und

zertrampeln meine Blumen und Sträucher.

Sein hübsches Haus ist bis zum Bersten gefüllt mit den schönsten Trophäen. Gewaltige Elefantenstoßzähne, Löwenfelle, Büffelhörner füllen dicht gedrängt die Vier- bis Fünfzimmerwohnung.

– Früher habe ich jedes Jahr meinen Jagdschein gelöst – erklärt er –, ich ging auf lange Safaris. Mal allein, mal mit meiner Frau zu zweit. Aber seit ich meine Gewehre nicht mehr im Haus behalten darf – ich muss sie jedes Mal in der Bank von Nairobi aus dem Panzerschrank holen –, werde ich die Jagd wohl aufgeben. Die Polizei garantiert nämlich – seit dem Mau-Mau-Aufstand – nicht mehr für die Waffen; sie kann sie nicht vor den Mau-Maus schützen. Man hört ständig von Einbrüchen. Auch bei uns waren sie öfter, suchten mal Gewehre, mal anderes. Aber seit allgemein bekannt ist, dass keine Waffen im Haus sind, haben sie mit den Besuchen aufgehört. Und mich langweilt das ständige Banklaufen, das Öffnen des Panzerschranks in Anwesenheit des Bankdirektors, das sorgfältige Einfetten der Gewehre nach der Jagd und das offizielle Wieder-Verschließen sehr! Dann fahre ich lieber nach Hause zum Jagen – nach Europa! Die heimischen Hirsche, Rehböcke und Gämsen sind ohnehin besser! Sie sind mehr wert als dieser große, tölpelhafte Löwe! In Europa kann ich noch ungestört durch den Wald gehen, dazu brauche ich weder Bankdirektor noch Panzerschrank!

– Interessant – merke ich an –, früher war es umgekehrt. Stimmt, diesmal laufe ich dem Löwen auch vergeblich hinterher. Dabei bräuchte er gar nicht so groß zu sein, ich wäre auch mit einer schwächeren Mähne zufrieden! Irgendwann hatte ich auch solche – fünfzehn ausgewählte Mähnenmänner! Hätte ich doch einige dem Museum gegeben, vielleicht wäre einer davon übrig geblieben ...

Wir gehen durch den Garten, der immer noch gepflegt erscheint. Der mit der Bewachung des Hauses betraute Polizist hat ihn offensichtlich wacker instand gehalten, bis er seinen eigenmächtigen Urlaub antrat und dabei auch das Heer der Schliefer auf das im Stich gelassene Haus losließ ...

Wir betrachten auch die wahrlich qualitativ hochwertigen Trophäen. Fünf bis sechs Paar erstklassige Elefantenstoßzähne von etwa hundert Pfund, acht bis zehn ausgesuchte Löwenfelle und hervorragende Kaffernbüffelhörner füllen dicht gedrängt jeden freien Wandteil aus. Schließlich begutachten wir auch die ebenfalls reiche Jagdbibliothek.

– Kein einziger Band fehlt – rühmt sich der Hausherr –, denn Bücher sind hierzulande zum Glück kein begehrter Artikel.

Bald beschenkt er mich auch – mit vier wunderschönen Jagdbüchern, da er weiß, dass ich selbst ein leidenschaftlicher Sammler bin. Ich bedanke mich herzlich für die unerwartete Überraschung.

– Diese – sage ich – kannst du zumindest vorerst in Sicherheit wissen. Obwohl uns noch ein weiter Weg bis zur ungarischen Grenze bevorsteht. Und Buchamateure, besonders Liebhaber seltener Jagdbücher, finden sich auf jedem ordentlichen Schiff. Aber in den Buchhandlungen von Nairobi habe ich auch schon etliche zusammengetragen; ich habe mir sogar eine mit Vorhängeschloss verschließbare Bücherkiste besorgt – darin schließe ich die Neuerwerbungen ein.

Nach Beendigung des angenehmen und zugleich nützlichen Besuchs in Langata bringt uns unser freundlicher Gastgeber zurück ins „Muthaiga“, wo wir gegen Abend mit meiner unversehrten Bücherlieferung ankommen. Morgen ist Abfahrt in unser – hoffentlich

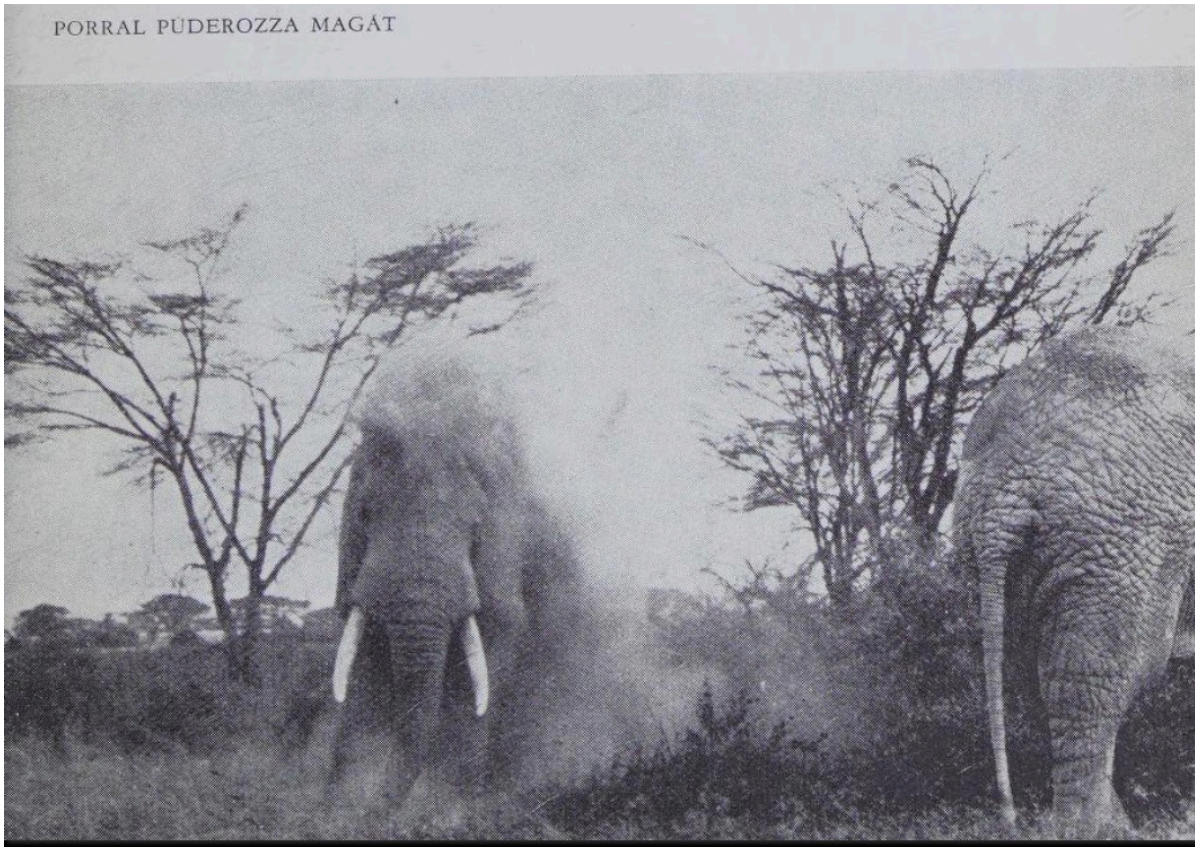
bereits bereitstehendes – Lager in der Gegend der Bahnstation Makindu. In jenes todsichere „Nashorn-Camp“!

30 Januar, Nairobi, „Muthaiga Club“

Natürlich ist es uns wieder nicht gelungen, rechtzeitig aufzubrechen. Es beginnen die üblichen Ausflüchte und die allseits bekannten Verzögerungen. Poolman kommt zwar morgens vorbei, rückt aber damit heraus, dass beide Wagen den Geist aufgegeben haben! Nicht nur der Landrover, zusätzlich auch noch der Lastwagen, der übrigens ebenfalls Poolmans Eigentum ist! Das haben wir auch erst vor Kurzem herausgefunden, denn ursprünglich dachten wir, den Lastwagen von Slim und der Safariagentur zu mieten. Nun stellt sich heraus, dass auch dieser Poolman gehört. Was jedoch nicht weiter wichtig ist, da wir mit Slim und den anderen kontrahiert haben und mit ihnen zum vorher festgelegten Mietpreis abrechnen müssen. Viel schlimmer ist, dass nun beide Wagen reparaturbedürftig sind, sogar der Lastwagen, von dem wir dachten, er bringe unsere Leute bereits Richtung Makindu, um dort unser neues Lager vorzubereiten! Das bedeutet natürlich neues Gezerre und ärgerliche Verzögerung. Ein Glück nur, dass derlei unverschuldete Zusatzkosten (unsere Unterkunft im Muthaiga, die Reparatur der Autos) zu Lasten der Agentur gehen und uns somit nicht betreffen. Den Zeitverlust durch die Autoreparatur jedoch (wir wissen noch nicht einmal, wie viele Tage es sein werden) ersetzt uns kein Mensch; die Suppe – die unvermeidlichen städtischen Mehrausgaben – müssen ausschließlich wir auslöffeln. Man kann sich leicht vorstellen, dass wir gerade diese unerwartet ausfallenden Tage am nötigsten gebraucht hätten! Genau an diesen hätte es am großen Löwen oder am gut bezahnten Elefanten hängen können! Unser bisheriges Pech ist offensichtlich zurückgekehrt und mit ihm die wachsende Sorge um das Endergebnis.

Poolman war wieder hier, er kam direkt aus der Werkstatt, wo man hoch und heilig versprochen hat, dass die Wagen bis morgen fertig sind. Demnach kommen wir – falls sie ausnahmsweise die Wahrheit gesagt haben – mit einer zweitägigen Verspätung aus diesem neuen Schlamassel heraus. Es kann natürlich leicht passieren – so viel Glück wie wir als Jäger haben –, dass unsere Leute eine gelegentliche Feier, eine städtische „Auszeit“ planen. Ein paar Tage Safari-Leben machen sie nämlich – das war früher auch nicht anders – leicht anfällig für so etwas. Sollte sich gar die ganze Truppe kollektiv eine Auszeit nehmen, könnte sie uns mit einer weiteren täglichen Verspätung überraschen. Vielleicht auch mit zweien. Denn die Auszeit muss man am nächsten Tag ja auch ausschlafen! Aber denken wir nicht immer an das Schlimmste! Wir müssen jedenfalls bereits damit rechnen, dass unsere Safari-Zeit rasant schwindet. Die Welt müsste sich also gewaltig drehen, damit wir noch erhobenen Hauptes in Budapest ankommen können!

Mit dem Entwickelnlassen unserer Fotos, dem über Erwartung gelungenen Abspielen unseres Filmstücks, Besuchen beim Arzt und beim Friseur sowie dem Gaffen vor verlockenden Schaufenstern vergeht die Zeit schnell.



Inzwischen haben wir auch dem Wunsch unseres in Burundi lebenden, neulich bereits vorgestellten Verwandten entsprochen. Er beauftragte uns, seine in einem nahe gelegenen Institut erzogenen, sehr nach unserem Geschmack geratenen Jäger-Sprösslinge aufzusuchen. Er ließ uns sogar etwas Trostgeld da, um die Kläglichkeit der Anstaltsverpflegung zu lindern. Wir setzen uns also ins Taxi, auf dem Schoß das lindernde Paket. Meine Frau findet es zwar zu wenig.

– Man sieht – bemerkt sie –, dass du keine Ahnung vom Fassungsvermögen zweier hungriger Schuljungen hast ...

Nach langem Suchen finden wir das außerhalb der Stadt gelegene, mitten im Wald gebaute und von irischen Patres geleitete, recht stattliche Erziehungsinstitut. Bald taucht die unter der Aufsicht des dichten Pfeifenqualm pafenden Paters vergnügt herumtollende Kinderschar auf, unter ihnen einer der gesuchten Sprösslinge.

– Der andere – erklärt der sympathische Pfeifenbruder – ist der Linksaußen unserer Fußballmannschaft. Er spielt gegen die Mannschaft der Nachbarschule – er ist im „Dienst".

Sein zur Hand befindlicher jüngerer Bruder übernimmt jedoch jubelnd die lindernde Schachtel und macht sich sogleich daran, sie zu erleichtern.

– Lass aber dem anderen auch etwas übrig, besonders von der Schokolade – warne ich ihn. – Ich habe eurem Vater versprochen, dass ich die Sendung gerecht unter euch aufteile!

– Mein Bruder spielt noch bis zum Abend Fußball – meldet er frohlockend –, er wird kaum so bald zurückkommen.

Es scheint sicherer zu sein, die eine Hälfte des Pakets in die Obhut des Pfeifenpaters zu geben.

31 Januar, Nairobi, „Muthaiga Club“

Die Wagen wurden pünktlich fertig. Auch unsere Leute haben den vielfältigen Versuchungen Nairobis tapfer widerstanden, sodass heute Morgen der Lastwagen ungehindert zum nächsten Lageraufbau aufbrechen konnte. Die arme Mangi hat sich bereits im Morgengrauen – zur Abwechslung – an das erneute Einpacken gemacht. Schließlich mussten die seit zwei Tagen benutzten zivilisierten Sachen ordentlich verstaut und im Lager des Clubs gegen Empfangsbescheinigung in Sicherheit gebracht werden. Wir nehmen natürlich nur safaritaugliches, in Segeltuchsäcke gestopftes Strapazierzeug mit. Auch das ist immer mehr als nötig. Wir haben Mühe, alles in die abgenutzten, safarierprobten und abschließbaren Segeltuchsäcke zu pfropfen. Gegen zehn Uhr kommt Poolman mit dem angeblich vollständig reaktivierten Landrover. Jede seiner Federn, jede seiner Schrauben war durch die Prüfung auf dem Felspfad von „Dol-Dol“ gelockert worden. Das Wetter ist wesentlich wärmer als bisher. Vor der Abfahrt schaue ich noch im Büro des „Gamewarden“ (Jagdaufseher) vorbei. Er amtiert noch, sein eingeborener Nachfolger hat ihn noch immer nicht abgelöst. Ausführlich schildere ich unsere jüngste Erfolglosigkeit und bitte ihn um Rat, wie man unsere Lage verbessern könnte. Mit wohlwollender Zuvorkommenheit teilt er mir mit, dass er selbst noch bis zum Hals im Durcheinander der Ungewissheit steckt. Ich verstehe das, bin aber gezwungen, unverrichteter Dinge weiterzuziehen. Während der heutigen langen Autofahrt – da uns natürlich wieder kein Wild unterhält – lege ich die Erörterung des sicherlich schon langweilig werdenden Problems des Wildmangels und die Diskussion der ebenfalls aktuellen ostafrikanischen Frage „Mensch gegen Wildtier“ beiseite. Es ist verständlich, dass bisher die Jagd, das Sammeln und Studieren der verschiedenen Tierarten das vorrangige Thema meiner Schriften war. Oft kam natürlich auch mein wichtigster Jagdbegleiter zur Sprache, der ostafrikanische Eingeborene. Besonders meine älteren Bücher habe ich mit dem einen oder anderen gemeinsamen Erlebnis und der Erinnerung an meine Leute gewürzt. Eine zusammenfassende Darstellung jedoch, eine in fast vierzig Jahren auf neun Afrika-Reisen gereifte allgemeine Meinung über den ostafrikanischen Menschen habe ich meines Wissens nie geäußert. Ich grüble also während unserer heutigen Reise darüber nach, ob es mir gelänge, mit einigen ehrlichen Worten meinen dunkelhäutigen Jagdgefährten zu charakterisieren, so wie ich ihn im Laufe meiner langen Wanderungen kennengelernt habe. Es mag sein, dass meine Charakterisierung für den heutigen befreiten Afrikaner nicht mehr zutrifft. Es hat sich schließlich so vieles verändert in der hiesigen neuen Welt; sollte sich ausgerechnet der Eingeborene nicht verändert haben? Nur hatte ich zur Kenntnisnahme der afrikanischen „Neuen Welt“ wahrlich wenig Gelegenheit. Wie ich bereits sagte, kamen wir in den allerersten Tagen der Unabhängigkeit an, wir konnten gerade mal hineinschnuppern. Die sehr verständlichen Probleme der Anfangsschwierigkeiten und Sorgen – vor allem jene, die Jagd und Wildschutz betreffen – habe ich versucht, nach Kräften darzustellen. Das war natürlich herzlich wenig, beschränkte sich nur auf das, was ich um mich herum sah und hörte, und kann daher keinen Anspruch auf einen allgemeinen Lagebericht erheben – vielleicht nicht einmal auf entsprechende Glaubwürdigkeit! Und da wir den Großteil unserer kurzen Zeit – wie auch aus meinem Buch hervorgeht – draußen in den verschiedenen Jagdlagern verbrachten, könnte ich über das städtische Leben und die dort wahrnehmbaren, sicherlich bedeutenden Umgestaltungen kaum einen zuverlässigen Bericht liefern. Ich muss jedoch annehmen, dass in den ersten Wochen der Unabhängigkeit kaum so tiefgreifende, das Gemüt der Bevölkerung erschütternde grundlegende Veränderungen stattgefunden haben könnten, die mein zu entwerfendes Charakterbild grundlegend verändern würden. In Anbetracht der bereits genannten Umstände bleibt mir also keine andere Wahl als die Erinnerungen an die Vergangenheit, das Erzählen der aus dem Material meiner einstigen Jagden destillierten Erfahrungen. Nach bestem Wissen möchte ich daher meine Meinung über den ostafrikanischen Mann (aus Kenia, Tanganjika und Uganda) in einigen Punkten zusammenfassen:

1. Ein äußerst liebenswürdiger, im Allgemeinen ehrlicher, gutmütiger Mensch!

2. Sein Sinn für Humor, zugleich sein schauspielerisches Talent, ist auffallend entwickelt. Ein so herzliches Lachen – selbst über den anspruchslosesten Scherz – habe ich nirgendwo sonst gehört wie auf einer ostafrikanischen Safari. Meiner Meinung nach macht ihn allein diese Eigenschaft schon liebenswert!

3. Der unverdorbene Ostafrikaner – den die „westliche Zivilisation" noch nicht vergiftet hat – stiehlt nicht, lügt nicht und verhält sich den Älteren gegenüber mit Respekt; dies sind – ich kann getrost sagen – zu seinem Grundwesen gehörende „Kultureigenschaften".

4. Ein verlässlicher Freund! Er schätzt die Freundschaft hoch ein!

5. Ein tapferer, aufopferungsvoller Jagdgefährte!

6. Gutherzig! Er ist immer bereit, seinem Mitmenschen in Not (gleich welcher Hautfarbe) zu helfen!

7. Ein harter, zäher, ausdauernder Geher! Ein hervorragender Orientierungskünstler, der sich selten verirrt, im unbekannten Gelände das kleinste Zeichen bemerkt, ein geschickter Kenner der Natur!

8. Er ist offenherzig und lernwillig – besonders, wenn es darum geht, sich irgendeine unbekannte Schalkhaftigkeit anzueignen!

Die aufgezählten Eigenschaften machen ihn zu einem äußerst angenehmen, ich möchte sagen unterhaltsamen Mitmenschen für den in der Wildnis kampierenden Jäger!

Um meine in den obigen acht Punkten aufgeführten Behauptungen zu bekräftigen, möchte ich Folgendes hinzufügen: Ich erinnere mich an unzählige Fälle, in denen allein das heitere Wesen meiner Leute, ihre meist ansteckende gute Laune, mich aus meiner Niedergeschlagenheit riss, aus jener griesgrämigen, entmutigten und mit jedem anbandelnden Gereiztheit, in der ich über mein Missgeschick schmollte (eine der häufigen Unannehmlichkeiten des tropischen Klimas!).

Und erst recht, wenn sie die Ereignisse eines vergangenen Jagdtages lebensecht nachspielten! Jeden nahmen sie dabei auf den Arm, nicht nur die menschlichen Beteiligten eines womöglich erfolglosen Abenteuers (natürlich auch mich selbst), sondern gleichermaßen die betreffenden tierischen Akteure – Löwen, Elefanten oder Büffelbullen! Eine solche Komödie erzeugte eine Heiterkeit, bei der sich manch einer vor unbändiger Freude am Boden rollte. In solchen Momenten blieb mir natürlich auch nichts anderes übrig, als meinem Erziehungsdrang freien Lauf zu lassen. In Augenblicken war jeder Verdruss verflogen! Wie gesund ist doch ein solch ausgiebiges Lachen! Wie gut schläft man danach!

Auch den Diebstahl erwähnte ich vorhin. Ich behaupte auch jetzt, dass er der Denkweise des Eingeborenen widerspricht. Wenn er ihn dennoch begeht, hat er es von anderen gelernt – in erster Linie von seinem „Vorbild", dem weißen Mann! Wenn ihm etwas gefällt, versucht er, darum zu bitten, er kann sogar zum Flehen Zuflucht nehmen! Aber hinterhältig, heimlich? – So etwas kennt er nicht. Diese Lösung kommt ihm gar nicht in den Sinn.

Über das Lügen wiederum denkt er so: Warum sollte ich behaupten, es sei schwarz, wenn ich mit eigenen Augen sehe, dass es weiß ist! Die von den Kolonialherren gebrachten,

unvermeidlich notwendigen Regeln und Verordnungen lehren ihn freilich bald das Lügen. Besonders dann, wenn er das Verbot nicht versteht, wenn ihm der Nutzen des Verbots noch nicht bewusst geworden ist! Sobald er dann für irgendeine Regelwidrigkeit zur Rechenschaft gezogen wird, verteidigt er sich sogleich so:

– Ich hatte keine Ahnung, dass es verboten ist!

(Natürlich denkt er sich auch diese Ausrede nicht selbst aus, er hört sie ebenfalls von anderen!) Aber er hat bereits begriffen, dass dies die bequemste und erfolgreichste Ausflucht ist! Seine Entdeckung teilt er natürlich sogleich all seinen Freunden mit. Und dann lügt nicht nur er, sondern auch seine Gefährten lügen hemmungslos. Schließlich sind sie alle äußerst lernwillig.

KASULI, ALIAS KARMÁLI

Dass „Unkenntnis des Gesetzes nicht vor Strafe schützt“ – dieser Grundsatz ist bis Ostafrika noch nicht vorgedrungen.

Der 3. Punkt meiner vorigen Aufzählung erwähnt die Freundschaftsbereitschaft des Eingeborenen. Auch diese durfte ich wiederholt auf die Probe stellen. Besonders früher, als ich an völlig „abgelegenen Orten“ unter echten „Wilden“ weilte. Ich gab einem von ihnen irgendeinen unbedeutenden, wertlosen Plunder, eine leere Blechdose oder Ähnliches. Unter vier Augen schärfte ich ihm ein, dass es sich um ein wertvolles Andenken handle und ich ihm dessen Bewahrung anvertraue. Er dürfe es niemandem geben, niemandem zeigen! Er solle es gut verstecken, ich würde im nächsten Jahr dafür zurückkehren. Ich erwarte, dass er bis dahin darauf achtgebe!

Und – rein als Kuriosum – suchte ich die betreffende Siedlung ein Jahr später erneut auf und erkundigte mich nach meinem „Hehler“ vom Vorjahr. Er erkannte mich von weitem

und näherte sich geheimnisvoll winkend:

– Es ist noch da! – teilte er flüsternd mit – ich habe es gut weggelegt und niemandem gezeigt!

Sicherlich hätte er es sogar um den Preis seines Lebens verteidigt. Schließlich hatte sein „Freund" es ihm anvertraut!

Oft bot sich mir die Gelegenheit – besonders auf meinen früheren, gemütlicheren Reisen –, auch in die eine oder andere Eingeborenenschule hineinzuschauen. Wie oft fehlte sogar das „Schulgebäude". In einer abgelegenen Siedlung stand das „Katheder" des eingeborenen Lehrers in einer Freiluftschule, inmitten einer geeigneten Wiese oder einer Waldlichtung. Auf einer wettergebeizten, selbstgezimmerten Bank reihten sich die oft noch splitterfasernackten, aber selbstbewussten, schokoladenfarbenen Menschlein aneinander. Was mich am meisten überraschte: Ich sah kaum ein träges, gaffendes oder gleichgültiges Gesicht unter ihnen. Fast ausnahmslos glänzten die kohlschwarzen Augen; sie hingen förmlich durstig an den Worten des Lehrers und hoben wetteifernd ihre rechte Hand, um sich zum Antworten zu melden ... Aufgeweckte Geistesgegenwart und verständiges Interesse leuchteten aus den Gesichtern.

Bisher – so scheint mir – habe ich mich bemüht, nur die guten Eigenschaften des Eingeborenen hervorzuheben; ich habe ihm ein Zeugnis ausgestellt, das jeder weiße Mann, der Afrika bereist hat, ohne Bedenken und getrost unterschreiben könnte. Ich darf jedoch auch einige wohlbekannte Unzulänglichkeiten des ostafrikanischen Negers nicht verschweigen. Sein in meinen Augen größter Fehler, mit der Brille des Weißen betrachtet: Er arbeitet nicht gerne! Jede ernsthafte Arbeit widerspricht seiner uralten Natur. Ich fürchte, diese Eigenschaft wird für das Afrika, das eine neue Weltordnung aufbaut, namentlich für die afrikanischen Pädagogen, ein ernster Nachteil sein! Obgleich die Arbeitsscheu der Männer nicht nur verzeihlich, sondern meiner Meinung nach nur zu verständlich ist! Seit Urzeiten arbeitet nur die Frau! Nur sie ist die „Arbeiterklasse", vielleicht wäre es richtiger zu sagen: das „Lasttier"! Schließlich bemüht sich jeder Mann, seinen „Frauenbestand" zu vergrößern, um mit den Früchten ihrer Arbeit neues Arbeitermaterial kaufen und so sein Vermögen mehren zu können!

In Europa ist das natürlich schwer zu verstehen. Noch schwerer ist es, sich für eine solche Einstellung zu begeistern. Aber versuchen wir einmal, mit dem Kopf des eingeborenen Mannes zu denken, nach seinen seit Urzeiten eingeprägten Gewohnheiten, Gesetzen und Rechten zu urteilen. Dürfen wir ihn wohl tadeln? Aus seinem Blickwinkel – fürchte ich – müssen wir ihm recht geben. Er hat nie gerne gearbeitet, er hatte nie die Gelegenheit, die Arbeit lieben zu lernen! Seit Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden, arbeiten nur die Frauen; sie bestellen den Boden, sammeln das Brennholz, pflegen die Haustiere, gebären die Unmengen an Kindern. Die Männer führten Krieg; sie waren darauf bedacht, den Nachbarstamm zu besiegen, zu unterwerfen, auszuplündern, ihre Frauen und Haustiere wegzutreiben. Für ernsthafte Arbeit hatten sie nie Zeit. Und natürlich – sie jagten. Nur die Jagd und das plündernde Kriegführen galten als männliche Beschäftigungen.

Das Plündern, der Frauen- und Kuhdiebstahl hat weitgehend aufgehört. Und die Jagd ist wegen des immer mehr um sich greifenden Wildmangels im Schwinden begriffen. Seit dem Wegfall ihrer uralten Beschäftigungen lungern die Männer vor ihren Hütten herum oder ruhen unter einem schattigen Baum. Sie beschäftigen sich ausschließlich mit ein wenig (oft gar nicht so wenig) Wilderei, vor allem aber mit dem Kindermachen. Sie freuen sich über die Kinder, die Enkel und besonders über ihre stetig wachsenden Herden. Ihre Kinder treiben diese täglich an ihren Hütten vorbei; sie zählen sie, kontrollieren etwaige Verluste. Raubtiere kommen auch jetzt noch nächtlich aus den Reservaten heraus und

dezimieren immer wieder die heimischen Herden; man muss sie also streng im Auge behalten. Wenn ein Löwe zu frech wird und den Kuhdiebstahl übertreibt, macht sich eine Gruppe Krieger bereit und nimmt mit Speeren die Fährte des Raubtiers auf. Sie kreisen ihn ein, manchmal speeren sie ihn auch nieder. Das ist eine Beschäftigung für Männer, gefährlich, ein wenig an die alten Zeiten erinnernd!

Aber da sich sonst kaum Arbeit anbietet, ist es angenehm, den lieben langen Tag zu ruhen, Pfeife zu rauchen und stundenlang mit dem Besitzer der Nachbarhütte zu plaudern – über den vergangenen, kaum wiederkehrenden alten Ruhm ... Und über die vielfältigen, unverständlichen, närrischen Gewohnheiten des weißen Mannes! – Den ganzen Tag jagt er nur dem Geld hinterher, und sobald er es findet, sperrt er es sogleich in die Bank! Uns möchte er auch zu solchem Wahnsinn überreden, er verspricht zwei- und einhalb Schilling für alle hundert Schilling! Aber wir lassen uns doch nicht betrügen! Unsere Kühe, Ziegen und Schafe vermehren sich stetig, unser Vermögen wächst zusehends!

Ich erlebte auf einer meiner Reisen ein interessantes Zeugnis dafür, wie hoch der Eingeborene sein Hausvieh schätzt und wie sehr er es achtet. In Nordkenia traf ich eine dunkelhäutige Mutter – wenn ich mich recht erinnere, vom Stamm der Boran –, die an der einen Brust ein Kind, an der anderen ein verwaistes Zicklein säugte!

Das am höchsten geschätzte Gut des Eingeborenen – neben seinem Hausvieh – ist seine freie Zeit, sein tägliches Nichtstun! Sein seelentötendes Müßiggang wird nur von den wenigen Tagen des sich periodisch aufblähenden Vollmonds unterbrochen. Dann dröhnt die ganze Nacht der Trommelschlag, an Schlaf ist nicht zu denken, Tanz und Hirsebier fließen! Nach der durchfeierten Nacht ist das Faulenzen am nächsten Tag umso schöner! Doch sobald der Vollmond abzunehmen beginnt, hört das nächtliche Gelage auf, das Leben versinkt in Langeweile, der von morgens bis abends dauernde Müßiggang kehrt zurück.

Es käme ihm nicht in den Sinn – um nur ein Beispiel von vielen zu nennen –, irgendeinem Mitglied seiner riesigen Herde eine Last aufzubürden, um damit das von den Frauen gesammelte Unmaß an Brennholz nach Hause bringen zu lassen!

– Wozu ist die Frau da? – fragt er entrüstet – die wird es schon heimschleppen!

Immerzu sieht man Frauen, die vom Wald heimwärts wanken und oft zentnerschweres Brennholz schleppen. Unverständlich sich bewegende, unwahrscheinlich hohe Holzstapel! Erst wenn man in ihre Nähe kommt, zeigen sich darunter die pfeifenstielmageren, schwarzen Schienbeine. Denn unter der unmenschlich schweren Last krümmt sich das vertrocknete, runzlige Mütterchen – das seit Urzeiten dienende Lasttier der ostafrikanischen Stämme. Jüngere natürlich, die zu den „neuesten Käufen“ gehören, gewiss nur ausnahmsweise. Denn diese sind, zumindest vorerst, noch für anderes zu gebrauchen.

In Kenia ist die Frauenemanzipation noch unbekannt. Aber die Zeit wird früher oder später vielleicht auch dies bringen. Freilich nicht so bald. Die seit Jahrhunderten stillgelegte männliche Arbeitslust zum Leben zu erwecken, verspricht keine leichte Aufgabe zu werden. Und sie macht den verstockten Standpunkt des vor seiner Hütte untätig sich kratzenden, für nichts in der Welt körperliche Arbeit anrührenden, büffelstarken „Kriegers“ nur zu verständlich:

– Ich werde doch nicht verrückt sein und mich plagen! Wozu sind meine Frauen da? Besonders die schon ausgealteten? Hier gibt es zu tun! Über Arbeitsmangel wird das sich

neu aufbauende Afrika in absehbarer Zeit wohl kaum klagen können!

Mir kommt ein Anblick von vor einigen Jahren in den Sinn: Wir fuhren an dem Waldsägewerk eines Farmers vorbei. Am Straßenrand lag, zu einem Haufen aufgeschichtet, zwei bis drei Kubikmeter Meterholz. Der Farmer war offensichtlich anderswo beschäftigt, stattdessen übernahm seine Frau den Heimtransport des Holzes. Vier junge Lohnarbeiter mit schwellenden Muskeln mühten sich ab, das Holz auf den bereitstehenden Lastwagen zu werfen. Aber sie kamen damit nicht voran. Es war ihnen zu schwer. Die ohnehin schmächtige Farmersfrau sagte scherzhaft zu ihnen:

– Wenn ihr es nicht schafft, ruft die zwei kräftigen Tagelöhnerinnen zu Hilfe!

– Das hatten wir auch gerade vor – antworteten sie begeistert. – Ich gehe und rufe sie!

Sie winkten den zwei Mädchen. Gut gelaunt lächelnd näherten sie sich und machten sich bereitwillig daran, die Scheite hochzuwerfen. In Minuten waren sie damit fertig, während sich die vier preisgekrönten Ringer mit hemmungsloser Natürlichkeit ins Gras legten und genüsslich ihre Zigarette zu Ende rauchten. Ohne das geringste Zeichen von Scham hielten sie die Sache für völlig in Ordnung.

Aber wir nähern uns – dabei bin ich mit der Charakterisierung des ostafrikanischen Eingeborenen noch längst nicht fertig! Vieles fiel mir noch ein, was das Bild vielleicht vervollständigen würde. Wenn wir wieder längere Zeit Auto fahren, werde ich noch einige typische Erinnerungen sammeln. Besonders über den Aberglauben und die Zaubereien der Eingeborenen ...

Gegen ein Uhr mittags erreichen wir den in der Nähe der ugandischen Eisenbahnlinie stationierten englischen Jagdaufseher von Makindu, der ebenfalls noch ungestört in seinem Büro wirkt. Wir erfahren von ihm, dass der Nashornbestand der umliegenden Wälder bei weitem nicht so reichhaltig ist, wie Poolman es in Aussicht gestellt hatte!

– Vor einigen Monaten gab es hier tatsächlich relativ viele Nashörner, aber die immer schwerer im Zaum zu haltenden eingeborenen Wilderer ziehen bereits in Scharen umher – in Geländewagen, genau wie Sie selbst –, sie lichten den Rhinozerosbestand rapide aus, bald werden sie ihn ganz ausrotten! Auch ich war daher gezwungen, eine Fangstation einzurichten – ich kann sie Ihnen zeigen, sie ist hier in der Nähe! Gerade ist eine Nashornkuh mit Kalb darin, wir haben sie vor drei Tagen gefangen. Wir wagen uns noch nicht recht in ihre Nähe, wir füttern sie nur von außen. Wir haben auch ein kleineres, einige Monate altes Kalb, das ist schon so zahm geworden, es läuft hier um mein Haus herum, jeder kann es streicheln! In einigen Wochen wird sich auch die Kuh mit dem Kalb beruhigen, dann wird man auch sie getrost besuchen können. Wir versuchen, auch die letzten verbliebenen Exemplare einzufangen, bevor die Wilderer sie erwischen. Lieber verkaufen wir sie für gutes Geld, als dass wir sie gänzlich verlieren. Übrigens erwarte ich täglich meine Ablösung und meinen eingeborenen Nachfolger, der meinen Platz einnimmt. Ich hoffe, es gelingt Ihnen noch, einen Nashornbullen für das Budapester Museum aufzutreiben, obwohl unser Bestand rapide schwindet. Derzeit stellt sich die Lage so dar, dass wir um die Wette verbrauchen – wir versuchen einzufangen und die letzten Exemplare an Zoos zu verkaufen, und die Wilderer schießen sie der Reihe nach nieder ...

Mangi fotografiert und filmt fleißig die gefangenen Rhinos. Einem Exemplar in freier Wildbahn war sie noch gar nicht begegnet – wahrlich ein empörender Zustand! Gegen drei Uhr finden wir nach langem Suchen unser neues Lager. Ein angeschwollener Fluss stellte sich unserem Lastwagen in den Weg; es gelang ihm wieder nicht, den vorgesehenen Platz zu erreichen, er konnte nur in die Nähe kommen und schlug dort das Lager auf. Hier muss es offensichtlich Unmengen geregnet haben; das Unkraut ist zwei Meter hoch geschossen, ein dichter Busch – selbst unser Geländewagen ist kaum darin zu sehen! Wir essen ein paar Bissen und machen uns sogleich auf den Weg, um einen Nashornbullen „auszuwählen"! Unsere Waffenträger stehen auf dem Rücksitz und strecken ihre Hälse durch die Dachluke; selbst so gelingt es ihnen kaum, in das Grasmeer zu blicken – außer einigen Giraffen, Zebras und gewöhnlichen Antilopenarten sehen wir gar nichts. Genau dort, wo Poolman – „noch vor einem halben Jahr" – achtzehn bis zwanzig Nashörner am Tag getroffen hat! Das behauptet er immer noch ständig.

– Aber sie müssen doch auch jetzt hier sein – zumindest das, was die Wilderer und die Fänger des Aufsehers hiergelassen haben –, aber in diesem zweimeterhohen Dschungel sehen wir sie nur dann, wenn wir zufällig gerade gegen sie rennen!

Mangels anderer Ausflüchte kann man jetzt alles auf den häufigen Regen und die endlos sprießende, die Sicht verdeckende Vegetation schieben! Wir schieben es auch weidlich darauf, was könnten wir sonst tun? Verständlicherweise kocht in mir der ohnmächtige Zorn – Mangi versucht mich immer noch zu trösten:

– Vergebens versuche ich, irgendeine Entschuldigung zu finden – klagt sie in ihrem Tagebuch –, ich mache Zsiga damit nur noch wütender. Er ist schon böse auf mich! Ich höre also auf, ich schweige, obwohl ich seine wachsende Empörung, sein Murren über die ständige Irreführung nur zu gut verstehe.

Schweigend kommen wir also nach Hause und kriechen missmutig ins Bett. Ich kann natürlich nicht ruhen, es ist auch noch früh. Ich gehe also hinaus zu Poolman, der am

Feuer schmollt. Wir nörgeln noch eine ganze Zeit über die immer aussichtsloser werdende Lage herum, bis wir schließlich schläfrig und ratlos ins Bett kriechen.

1 Februar, Camp bei Makindu

Es regnet. Fröhlich lässt es das Unkraut wachsen. Offensichtlich will es uns darin ersäufen.

Poolman hat mit der Autoreparatur begonnen. Er ist unter den Landrover gekrochen und schraubt daran herum. Seiner Meinung nach haben sie in der Werkstatt vieles vergessen, das versucht er nachzuholen.

Poolmans wahrlich beispielhaften Fleiß habe ich noch gar nicht erwähnt. Vor lauter Ärger kam ich nicht dazu. Dabei arbeitet er den ganzen Tag, er rührt alles an. Vor allem natürlich fummelt er an seinen Autos herum. Ein tadelloser Geländewagen ist dieser Landrover, aber selbst bei sorgfältigster Behandlung hält er das Safari-Leben nicht länger als ein Jahr aus. Jedes Jahr muss sich der Berufsjäger einen neuen besorgen. Natürlich erleichtert auch das sein Leben nicht. Aber man kann Poolman ohnehin keine Arbeitsscheu vorwerfen. Er hilft sogar seinen Eingeborenen ständig. Das Häuten des erlegten Wildes, das Einsalzen der Felle, das Feststellen der Unmengen an vom Museum gewünschten Maßen – was eigentlich meine Aufgabe wäre – übernimmt meist er für mich. Ein strebsamer, emsiger, fleißiger Mann, das kann niemand bestreiten. Gegen den Wildmangel ist natürlich auch er machtlos. In seiner Ohnmacht nimmt er Zuflucht zu fast unverschämter Prahlerei und lächerlicher Flunkerei. Und wenn sich seine leichtfertigen Versprechen als unwahr erweisen, wird er wütend.

Am Nachmittag hört der Regen auf. Auch Poolman beendet die Autoreparatur. Wir brechen auf, um Wild zu suchen. Die Hitze ist bedrückend, das klitschnasse Gras trieft vor Wasser, wir sehen kaum daraus hervor. Außer einigen Giraffen – deren Köpfe ragen doch aus dem Gras heraus – treffen wir auf gar nichts, nicht einmal auf eines der Nashörner, die sich vor Kurzem noch zu zwanzigst zeigten. Die Tage der Erfolglosigkeit häufen sich.

2 Februar, Camp bei Makindu

Morgens um sechs brechen wir auf, bei nebligem, schwülem, bedrückendem Wetter. Bis Mittag durchstreifen wir das Dickicht, wir sehen nicht einmal so viel Wild wie gestern. Das Nashorn rührt natürlich kein Ohr. Diese Treibhausluft ist nervtötend. Zudem, als ich gezwungen bin, den Wagen für einige Minuten zu verlassen, um im durchnässten Bewuchs nach einem „einladenden“ Gebüsch zu suchen, lasse ich mich mit meinem ausdauernden Glück mitten in einem riesigen, im hohen Gras verborgenen Ameisenhaufen nieder. Natürlich nicht unter heimischen, harmlosen Ameisen, sondern in der Familienversammlung der giftigsten, bissigsten Art der vielfältigen afrikanischen Ameisenfamilien, vor der Mensch und Tier gleichermaßen fliehen. Bis ich das bemerke – im regnerischen Wetter waren sie alle zusammengekuschelt –, muss ich die Flucht ergreifen; so plötzlich überfallen sie mich, kriechen mir sogar in die Hemdsärmel hinein und hinaus. Mangi sammelt fast eine Stunde lang die zentimeterlangen, zäh in mich verbissenen, brennend beißenden Viecher von mir ab. In immer schlechterer Stimmung setzen wir schweigend unsere Urwald-Fahrt fort.

Kaum haben wir das ungewöhnliche Jagdabenteuer hinter uns – da kommt schon das nächste. Aus irgendeinem bürstendichten Dickicht steigt eine schwache Rauchsäule zum Himmel empor. Die Zündler im Gebüsch vertrauen offensichtlich darauf, dass wir ungesehen an ihnen vorbeifahren. Aber unsere hinter uns auf der Lauer stehenden

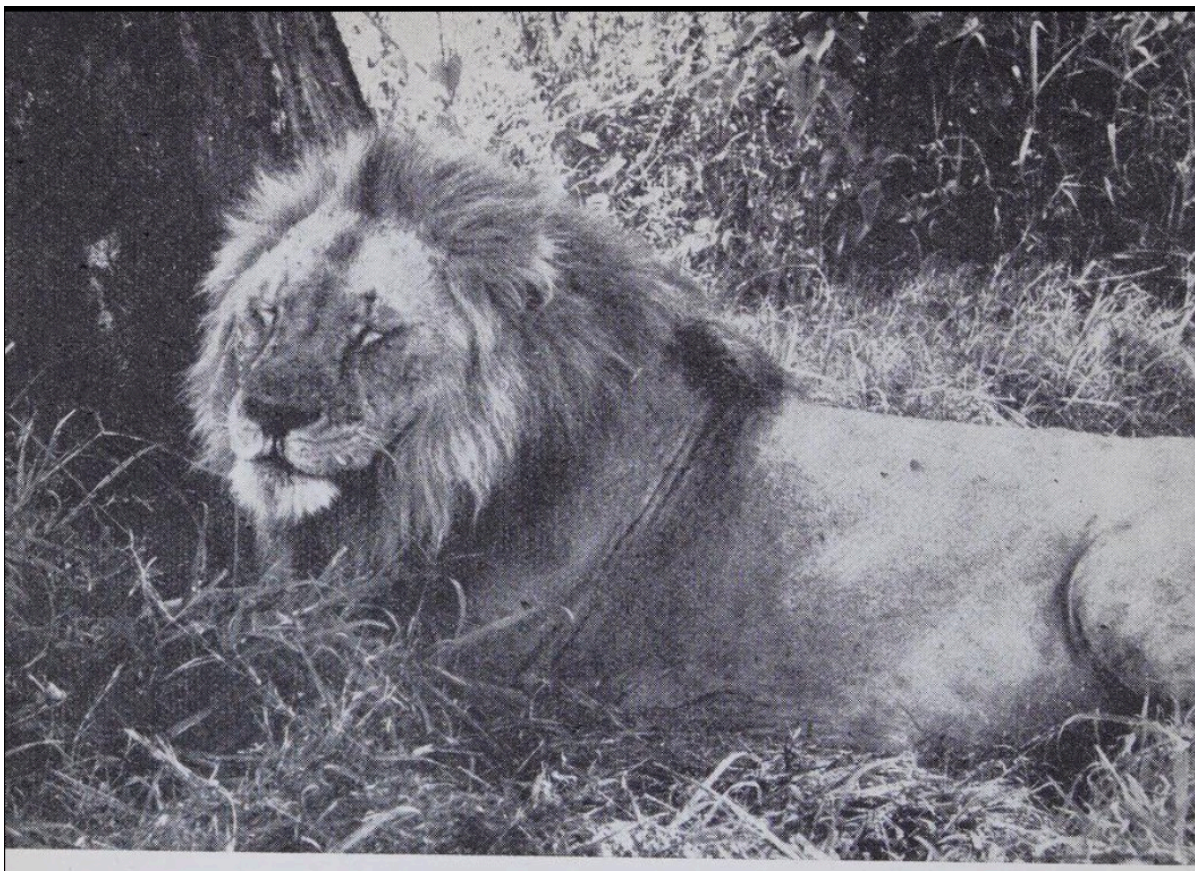
Waffenträger bemerken es sehr wohl; eilig geben sie Poolman Bescheid, der unverzüglich auf das rauchende Dickicht zufährt.

Wir stoßen auf ein Wildererlager. In Augenblickschnelle verschwinden sie im Dichten, bis auf einen; offensichtlich haben sie ihm das Feuerschüren anvertraut. An Flucht denkt er gar nicht, er stammelt überrascht – „er sammle doch nur Waldhonig – sagt er –, er klaubt ein wenig Brennholz". Poolman verhaftet ihn jedoch energisch, er beschlagnahmt tapfer ihre Waffen und ihre Jagdbeute. Das undurchdringliche Versteck wird hermetisch von einer etwa zwei Meter hohen Dornenhecke umschlossen. Wir klettern alle drei hinein. Auch Mangi interessiert sich natürlich für das afrikanische Gaunerlager. Ein entsetzlicher Aasgestank verdichtet sich hier drinnen; das Ergebnis der Wilderei hängt in lange Fleischstreifen geschnitten – in Form von „Biltong" – ringsum an den Büschen. Poolman nimmt den armen Delinquenten ins Gebet, er versucht, ihm Namen und Anzahl seiner Kumpane zu entlocken. Natürlich erfolglos. Laut dem Gefangenen waren sie nur zu zweit, arme Honig suchende Freunde. Seine zitternde Aussage wird jedoch sogleich von fünf oder sechs unter dem Gebüsch versteckten Bogen und dem dazu gehörenden stattlichen Bündel – vergifteter Pfeile – zunichtegemacht! Anhand dieser sowie der Menge der grausam duftenden Jagdbeute können selbst wir leicht feststellen, dass wir auf das geheime Lager einer mindestens fünf- bis sechsgliedrigen, professionellen Wildererbande gestoßen sind.

Poolman packt die Kriegsbeute auf (nur die Waffen! Auf den Heimtransport der stinkenden Fleischstreifen verzichtet er glücklicherweise). Dann kehren wir heim, den „Kronzeugen" zwischen zwei unserer Waffenträger gequetscht. Poolman bringt ihn gleich weiter zum Nashorn fangenden Jagdaufseher und gibt ihn dort ab, damit wir das giftige Werkzeug nicht in unserem Lager abladen müssen. Ich habe für heute genug vom Ameisengift ...

Der Großteil des in Ostafrika gebräuchlichen Pfeilgifts wird aus einem der Acokanthera-Sträucher hergestellt. Dieses Gift ist vor allem in Kenia verbreitet, während in Tanganjika eher eine der Strophanthus-Arten, besonders Strophanthus kombé, in Mode ist. Beide sind Herzlähmungsmittel mit einer Wirkung ähnlich der von Digitalis.

Der Wilderer wird übrigens noch im Laufe des Tages nach Hause gelassen. Schließlich gab es keine „Tatfrische". Man darf ihn nur verhaften, wenn man ihn neben frisch erlegtem Wild als „Behörde" antrifft. Poolman ist nämlich – wie auch die anderen vereidigten Berufsjäger – „Ehrenjagdufseher" (honorary gamewarden) und somit auch zur Festnahme von Wilderern berechtigt. Er hat den gefangenen Täter nur deshalb abgeliefert, weil für die abgelieferten Bogen, Pfeile, Tellereisen und verschiedenen Wildfangschlingen eine festgelegte Geldprämie gezahlt wird.



KASULI VETÉLYTÁRSA

Ziemlich entmutigt holpern wir heimwärts, unsere einzige Beute: der „Honig suchende Ausflügler“. Es dämmert bereits, als wir an den Waldrand gelangen, an das Ufer eines stattlichen Schilfgürtels. Auf der gegenüberliegenden Seite, etwa vierhundert Schritte von uns entfernt, steht ein einsames Nashorn! Das allererste von den angeblichen achtzehn bis zwanzig täglich! Der Boden des Schilfgebiets ist weich; ich höre, dass sogar ein noch unsichtbarer breiter Bach zwischen uns liegt, auch das Licht lässt nach, wir müssten uns beeilen.

– Wenn wir nur bis zum Bach gelangen könnten – sagt Poolman –, von dort aus könnte man es vielleicht schon schießen!

Wir springen aus dem Wagen – wir müssen es zu Fuß versuchen. Einer unserer Waffenträger bleibt im Auto und bewacht unsere „lebende Beute“. Der andere kommt mit uns. Zu viert preschen wir in das über unsere Köpfe reichende, anfangs trockene, aber immer sumpfiger werdende Schilf. Das Nashorn verlieren wir natürlich aus den Augen, aber die Richtung haben wir uns gut gemerkt – also nur vorwärts, so schnell wie möglich!

Mangi platscht zuvorderst im immer tiefer werdenden Sumpf, so sehr treibt sie die Leidenschaft an. Wir sehen bereits, dass wir zu spät kommen, unsere Mühe ist vergeblich. Im Nu bricht die Nacht über uns herein, wir müssen unser Unternehmen abbrechen, bevor wir das Nashorn erneut erblicken können. Wir preschen also zurück zum Wagen, wesentlich langsamer und verschmierter, als wir hineingegangen sind. Aber zumindest haben wir das Vorhandensein von Poolmans – zwanzigstem Nashorn festgestellt! Mit den ersten neunzehn hatten wir kein Glück.

3 Februar, bei Camp Makindu

Sobald es dämmert, brechen wir in die Richtung auf, in der wir gestern Abend das Nashorn sahen. Wenn auch kein Nashorn, so finden wir doch bald einige frische Spuren.

Sie kommen vom Schilf her und führen ins Dickicht. Dort jedoch fällt es uns schwer, ihnen im kreuz und quer verflochtenen, durchnässten Unkraut zu folgen. Wir überlegen, ob wir es nicht zu Fuß versuchen sollten. Es kann nicht weit gegangen sein – es wird ja gerade erst hell. Aber im Dichten ist es noch schwer zu sehen, es ist unmöglich, den Wechsel zu erkennen. Wir kehren also zum Wagen zurück; es scheint doch besser zu sein, mit diesem einzudringen. Seit etwa einer halben Stunde drehen wir uns nun schon in dem immer aussichtsloser werdenden Dschungel, als die hinter uns stehenden Schwarzen unerwartet über uns auf das Wagendach trommeln ... Wir wissen, was das bedeutet, wir stehen bereits still, aber wir sehen gewiss gar nichts. Wir sitzen tief, das uns umwuchernde Gebüsch ist hoch, die Schwarzen zeigen nach vorne und flüstern immer aufgeregter ...

Endlich sehe ich es – durch die klitschnasse, verschmierte Windschutzscheibe – etwa fünfzehn Meter vor uns: das ruhig daliegende Nashorn! Nur sein Kopf ragt aus dem Gras hervor – ein Bulle, aber mit recht schwachem Horn ...

Als ich aus der Autotür trete, springt das Nashorn bereits ins Dickicht – ich schieße zwei schnelle Kugeln hinein –, krachend verschlingt es die Dichte ... Poolman springt auch heraus, ebenso die beiden Waffenträger; krachend stürmen wir hinterher. Mangi lassen wir im Wagen zurück, obwohl wir wissen, dass wir dafür ausgescholten werden – zumindest ich. Aber für eine Besprechung ist keine Zeit, es scheint auch nicht ratsam, sie mit dem verwundeten Nashorn zusammenzubringen ...

Es ist leicht, der frischen Spur zu folgen. Anfangs laufen wir um die Wette, aber der Altersunterschied zwischen uns macht sich bereits bemerkbar, mir geht die Puste aus, ich bleibe zurück, Poolman setzt die Hatz allein fort ...

Schon höre ich seine Stimme:

– Da, wo es liegt, schau! – Und im nächsten Augenblick den Gnadenschuss!

Bis ich dorthin trotte – tut das Nashorn bereits seinen letzten Atemzug. Ein mittelmäßiger Bulle – aber ein Bulle! Endlich ist das Nashornpaar für das Museum beisammen! Zur Auswahl – kam es zwar nicht. Dennoch bin ich froh, dass es mir in der heutigen Welt unter den vielen Wilderern gelungen ist, zu einem günstigen Zoll zu kommen.

Nach dem nebligen Morgen kommt strahlend die Sonne heraus. Poolman läuft zurück, um Mangi zu holen. Schon tuckert er mit ihr zurück. Ihr vorauszusehendes Entrüsten ist diesmal nur zu verständlich:

– So wie ihr kann ich auch noch laufen. So selten kommt es zu ein wenig Aufregung! Und ausgerechnet jetzt vergisst du mich? Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie beschämend es ist, wenn man wort- und grußlos einfach hier mitten im Urwald in einem rostigen Wagen zurückgelassen wird, den ich nicht einmal öffnen kann! Ihr nehmt mich überhaupt nicht ernst, jeder rennt in alle Richtungen davon. Einmal hätte ich einen Nashornschuss sehen können, du aber sperrst mir die Autotür zu. Ich wüsste gerne, warum du mich nach Afrika mitgenommen hast? Damit ich Ameisen von dir absammle?

Ich kann nicht sagen, dass mich dieses morgendliche Ständchen unerwartet trifft. Ich sehe auch ein, dass sich der Armen wenig Hoffnung auf eine Nashornjagd bietet. In ganz Afrika ist sie verboten ... Aber jetzt kann sie es zumindest nach Herzenslust fotografieren. Im tadellosen Sonnenlicht. Nur leider ist es durch das hohe Gras fast unsichtbar.

Dann stellen wir seine vielfältigen Maße fest. Die Länge des Horns leicht, den Brustumfang schwerer. Schließlich decken wir es mit Zweigen zu, damit die Geier sich

nicht daran gütlich tun können. Dann eilen wir nach Hause, damit Poolman so bald wie möglich unsere Leute herausbringen kann; sie müssen dringend mit dem Häuten beginnen. Im Lager werden sie die Haut dann gründlich reinigen und einsalzen. Wenn sie sich daransetzen, können sie bis zum Abend fertig sein. Morgen können wir dann weiterziehen – in unser allerletztes Jagdlager. Man sagt viel Gutes darüber. Es bestehe dort Aussicht auf alle Arten von Wild. Jenes Lager kann noch alles wiedergutmachen! Es ist allerdings wahr, dass wir mit ähnlichen Informationen schon ein wenig überfüttert wurden ...

4 Februar, bei Camp Makindu

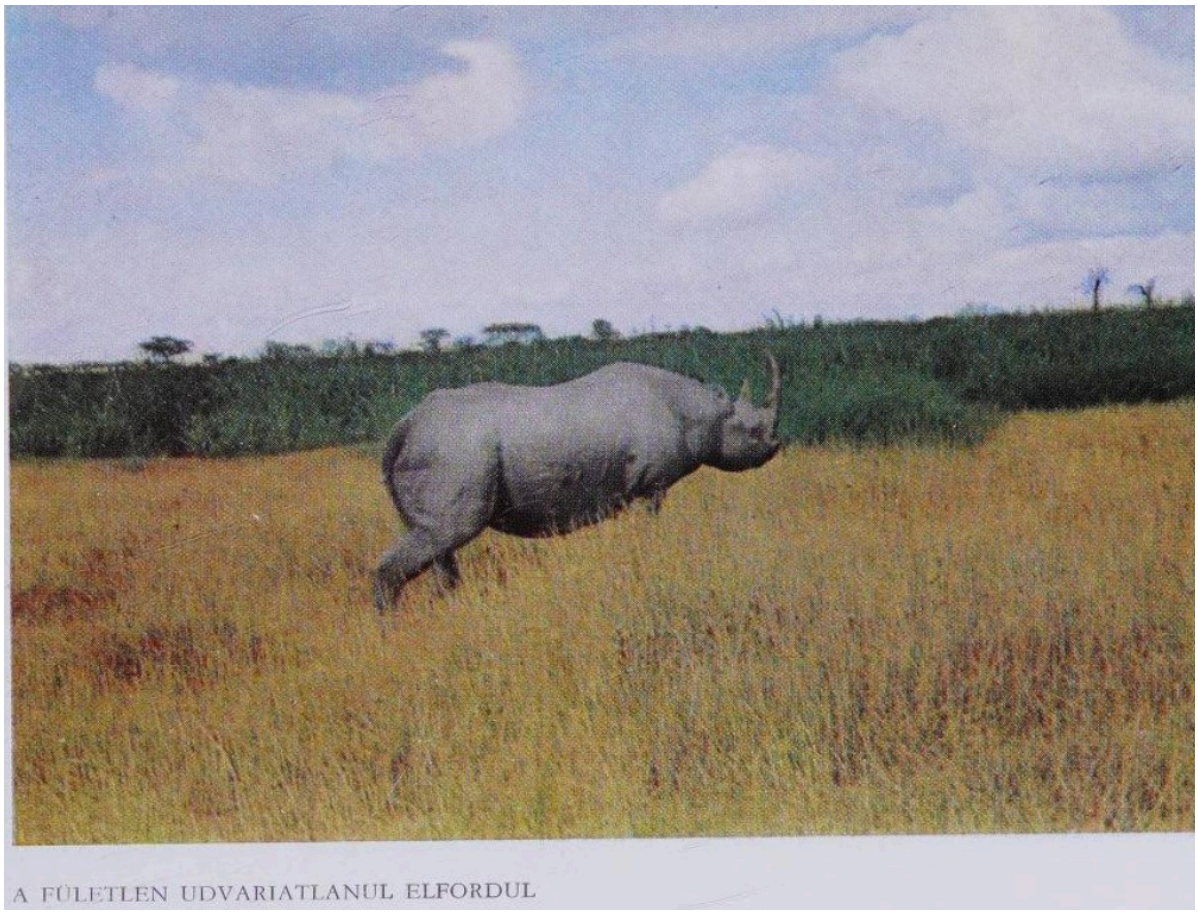
Gegen halb acht brechen wir mit dem Landrover auf. Unser Lastwagen kann uns natürlich erst viel später folgen. Das erneute Einsalzen der Nashornhaut, der Abbau der Zelte, das Beladen – all das hat noch gar nicht begonnen. Unser nächstes – zugleich abschließendes – Lager liegt sehr weit entfernt, nahe der Grenze zu Tanganjika, am Fuße des Kilimandscharo. Vor Einbruch der Dunkelheit werden sie kaum dort ankommen können. Es ist auch möglich, dass wir unterwegs irgendwo übernachten müssen. Im Notfall bietet sich dafür auch eine entsprechende Unterkunft am Wegesrand an. Die Stimmung mit Poolman weist – trotz des Sammelns des zweiten Nashorns – keine wesentliche Besserung auf. Unsere wichtigsten Tiere – Elefant, Löwe, Kaffernbüffel – fehlen noch immer. Unsere Hoffnung ist auch nicht allzu groß, dass wir sie alle noch habhaft werden können.

Wir erfahren gerade, dass wir in Kürze die sehr komfortable Raststätte namens „Hunter's Lodge“ erreichen werden. Es wird darüber gesprochen, ob wir nicht dort die Nacht verbringen sollten, um unserem Lastwagen genügend Zeit für den langen Umzug zu geben. „Hunter's Lodge“ bedeutet wörtlich „Jägerhütte“. In diesem speziellen Fall hat der Name eine doppelte Bedeutung! Sein einstiger Erbauer und Besitzer hieß nämlich Hunter. Ich selbst erinnere mich noch gut an G. Hunter, den stadtbekannten Berufsjäger. Von ihm kaufte ich vor etwa dreißig Jahren meine erste spezielle Wildtierkamera mit Teleobjektiv; mit ihr entstanden fast alle Aufnahmen für „Afrikanische Lagerfeuer“! Ich benutzte dieses hervorragende Gerät etliche Jahre lang – auch der Großteil meiner Aufnahmen aus Alaska wurde damit gemacht.

Nun ruhen wir hier im schönen Garten des vor kurzem verstorbenen G. Hunter, in seinem Gästehaus am Ufer eines stillen Fischteichs, das aus einem geräumigen Speisesaal, einer Reihe sauberer, komfortabler Zimmer und einem luftigen Wohnraum mit Veranda besteht. Der alte Hunter – viele Jahre lang der Nestor der ostafrikanischen Berufsjäger – schrieb auch zahlreiche exzellente Jagdbücher über sein an Erlebnissen reiches, abenteuerliches Leben. Der Großteil seiner Bücher befindet sich auch in meiner heimischen Sammlung. Jetzt führt seine Witwe das gut gehende Wirtshaus am Straßenrand, dessen freundliche Räumlichkeiten selten leer sind. Hier hatten wir, wie gesagt, vor, die Nacht zu verbringen. Da wir jedoch gut in der Zeit liegen und zu hoffen ist, dass unser Lastwagen bis zum Abend unseren nächsten Lagerplatz erreicht, verabschieden wir uns nach einem schnellen, erfrischenden Imbiss und dem Knipsen zahlreicher Fotos von der wahrlich angenehmen „Hunter's Lodge“ und setzen unsere Reise auf der Hauptstraße fort, die Nairobi mit Mombasa verbindet.

Nun vervollständige ich meine am 31. Januar auf der Fahrt von Nairobi nach Makindu begonnene Charakterisierung der Eingeborenen. Daraus geht auch hervor, dass sie im Grunde gutmütige Kinder sind! Zu dieser manchmal wirklich verblüffenden Kindlichkeit fallen mir ein, zwei typische Beispiele ein: Es geschah auf einer meiner früheren Fußsafaris, als der Schnellläufer, der uns von Zeit zu Zeit einholte, die Post aus Nairobi brachte. Hin und wieder befanden sich darunter nicht nur meine eigene Post, sondern

auch ein, zwei Briefe für meine eingeborenen Begleiter. Offenbar hatte sie irgendein schreibkundiger Freund aus der Stadt hinterhergeschickt. Solch ein unerwarteter Brief erregte immer großes Aufsehen, da die Safarileute ausnahmslos Analphabeten waren. Es gab nur einen einzigen Schreibkundigen unter ihnen, den Gerber, auf Suaheli „Fundi“ genannt. Nur er konnte die selten eintreffenden Briefe der Eingeborenen entziffern.



Ich erinnere mich, wie einmal aus dem gerade eingetroffenen Postbeutel ein fast unleserliches Schriftstück zum Vorschein kam. Aber der „Fundi“ fand bald den Namen des Empfängers heraus und rief ihn herbei. Lesen konnte der stolze Briefbesitzer natürlich auch nicht, also bat er den „Fundi“, den Brief zu entziffern. Zuvor riet er jedoch, sie sollten sich zu zweit ins Dickicht verkriechen, damit niemand den Inhalt des Schreibens hören könne. Sie zogen sich also in ein fernab liegendes Gebüsch zurück, und da mich die Sache interessierte, schlich ich ihnen taktlos hinterher und belauerte die Geheimnistuer. Ein unerwarteter Anblick bot sich mir: Der „Fundi“ hockte am Boden und las flüsternd das Gekritzel vor. Der Empfänger aber hockte hinter ihm und hielt dem „Fundi“ mit beiden Handflächen die Ohren zu!

– Warum tust du das? – erkundigte ich mich.

– Damit auch der schlaue Fundi nicht hören kann, was im Brief steht – antwortete der Empfänger, der sich offensichtlich für noch schlauer hielt als den Fundi!

Unvergesslich ist auch, als das „Posho“ (der täglich zugeteilte Grützbrei) meiner Leute zur Neige ging und einige ohne Abendessen blieben. Ich hatte einen großen Sack mit Konserven dabei, die Rindergulasch enthielten. Damit wollte ich jenen aushelfen, denen es an „Posho“ mangelte. Die Konservendosen hatten – obwohl der Inhalt identisch war – zwei verschiedene Etiketten. Auf dem einen prangte ein Ochsenkopf mit großen Hörnern, auf dem anderen ein fetter Menschenkopf (offenbar das Bildnis des Fabrikanten). Die Konserven mit dem Menschenkopf lehnten sie jedoch ab:

– Danke, Bwana – sagten sie höflich –, den Verzehr dieser Dosen können wir doch nicht übernehmen. Wir sind keine Menschenfresser!

Schließlich muss ich noch ein paar Worte dem Aberglauben widmen, der in der Seele der afrikanischen Eingeborenen tief verwurzelt ist. Dieser spielt im Leben der Neger eine so große Rolle, dass es – ohne zumindest oberflächliche Kenntnis davon – unmöglich ist, zu irgendeiner aktuellen Frage sachlich Stellung zu nehmen. Ich für meinen Teil bin ein völliger Laie auf diesem meiner Meinung nach extrem wichtigen Gebiet, da fast jedes der dringend zu lösenden Probleme früher oder später in diese bis in Urzeiten zurückreichende Frage mündet.

Vielleicht sollte ich damit beginnen, dass ich mich als Jägersmann bekenne und folglich auch nicht ganz frei von Aberglauben bin! Dennoch glaube ich nicht, dass ich für Wahrsagerei, Hexerei oder Blendwerk besonders empfänglich wäre – ich wurde auch in meiner Kindheit nicht mit den traditionellen Butzemännern oder Krampussen erschreckt ... Dennoch behaupte ich mit Überzeugung, dass jeder weiße Mann, der geringschätzig lächelnd über die zahllosen Abergläubigkeiten der exotischen Eingeborenen spottet, lediglich ein bedauerliches Zeugnis seiner eigenen Ignoranz ablegt! Meiner bescheidenen Meinung nach ist der Aberglaube primitiver Völker eine so interessante, so fesselnde Wissenschaft, dass er lebenslange Studien, ich möchte sagen: einen Universitätscatheter, verdienen würde! Besonders zu den Zusammenhängen zwischen Mensch und Tierwelt, namentlich zu den ungeklärten Fragen der Medizin, würde er viele wertvolle Hilfestellungen bieten!

Ich wiederhole, aus eigener Erfahrung kann ich nur sehr wenig zu diesem Thema sagen. Aber über das wenige an „Wundern“, das ich von den verschiedenen afrikanischen „Makanga“ (Zauberern, Wetterpropheten, Quacksalbern, Wunderdoktoren) mit eigenen Augen gesehen und erlebt habe – und was ich auch in meinen früheren Büchern erwähnt habe –, blieb mir wahrlich der Mund offen stehen. Im Allgemeinen halte ich mich für eine gläubige Natur. Für Ungläubigkeit habe ich immer draufgezahlt. Das hat natürlich nichts mit verstocktem Pessimismus zu tun. Schließlich ist der Unterschied zwischen einem Optimisten und einem Pessimisten gar nicht so groß. Meistens werden beide gleichermaßen enttäuscht! Nur dass der Optimist in der Zwischenzeit ein viel besseres Leben führt! Der Glaube ist schon deshalb vorteilhafter als der Unglaube, weil im Glauben eine Unmenge unbekannter Kräfte verborgen liegt. Einen gläubigen Menschen heilt selbst der Doktor mit halb so viel Mühe (und für halb so viel Geld) wie einen ungläubigen.

George Runton – mein leider vor langer Zeit verstorbener Berufsjäger von vor etwa dreißig Jahren – war ein wortkarger, aber sehr glaubwürdiger, streng an der Wahrheit festhaltender Jägersmann. Einem besseren „White Hunter“ bin ich nie begegnet.

„Ich weiß“, erzählte er einmal, als wir zu zweit am Lagerfeuer saßen, „dass Sie die verschiedenen Zaubereien und Blendwerke der Eingeborenen interessieren. Ich erzähle Ihnen daher einen Fall, der mir passiert ist: Ich habe Ihnen ja erzählt, dass ich mit meiner Mutter allein lebe und wir gemeinsam eine Farm bewirtschaften. Wir hatten riesigen Ärger mit dem Schaden durch verschiedene Wildtiere. Sie fraßen uns die vielversprechendsten Ernten weg oder zerstörten sie; wir konnten uns in keiner Weise gegen sie wehren, obwohl wir alle bekannten Schutzmittel, Vorsichtsmaßnahmen und Abwehrmethoden durchprobiert hatten. Mir war die Lust an der Landwirtschaft schon fast vergangen, und meine Mutter und ich hatten bereits beschlossen, die ansonsten wertvolle Farm zu verkaufen und in eine andere Gegend zu ziehen. Als letzten Versuch erinnerte ich mich an den einstigen alten ‚Makanga‘ (Hauszauberer) meines Vaters, der angeblich unserer Familie schon oft geholfen hatte.

Ich holte ihn also, obwohl ich von afrikanischen Zauberern nicht viel halte. Er war schon so alt, dass er sich kaum bis zu unserem Haus schleppen konnte. Sobald er unseren Hof betrat, knurrte unser eigentlich recht bissiger Wachhund – obwohl er den alten ‚Makanga' seit langem kannte – mit gesträubtem Fell, zog den Schwanz ein und verkroch sich hinter meiner Mutter. Dann jaulte er plötzlich laut auf und suchte auf unerklärliche Weise das Weite. Zwei Tage lang war er weg; vergebens suchten wir ihn, er tauchte nicht auf. Erst am dritten Tag erschien er wieder und prüfte verängstigt die Lage, ob der alte Schwarze, mit dem er zuvor eine vertraute Freundschaft gepflegt hatte, wohl gegangen sei.

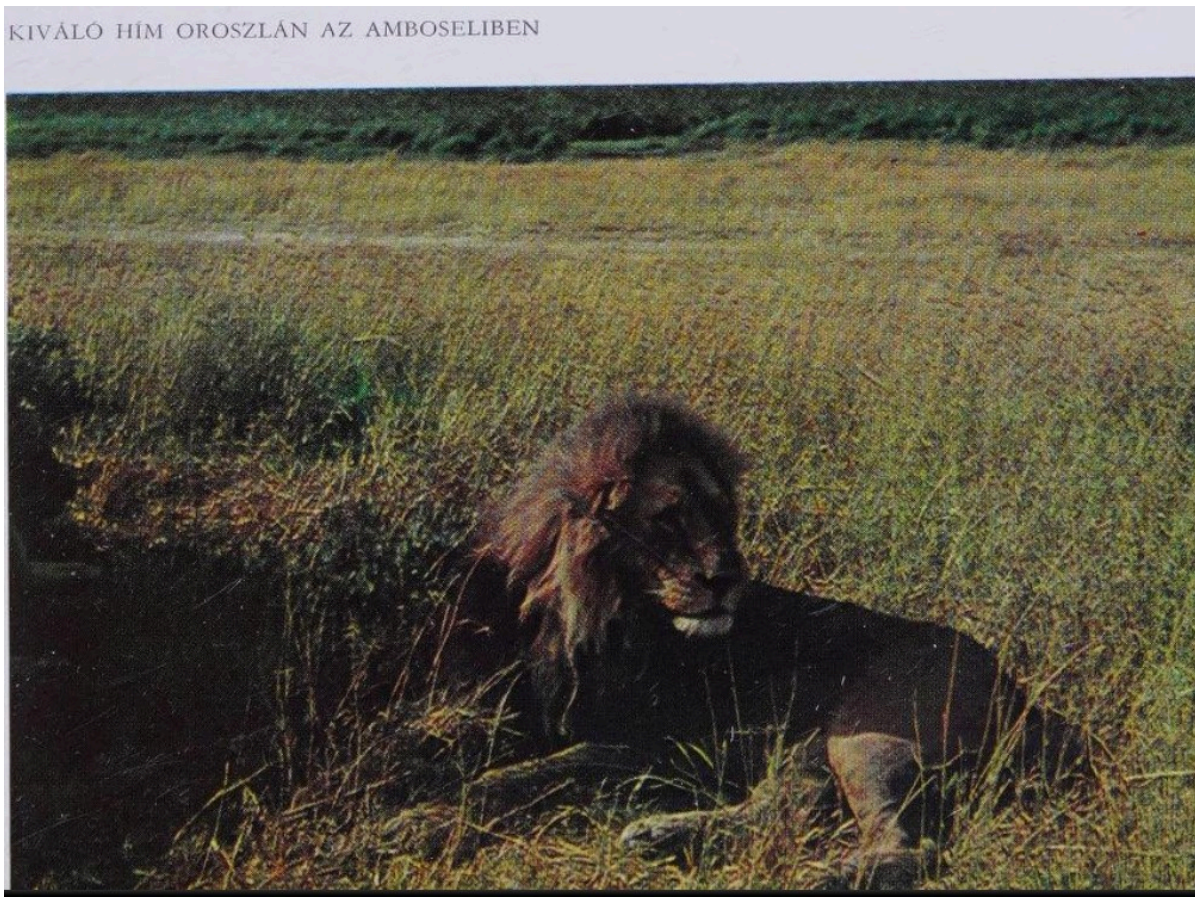
Ich einigte mich mit dem ‚Makanga', dass er unsere Felder ‚besprechen' und unsere Farm von den Schäden der Wildtiere befreien sollte. Dreißig Schilling in bar, ein halbes Kilo Tee und ein Kilo Zucker waren die festgesetzte, im Voraus zu zahlende Gebühr. Wir begleiteten den Alten auf die Felder – er bestand auf unserer Anwesenheit. Es geschah vor fünf Jahren, ich erinnere mich daher an alle Details ganz deutlich. Wir hatten ein großes Maisfeld, in dem sich bereits deutliche Wildschäden zeigten. Das Wetter war vollkommen windstill und ruhig. Auf das unverständliche Gemurmel des alten Quacksalbers hin begannen die Maisstängel sich in erschreckender Weise hin und her zu wiegen, als ob ein starker Sturm sie zausen würde. Es war so unheimlich, das Maisfeld in der vollkommenen Windstille wogen zu sehen, dass es mir fast kalt den Rücken hinunterlief. Wir konnten es kaum erwarten, dass der Zauberer seine Vorführung beendete. Sobald sich der ansonsten unsichtbare Wirbelsturm im Nu beruhigt hatte, umrundete der Alte das Feld, blieb immer wieder stehen, riss ein Maisblatt ab, zerrieb es in seiner Faust zu kleinen Stücken und verstreute es überall. Dann verabschiedete er sich, nachdem er erklärt hatte, dass sich in Zukunft kein Schädling mehr – ob Mensch oder Tier – unserem Land nähern werde.

Das ist nun, wie gesagt, fünf Jahre her. Aber seitdem war unsere Ernte tadellos; keine einzige unbefugte Spur – weder von Menschen noch von Tieren – zeigte sich auf unseren Feldern. Dass die menschlichen Diebstähle aufhörten, ist leicht zu erklären. Die Eingeborenen erfuhren sofort vom Besuch des Zauberers. Ihre abergläubische Natur hielt sie verständlicherweise davon ab, sich den reifenden Feldern zu nähern. Aber warum meiden die Wildtiere seit fünf Jahren unser Land? Sogar unser alter Wachhund hat sich seitdem verändert! Er macht einen riesigen Bogen um die bestellten Felder, statt einfach mitten hindurchzulaufen! Ich weiß nicht, für wie viele Jahre der Alte den Zauber ausgestreut hat? Noch lebt er. Tatsache ist jedoch, dass wir den Gedanken an den Verkauf der Farm seitdem aufgegeben haben. Natürlich ist es nicht ausgeschlossen, dass die Sache nach dem Tod des alten Mannes wieder aktuell wird ..."

Ich hörte damals unzählige solcher Fälle, die mit Zauberei zusammenhingen, von mehr oder weniger zuverlässigen Erzählern. Und ich sah ein, dass es nie schadet, den zahllosen Abergläubigkeiten und unfassbaren Glaubensvorstellungen primitiver Stämme weltweit mit gebührender Zurückhaltung, ich möchte sagen: mit Respekt, zu begegnen! Es sind Traditionen, die in uralte Zeiten, manchmal gewiss Jahrtausende zurückreichen, als der Mensch – obwohl er vom Weltraumflug noch weit entfernt war – dennoch vieles wusste, wovon er heute nicht einmal mehr eine Ahnung hat. Um nur einiges zu nennen: der Geheimbund der afrikanischen „Leopardenmenschen", der Schutz gegen Schlangengifte, die Immunisierung gegen unzählige Krankheiten der Eingeborenen ... Wir können noch viel von der „primitiven" Wissenschaft der Eingeborenen lernen, die wir nur zu gern mit dem Stempel des Aberglaubens, des Blendwerks und der Zauberei diskreditieren. Mit dieser Charakterisierung der Eingeborenen wollte ich vor allem beweisen, dass das befreite Afrika mit sehr begehrenswertem Material, mit einem zu hoffnungsvollen Erwartungen berechtigenden Rohstoff, den Aufbau seiner neuen Welt beginnt!

Ich muss meine Betrachtungen im Auto unterbrechen; wir nähern uns unserem nächsten Ziel, es geht gegen Mittag. Der Kilimandscharo ist – obwohl wir ihn bereits seit unserer Abfahrt von „Hunter's Lodge“ sehen – fast in greifbare Nähe gerückt, obwohl uns wohl immer noch hundert Kilometer trennen! Bevor wir jedoch das an seinem Fuße liegende Massai-Dorf namens „Loitokitok“ erreichen, biegen wir nach Süden ab, in Richtung unseres künftigen neuen Lagerplatzes. Der rote Feldweg führt durch einen lichten Wald; er ist frei von jeglichem Verkehr, dafür umso reicher an Schlaglöchern, Abgründen und ausgewaschenen Hindernissen, festgestampft aus hartem „Laterit“. Schon bald (nach etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Kilometern) tauchen ziemlich frisch aussehende Elefantenspuren auf! Hier und da zerzauste, stellenweise sogar entwurzelte Bäume; im Staub des Weges werden die Spuren immer dichter, und überall liegen ältere und neuere „Elefantenäpfel“ herum. Äußerst günstig erscheinende, verheißungsvolle Zeichen – es scheint, wir sind nun wirklich an einem ordentlichen Elefantenstandort angekommen. Der Wald lichtet sich, das Gelände wird heller. Ein offenes Wiesengebiet weitet sich vor uns aus.

– Dort wird unser Lager sein – zeigt Poolman –, in jener kleinen Baumgruppe, bald sind wir da!



Doch als wir uns nähern, bemerken wir erstaunt eine dünne Rauchsäule, die aus der Baumgruppe zum Himmel steigt. Dann auch einige Jagdzelte und einen Lastwagen, der neben den Zelten steht ...

– Man ist uns zuvorgekommen! – bemerkt Poolman ziemlich gleichmütig. Aber keineswegs in einem Ton, als ob ihn eine unerwartete, unangenehme Überraschung träfe.

– Ich erkenne die Zelte und auch das Auto! Ein alter, guter Freund von mir – erklärt er –, mein Nachbar von daheim kampiert dort mit seinen zwei westdeutschen „Jagdkunden“! Ich weiß, sie haben es auch auf Elefanten abgesehen. Ich hätte nicht gedacht, dass sie so

schnell hier sein könnten; sie müssen den für uns vorgesehenen Lagerplatz gerade erst besetzt haben. Dieser Berufsjäger ist ein guter Freund, wie gesagt. Wir werden ein paar Kilometer weiterfahren, ich kenne dort auch einen geeigneten Platz zum Zelten. Wir werden in Frieden miteinander auskommen und uns gegenseitig überhaupt nicht stören. Wir fahren gleich hinein; ich sehe, sie sind zu Hause und kochen Mittagessen. Wir lassen uns einladen, unsere eigene Küche und unsere Zelte können ohnehin nicht vor Einbruch der Dunkelheit hier sein! ...

Schon sind wir da, und mir verschlägt es die Sprache. Ich habe keine Zeit zu klären, wie es dazu kommen kann, dass zwei völlig fremde Jagdlager in unmittelbarer Nachbarschaft landen, wo ich dies doch – schon vor einem halben Jahr – reserviert habe! Das Block-System hat ja gerade das Ziel, dass sich nicht zwei Safaris gegenseitig auf dem Hals sitzen und sich stören! Sie sollten in entsprechendem Abstand campieren, in verschiedenen Blöcken, und jedem sollte ein entsprechend weites Jagdgebiet zustehen. Aber wir steigen schon aus, hier sind die beiden Deutschen und ihr Berufsjäger, Poolmans angeblich guter Freund. Wir machen gerade Bekanntschaft und werden sogleich zum Essen eingeladen; wir setzen uns zur wohlriechend dampfenden Suppe nieder – ohne dass ich die mich am meisten interessierende Frage klären könnte, die offenbar auf einem Irrtum beruht und für mich völlig unverständlich ist. Während des Essens lenkt sich das Gespräch natürlich auf die örtlichen Jagdmöglichkeiten und den Wildbestand der Gegend. Die ungewöhnliche Platzierung der Lager hinterfrage ich nicht weiter. Jedes Mal, wenn ich anfangen will, bringt mich Poolmans geheimnisvolles Zwinkern zum Schweigen. Ich sehe, dass hier eine im Voraus arrangierte, zwischen Poolman und seinem Farmer-Nachbarn abgesprochene, hinterlistige Kooperation vorliegt! Aber zu welchem Zweck? Über das Warum lassen wir uns natürlich von Poolman berichten, sobald wir uns in unserem eigenen Lager eingerichtet haben. Vorerst begnügen wir uns mit den sehr günstigen Nachrichten, die wir von den deutschen Kollegen hören.

Wir erfahren, dass sie vor zwei Tagen angekommen sind und vorerst nur die Lage studieren; sie haben noch keinen Schuss abgegeben. Nur einer von ihnen hat eine Elefantenlizenz, sein Kollege hat es auf Büffel abgesehen. Sie haben festgestellt, dass es verhältnismäßig viel Wild gibt und die Chancen gemessen an den derzeitigen Verhältnissen exzellent sind! Es gibt viele Elefanten, ihre Spuren sind in der ganzen Umgebung zu sehen. Offenbar kommen sie aus den Urwäldern des Kilimandscharo und gehen zum nahen Fluss und dem ihn umgebenden Sumpf zum Trinken ...

– Gestern Abend haben wir dort auch gesucht – erzählt einer der Deutschen –, und es gelang uns sogar, eine große Elefantenherde zu filmen. Leider waren es größtenteils Kühe mit Kälbern, und auch das Licht war nicht mehr ausreichend. Aber ich bin sicher, dass wir früher oder später auch dort einen passenden Bullen finden! Was mich betrifft, ich schieße nur einen Bullen mit ordentlichen Stoßzähnen (mindestens 80 Pfund), ein kleinerer interessiert mich nicht! – Auch Löwen streifen in der Gegend umher, nachts hören wir ihr Brüllen. Kaffernbüffel haben wir auch aufgespürt, sogar einen Leoparden! Ich glaube, wir haben einen guten Platz erwischt, keiner von uns wird Grund zur Klage haben!

Eine solch ermutigende Information haben wir noch aus keinem Lager erhalten. Ich hoffe, wir können sie diesmal auch nutzen. Wir bedanken uns für die Gastfreundschaft und brechen dann – da von unserem Lastwagen noch jede Spur fehlt – zu einer ersten Geländebesichtigung auf. Die Deutschen bereiten sich ebenfalls auf die Jagd vor, und zwar in Richtung Norden. Wir wählen also die südliche Richtung, so dürften wir uns kaum stören. Nachdem wir auch die Abendeinladung unserer Nachbarn gern angenommen haben – der Teufel weiß, wann unser eigener Lastwagen eintrifft –, verlassen wir das Gastlager in entgegengesetzter Richtung.

Zuerst lassen wir uns von Poolman erklären, wie und vor allem zu welchem Zweck es zu dieser meiner Meinung nach völlig unrechtmäßigen und zudem für beide Seiten unvorteilhaft erscheinenden, unverständlichen Lösung kommen konnte. Schließlich besagt die offizielle Anordnung in meinen Händen ausdrücklich, dass sich in einem Block ausschließlich eine einzige Safari aufhalten darf! Das scheint wieder irgendeine Poolman-List zu sein! Aber nein! – Offenbar habe ich den Armen zu Unrecht verdächtigt. Er erklärt, dass dies zwar tatsächlich ein regelwidriges Verfahren sei, uns beiden jedoch vielerlei Vorteile bringe und zudem völlig ungefährlich sei!

– Das Gebiet ist unbewohnt – sagt er –, eine Anzeige durch einen eingeborenen „Spitzel" haben wir hier nicht zu befürchten. Und die Nähe der beiden Lager bringt nicht etwa Unannehmlichkeiten, sondern beiden Seiten riesigen Nutzen! Wenn es einem von uns gelänge, einen Elefanten zu schießen, wäre er mit seinen eigenen Leuten nicht in der Lage, die mühselige Arbeit des Häutens zu bewältigen, besonders wir nicht, da wir mit einem Exemplar rechnen müssen, das für das Museum präpariert werden soll. Schließlich können wir nur sieben oder acht Leute an die Arbeit setzen. Damit ist es unmöglich, den geforderten Bedingungen nachzukommen. Wir müssen uns nicht nur um das vollständige Häuten, sondern auch um das Auslösen der notwendigen Knochen kümmern – es geht um jenen besagten Heimtransport „mit Haut und Haaren"! Wenn wir jedoch in enger Nachbarschaft campieren, kann ich mir leicht die Leute meines Freundes ausleihen und meine eigene Arbeitskraft verdoppeln. Deshalb musste ich mir diese völlig gefahrlose „Schalkhaftigkeit" ausdenken! Nur auf diese Weise kann der „Museums-Elefant" gerettet werden, sonst würde die Haut verderben, man müsste sie wegwerfen – man könnte nur die Stoßzähne mit nach Hause nehmen!

Wahrlich, ich bin kein Freund von irgendwelchen Gaunereien, erst recht nicht während der Jagd. Besonders nicht auf einer Afrika-Jagd! Aus den Erfahrungen anderer klug geworden, hüte ich mich zu Recht vor der Verletzung bestehender Verordnungen, selbst vor der geringsten Unstimmigkeit! Es lohnt den Aufwand nie! Der gerade Weg ist immer der billigste. Nicht nur im Allgemeinen – im Bereich der Jagd ganz besonders! Nachdem ich dieses altbekannte Vögelchen der Jagdmoral habe fliegen lassen, bin ich dennoch gezwungen, Poolmans Überlegung zu würdigen. Denn falls ich ihn zufällig erschießen würde (ich meine den Elefanten, nicht Poolman), könnte ich mich nicht damit herausreden, dass er stinkig geworden ist. (Es geht wieder um die Elefantenhaut.)

Im Laufe des Nachmittags hatte ich ein außergewöhnliches Abenteuer! Eines, das meine afrikanische Jagdlaufbahn dauerhaft befleckt und unauslöschlich besiegelt! Ich schicke voraus: Es kann nur einen Jagdleser interessieren! Ein Nichtjäger wird sein Gewicht kaum ermessen können! Aber nach all dem Herumgerede muss ich endlich mitten in die Schweinerei hineintreten: Wir fuhren durch ein mit Buschwerk und kurzem Gras bewachsenes Gelände, das von kleinen Lichtungen etwa in Zimmergröße unterbrochen wurde; auf interessanteres Wild waren wir noch nicht gestoßen. Aber das Wagendach dröhnt – das lang ersehnte Signal unserer Ausgucke – und Poolman bremst den Wagen bereits ab. In der Mitte der sich vor uns öffnenden Lichtung, in etwa fünfunddreißig Schritt Entfernung, steht ein riesiger schwarzer Büffelbulle. Er steht völlig frei, quer zu uns gewandt, man könnte ihn fast mit einem Stein bewerfen – eine unfehlbare Zielscheibe!

Ich springe aus dem Wagen. Natürlich reiße ich Mangi mit mir, damit sie mir nicht wieder vorhalten kann, ein Abenteuer verpasst zu haben. In der Hand ihre schussbereite Filmkamera, stellt sie sich dicht hinter mich.

– Wir zielen gleichzeitig – flüstere ich –, du mit der Leicina, ich mit dem Gewehr! Sobald der Schuss fällt, drück den Knopf der Filmkamera!

Der Büffel ist immer noch reglos. Er schaut nicht einmal zu uns her, er starrt teilnahmslos vor sich hin. Ruhig und ohne die geringste Aufregung visiere ich mit dem schweren „Elefantengewehr“ sein Schulterblatt an. Ich blicke sogar noch einmal zurück und sehe, dass auch die Filmkamera meiner Frau ruhig auf den Büffel zielt.

– Bist du bereit? – frage ich. – Sobald ich schieße, drück den Knopf!

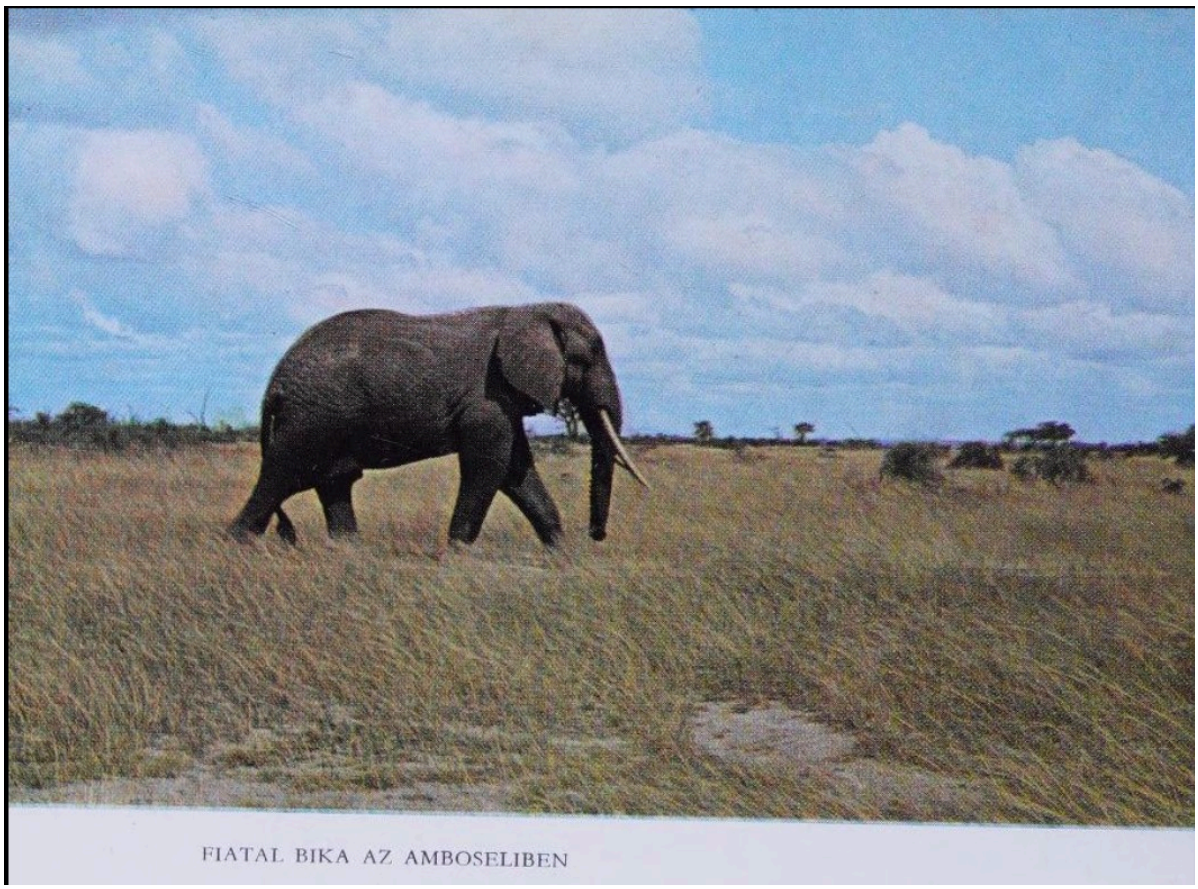
– Was für eine Gelegenheit – schießt es mir durch den Kopf. – Das wird das Titelbild meines neuen Afrika-Buchs!

Und ich ziehe den Abzug durch.

Der Büffel zeigt nicht die geringste Reaktion auf den Schuss. Er nimmt ihn einfach nicht zur Kenntnis. Lautlos springt er davon. Mit einem einzigen gewaltigen Satz wirft er sich ins Dickicht und donnert davon. Blitzschnell repetiere ich, doch ich habe keine Zeit mehr, eine zweite Kugel hinterherzuschicken. Mangi kommt gar nicht dazu, ihre Filmkamera auszulösen. So augenblicklich geschah alles.

– Vorbeigeschossen! – höre ich Poolmans unheilverkündende Stimme vom Lenkrad her.

– Vorbeigeschossen am ... – ich antworte etwas sehr Unflätiges. Zum Glück auf Ungarisch. Außer meiner Frau kann es niemand verstehen. Und sie habe ich seit unserem Bestehen hinlänglich abgehärtet. Etwas Neues kann ich ihr kaum sagen.



FIATAL BIKA AZ AMBOSELIBEN

Ich habe den auf fünfunddreißig Schritt quer stehenden, völlig reglosen Büffelbullen so sauber verfehlt, als wäre er ein Spatzenjunges gewesen, das ganz oben auf einer Pappel tschilpt! Natürlich will ich es nicht glauben. Ich werfe Poolman verächtliche Blicke zu. Einen nach dem anderen, von oben herab:

– Er kann nicht weiter als vierzig, fünfzig Schritt gegangen sein! Wenn wir ihn innerhalb dieses Umkreises nicht finden, beiße ich mir den eigenen Kopf ab und esse ihn mit Meerrettich!

Zum Glück besteht Poolman auf dem angebotenen Biss ebenso wenig wie auf der Einhaltung seiner eigenen Versprechen. Sonst wäre ich gezwungen, die Jagd sofort einzustellen. Denn, nun ja, ohne Kopf ...

Die arme Mangi tut mir noch mehr leid als der Büffel. Sie misst mich mit einem so traurigen, so enttäuschten Blick, doch sogleich ist sie voller Zuversicht und Trost. Natürlich will auch sie nicht glauben, dass man so etwas verfehlen kann.

– Das Gewehr ist schlecht, das Okular ist beschlagen, du hast eine fehlerhafte Patrone erwischt – sie geht alle rettenden Möglichkeiten für das schmachvolle Versagen durch. Ich bin natürlich auch jetzt nicht bereit, dem unverständlichen Fehlschuss Glauben zu schenken; ich würde immer noch jede Wette halten, dass der Büffel hier in der Nähe leblos liegt. Vor allem müssen wir den Tatbestand gründlich untersuchen: Wir legen uns also alle auf den „Anschuss" nieder. (Ich hoffe, jeder weiß, dass ich vom deutschen „Anschuss" spreche, aber da uns im Wörterbuch der entsprechende Ausdruck fehlt, bin ich gezwungen, die ungarische Version in Anführungszeichen zu setzen.) Zentimeter für Zentimeter suchen wir den Boden ab. Jedes trockene Blatt, jedes kleine Zweiglein untersuchen wir genau. Kein einziges Haar, keinen einzigen Tropfen Blut finden wir. Dann setzen wir uns auf die leicht zu haltende Fährte. Vorsichtig folgen wir ihr zwei- oder dreihundert Schritte. Aber nicht nur den längst tot geglaubten, sicher gewähnten Büffel finden wir nicht, sondern auch kein einziges Wundzeichen. Zu meiner Schande muss ich also einsehen, dass Poolman doch recht hat. Dabei schien der riesige Büffelkörper wesentlich größer als die ihn umgebende lichte Leere. Es wäre wesentlich leichter gewesen, ihn zu treffen als die umgebende Luftschicht. Zur Krönung des bisherigen Verdrusses fehlte gerade noch das!

Könnte ich doch nur irgendeine akzeptable Erklärung für diesen unfassbaren Fall finden! Eine reiche Auswahl an billigen Ausreden bietet sich zwar an (das schwergängige Gewehr ohne Stecher, die ungeschickte Schäftung, der gewaltige Rückschlag). Ohne dass ich auch noch meine schwächer werdenden Augen, meine sechsundsechzig Jahre, mein verkalkendes Gefäßsystem oder meine altersbedingte Verblödung in die Schlachtreihe der Entschuldigungen stellen würde. Ich habe das Gefühl, die allerletzte wäre vielleicht die erfolgreichste.

Ich darf auch nicht versäumen, ein sehr altes Abenteuer zu erwähnen: Ich war damals ein zweiunddreißigjähriger, gut in Kraft stehender „junger Mann"; viel öfter traf ich das Wild, als ich es verfehlte. Aber den herrlichsten mähnigen Löwen meines Lebens habe ich dennoch verfehlt – und zwar auf abgeschrittene dreißig Schritt! In schlaflosen Nächten fällt es mir seitdem oft ein, und jedes Mal gerate ich ins Schwitzen. Nie vergesse ich diese kohlschwarze, bis zur Rückenmitte reichende, unter der Brust den Boden streifende, zottige Mähne ... Ich weiß, dass auch während der Jagd böswillige, die Kugel ablenkende, böse Geister wirken. Auf ihre Rechnung muss ich jenen damaligen Löwen schreiben – und offensichtlich auch den heutigen Büffelbullen! Natürlich mildert die häufige Erwähnung dieser Trauerfälle die Schande, die über mich gekommen ist, keineswegs. Die heutige wird wesentlich dadurch erschwert, dass dies mein allererster, sozusagen mein Einstandsschuss vor Mangi war! Mein erster Schuss auf ernsthaftes Großwild! Auf einen so leicht zu erlegenden, sozusagen bereits in den Händen liegenden Büffel habe ich noch nie geschossen ... Eine größere Ohrfeige hätte mir Vater Hubertus kaum verpassen können – oder wer auch immer für die Verteilung der himmlischen Jagdohrfeigen zuständig ist ...

Wir aßen bei unseren Nachbarn zu Abend. Inzwischen trifft unser Lastwagen ein. Wir suchen unseren bereits zuvor gewählten Lagerplatz auf und machen uns eilig daran, unsere Zelte aufzustellen.

5 Februar, Camp „Loitokitok“

Unser neues Lager liegt etwa anderthalb Kilometer von dem der Nachbarn entfernt. Noch gestern Abend, beim Essen, haben wir vereinbart, dass wir auch heute wieder in zwei verschiedene Richtungen aufbrechen, um uns gegenseitig nicht zu stören. Heute fahren sie nach Süden, und wir wählen den nördlichen Gebietsteil – die eigentliche Gegend, in der die Elefanten ziehen. Doch kaum sind wir eine Viertelstunde unterwegs, da taucht vor uns der in die gleiche Richtung fahrende Wagen der Nachbarn auf! Offenbar haben sie ohne unser Wissen ihren ursprünglichen Plan doch geändert und sind uns im Schutz des nahen Dickichts zuvorgekommen! Das Gelände ist felsig und steinhart, keine einzige Spur ist darauf zu sehen. Die Insassen des vor uns holpernden Wagens winken jedoch heftig! Sie halten an und versuchen auch uns zum Halten zu bewegen ... Es liegen nicht mehr als zweihundert Schritt zwischen uns, also fahren wir langsam, mit gedrosseltem Motor, hinter ihnen her. Bald erreichen wir sie und schließen dicht hinter ihnen auf. Wir wissen immer noch nicht, was ihre unverständliche Aufregung verursacht? Ihr Wagen steht in einer leichten Senke, in einem halb ausgetrockneten Bachbett. Unsere aus dem Wagen springenden Nachbarn stehen um ein Schlammstückchen am Grunde des Bachs herum, zeigen darauf und bedeuten uns gleichzeitig, still zu sein. Was mag dort wohl sein? Offenbar eine interessante Fährte?

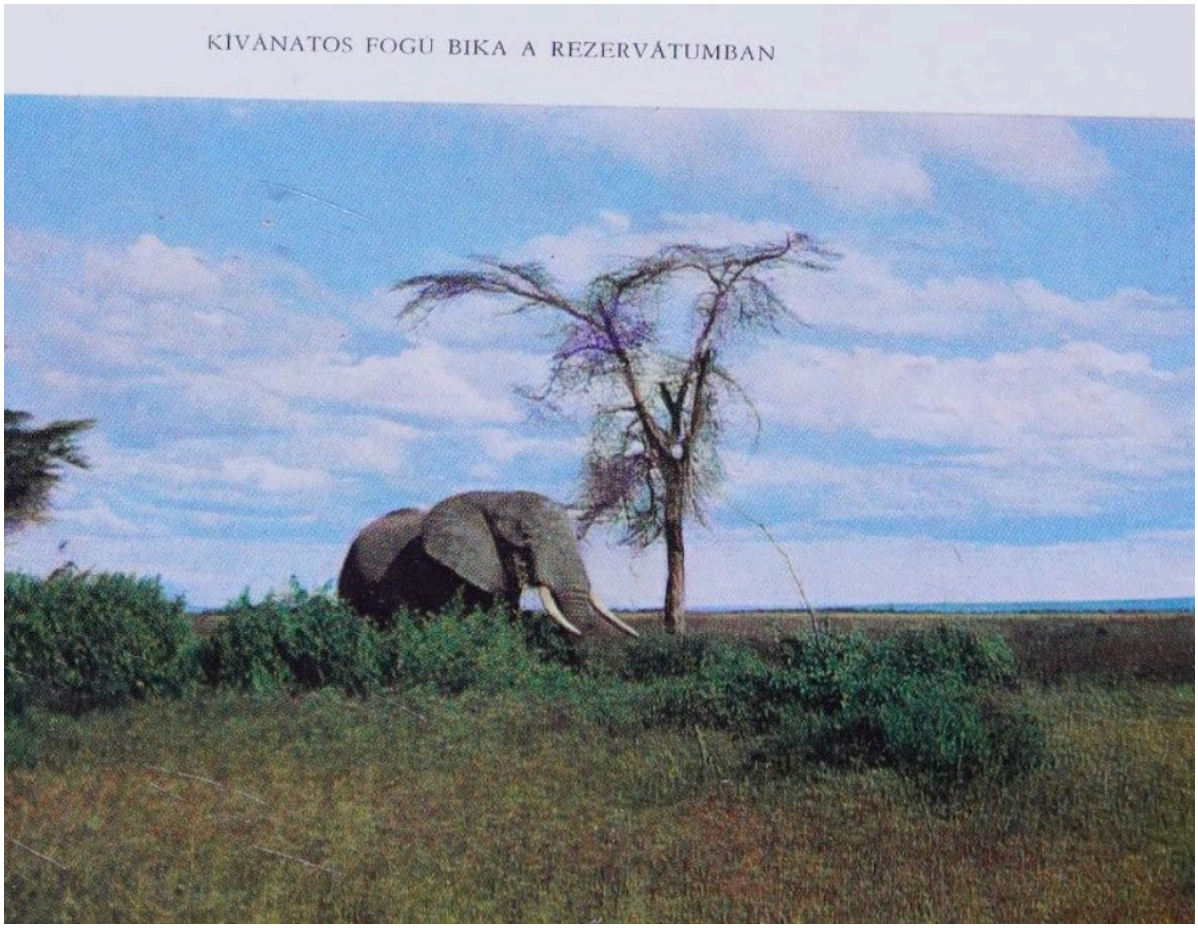
Wir steigen also auch aus und treten zu ihnen. Mitten in den etwa zwei Meter großen Schlammfleck wurde ein völlig frisches, gewaltiges Siegel gedrückt – ein stattlicher Elefantenfuß!

– Verzeihung – entschuldigen sie sich fast gleichzeitig –, wir wissen, dass wir eigentlich im entgegengesetzten Gebietsteil sein sollten. Aber am Ufer des Bachs, der an unserem Lager vorbeiführt, fiel uns diese frische Elefantenfährte auf. Offenbar von einem einsamen Bullen. Wir konnten nicht widerstehen! Seitdem folgen wir ihm, und so kam es, dass wir ungewollt vor euch landeten. Er hält direkt nach Norden, vermutlich auf das erwähnte Fließgewässer zu. Wir müssen bereits ganz in der Nähe sein, dort drüben liegt die letzte Losungsgrenze, kopfgestoße, noch feucht glänzende Äpfel! Er muss direkt vor uns sein, ein paar hundert Schritt – deshalb haben wir gewinkt. Wir fürchteten, dass das Tuckern eures Wagens ihn verscheucht.

Unsere Pechsträhne hält offenbar hartnäckig an. Wenn wir zehn Minuten früher aus unserem Lager aufgebrochen wären – und zwar in die genau besprochene, für uns vorgesehene Richtung –, könnten wir jetzt allein dem offenbar arglos grasenden, vor uns dahinschlendernden Elefanten folgen. Jetzt aber stehen uns die Nachbarn im Weg! Sie haben die Spur gefunden – und obwohl es gegen jede Jagdehre verstößt –, bestehen sie darauf, dem Elefanten zu folgen, was sich als leicht verspricht! Ein solch kritischer Moment ist keineswegs dazu geeignet, unerwartet aufgetauchte Meinungsverschiedenheiten beizulegen oder die offensichtliche Zuständigkeit festzustellen. Ohnehin scheint die deutsche Gesellschaft so unzurechnungsfähig zu sein, dass ihnen fast die Zähne vor „Elefantenfieber“ klappern. Es gibt keine Macht, die sie jetzt von der frischen Fährte abbringen könnte. Wir sagen also nichts. Wir winken stumm: Bitte, setzen Sie die Verfolgung fort. Wir warten, bis sie einen Vorsprung von hundert Schritt haben, und dann werden wir ihnen hinterherpirschen. Natürlich mit größter Vorsicht, um die „deutschen Truppenbewegungen“ in keiner Weise zu stören. Außerdem schadet eine Nachhut in solchen Momenten nie! Ein weiterer Elefant könnte dem ersten folgen – alte Bullen ziehen oft einzeln, in loser Gänsemarschformation, zum

morgendlichen Trinken. Ja, es kann sogar vorkommen, dass auch vorne noch Hilfe gebraucht wird ...

Unsere Konkurrenten – zu dritt, die beiden Deutschen und ihr Berufsjäger – brechen mit großer Vorsicht auf der immer deutlicher werdenden frischen Fährte auf. Das Gelände wird auch viel besser, was das Spurenlesen zum Kinderspiel macht. Die felsige, hügelige Gegend ebnet sich zu einer schlammigen, stellenweise sumpfigen Schilfsenke. Auch der Wind steht ausgezeichnet – da der alte Elefant sich seinem Trinkplatz meist gegen den Wind nähert – sind die Bedingungen denkbar günstig. Nachdem wir den deutschen Vettern den erwähnten Vorsprung von hundert Schritt gelassen haben, machen auch wir uns an ihre Fersen. Wir sind ebenfalls zu dritt, Poolman und wir beide. Ersterer schimpft leise – aber zu Recht – über die „Unsportlichkeit“ der Deutschen; sie hätten uns den Elefanten überlassen müssen, der uns nach den Regeln zugestanden hätte ... Ich freue mich, dass Mangi endlich zu etwas Aufregung kommt. Zu ihrer ersten Elefantenjagd! Wir nehmen sie in die Mitte, und so gehen wir den waschschüsselgroßen Fußabdrücken nach. Mit lobenswerter Vorsicht – als hätte sie ihr Lebtag nichts anderes getan, als Elefantenfährten zu folgen – kriecht und schlängelt sie sich durch das sumpfige Schilf; ihrer Aufmerksamkeit entgeht nichts, weder der immer schärfer werdende Sohlenabdruck noch die immer frischeren, fast noch dampfenden Losungsäpfel ...



Die vor uns pirschenden Deutschen halten inne. Sie deuten um die Wette – offenbar haben sie den Elefanten erblickt. Im Schutz des nächsten Busches sehen auch wir ihn. Völlig arglos schlendert er vor uns her, zupft mit dem Rüssel hier und da ein begehrtes Blatt ab und wählt dabei wählerisch aus. Man sieht nur sein riesiges Hinterteil; er kehrt uns den Rücken zu und lässt seine Stoßzähne in dem ihn umgebenden dichten Buschwerk verschwinden. Ich habe vergessen zu erwähnen, dass die Deutschen vorhin, als wir vom Wagen stiegen und uns trennten, – vermutlich zum „Trost“ – erklärten:

– Wir schießen nur auf einen mit ordentlichen Stoßzähnen. Wenn wir ihn für zu schwach befinden, winken wir Ihnen zu und überlassen Ihnen den Ruhm. Wir wissen, dass Sie es auf einen „großkörperigen“ Elefanten abgesehen haben; die Stoßzähne sind – wie ich höre – nebensächlich!

– Ich danke euch für eure gesegneten, guten deutschen Herzen! Eure Großzügigkeit ist wahrlich rührend. Sie hat nur den Schönheitsfehler, dass ihr mit meinem eigenen Elefanten so freigiebig seid!

Der Elefant bleibt nun stehen, kehrt uns aber weiterhin sein Hinterteil zu. Seine Stoßzähne zeigt er natürlich auch jetzt nicht; sie hängen in das bis zur Hüfte reichende Schilf hinunter. Aber er setzt sich wieder in Bewegung, und die Deutschen eilen ihm bereits hinterher. Aus unseren Augen verschwindet er jetzt; er muss wohl in eine Senke getreten sein ... Wir brechen also auch auf. Aber es reicht nur für ein paar vorsichtige Schritte.

Dann explodiert die Breitseite der Deutschen ...

Ich komme nicht dazu, die Schüsse zu zählen, aber sie lassen es gemeinsam krachen, mit allen drei Gewehren.

Eilig springen auch wir vor, und obwohl wir den Elefanten momentan nicht sehen können, wissen wir gut, dass in solchen Momenten Hilfe nötig sein kann ...

Aber nein!

Sobald wir aus dem Gebüsch ins Offene treten – da liegt der Elefant vor uns!

Die Deutschen schütteln sich und dem Berufsjäger um die Wette die Hände.

Ich nehme das Fernglas vor die Augen, obwohl kaum fünfunddreißig Schritte zwischen uns liegen. Auf den ersten Blick sehe ich, dass dem deutschen Vetter ein ordentlicher Stoßzahnträger in den Schoß gefallen ist. Der erste Elefant seines Lebens! Und er ist so mühelos dazu gekommen, man musste kaum zehn Minuten dafür zu Fuß gehen!

Wir kommen herzu – der Elefant stößt gerade sein letztes Röcheln aus. Neidisch betaste ich das schöne, gleichmäßige Paar Stoßzähne, das nach meiner Schätzung etwa siebzig bis fünfundsiebzig Pfund pro Stück wiegt. Kein Elefant erster Güte, aber für mich, beziehungsweise für das Budapester Museum – besonders in der heutigen mageren Zeit – wäre er sehr wohl passend gewesen!

Von nun an können uns die Deutschen – zumindest in Sachen Elefantenjagd – nicht mehr stören. Sie interessieren sich fortan höchstens noch für Büffel. Vorläufig wird natürlich noch ausgiebig der erlegte Elefant fotografiert. Eine Filmrolle nach der anderen geht drauf. Die siegreiche Truppe – die beiden Deutschen und ihr Betreuer – klettert abwechselnd auf den soeben verendeten Elefantenkörper, um sich einzeln von einem der beiden Gefährten ablichten zu lassen. Schließlich halten sich alle drei für die rechtmäßigen Erleger. Sie versprechen hoch und heilig, das Foto der Beute zu schicken, die mir von den Jagdgöttern zugedacht war und doch ihnen zufiel. Damit ich wenigstens eine Erinnerung daran habe – wenn sie die Zähne schon nach Deutschland mitnehmen. Sie haben nie etwas geschickt, nicht ein einziges Bild. Dabei war unter den vielen sicher auch ein gutes. Unsere Leicas hatten wir leider im Wagen vergessen, aber unsere Filmkamera hängt um Mangis Hals. Sie filmt die Deutschen, wie sie ihre Beute feiern.

Dann eilen wir zurück zu unserem in der Nähe wartenden Wagen. Es ist noch früh am Morgen, wir wollen die unterbrochene Jagd fortsetzen. Wir lassen die triumphierende Gruppe zurück. Sie sind noch eifrig dabei, einander abzulösen und sich in immer neuen Siegerposen auf dem auf der Seite liegenden Riesen in Schale zu werfen.

Im Laufe des Vormittags erblicken wir inmitten einer weiten, mit niedrigem Schilf bewachsenen Wiese einen einsamen Büffelbullen. Wir mögen kaum ein paar Kilometer von der Stelle entfernt sein, an der der Elefant erlegt wurde. Im Schutz des ersten Gebüsches steigen wir aus dem Wagen und nehmen den vier- bis fünfhundert Schritte entfernt arglos und einsam grasenden Büffel unter die Lupe des Fernglases. Trotz der großen Entfernung scheint es ein alter Bulle zu sein, obwohl die Auslage seiner Hörner nicht besonders stattlich ist. Meine Jagdkarte erlaubt jedoch den Abschuss von fünf Büffelbullen; ich kann mich also ruhig daranmachen, diesen hier einzukreisen. Wenn ich gestern schon so jämmerlich gepatzt habe, versuche ich zumindest hiermit, die schmachvolle Scharte auszuwetzen ...

Die Hitze ist schrecklich. Die Sonne brennt zornig und betäubend. Der Büffel genießt es, sich auf der Lichtung bescheinen zu lassen; nicht die geringste Deckung, kein winziger Strauch zeigt sich in seiner Nähe.

– Nehmen Sie Ihren Hut – ordnet Poolman an –, versuchen wir, uns in Schussweite heranzupirschen.

Ich sehe, dass sich ein mühseliges, vor allem schwindelerregend heißes Vergnügen anbahnt. Aufgeregt suche ich meinen Hut; ich habe bereits Bekanntschaft mit dem Sonnenstich gemacht – wahr ist, dass es sechsunddreißig Jahre her ist –, aber ich möchte nichts mehr davon wissen. In einem plötzlichen Entschluss reiße ich Mangi den Hut vom Kopf:

– Bleib hier – sage ich unbedacht –, unter dem Wagendach bist du ohnehin im Schatten. Und wenn du doch aussteigen willst, such meinen; ich weiß, dass er irgendwo hier ist, er ist nur verlegt worden ...

Damit springe ich schon hinaus, den geliehenen Hut auf dem Kopf. Mangi weiß sich zum Glück zu helfen. Sie findet nicht nur meinen Hut und drückt ihn sich auf den Kopf, sondern klettert auch auf das Autodach und beobachtet von dort – wie aus einer Loge – mit dem Fernglas die Jäger, die sich an den Büffel heranzupirschen versuchen.

Der Büffel ist uns zum Glück abgewandt, er hat keine Ahnung von uns und grast arglos. Auch unser Wind ist passend; vorläufig können wir getrost – natürlich mit gebührender Vorsicht – auf ihn zugehen. Wir nähern uns auf etwa zweihundert Schritte – noch immer nimmt er uns nicht wahr.

Jetzt dreht er sich um und wirft den Kopf hoch. Sofort hocken wir reglos im knietiefen Schilf. Ich lege das Gewehr an – falls er losstürmen sollte, wäre ich gezwungen zu schießen ...

Aber auch jetzt erkennt er uns nicht. Unentschlossen dreht er den Kopf hin und her – er beruhigt sich und frisst weiter ...

Wir gehen zum Kriechen über. Wenn ich noch fünfzig Schritte näher herankommen könnte, von dort aus könnte man wohl schon schießen. Selbst die etwa einhundertfünfzig Schritte erscheinen mir weit; so unsicher macht mich das gestrige, immer noch schmerzende Versagen auf fünfunddreißig Schritte ...

Die fünfzig Schritte gelingen. Der Büffel hält stand. Er grast ausdauernd.

Ich setze mich hin – im Schutz einiger dichterer Schilfbüschel. Der Büffel steht schräg mit dem Hinterteil zu mir, doch schon dreht er sich zur Seite ... und sobald er das Blatt zeigt, schieße ich ihn auf die Schulter.

Die Kugel klatscht scharf auf seine Flanke. Er weiß, woher der Schuss kam, aber er sieht mich nicht; ich sitze unbeweglich. Dennoch rennt er direkt auf mich zu – das erleichtert meine Sache erheblich, so kann ich bequem eine Kugel nach der anderen in seine Brust repetieren. Schon die dritte – aus etwa hundert Schritten – lässt ihn auf den Bauch fallen. Aufstehen kann er kaum noch; er liegt mir zugewandt, hält aber den Kopf noch hoch. Ich lade neu – sicherheitshalber, denn es war nur noch eine Kugel im Magazin.

Dann schieße ich ruhig und sorgfältig gezielt unter sein Kinn, mitten in die Gurgel.

Röchelnd bleibt er liegen.

Ich richte mein Fernglas auf Mangi. Sie klettert bereits von ihrer Autodach-Loge herunter. Sie winkt mit ihrem Hut. Richtiger gesagt: mit meinem Hut. Ich schicke ihr Poolman entgegen. Vor dem Büffel haben wir zwar nichts mehr zu befürchten, dennoch mag ich es nicht, wenn sie an einem solchen Schilfplatz allein umherläuft – sie könnte leicht auf eine Schlange stoßen ...

– Schon wieder hast du mir den Hut vom Kopf gerissen und mich wortlos stehen lassen! Ich bitte dich sehr, gewöhn dir so etwas endlich ab! Meines Wissens nach sind wir gemeinsam zur Afrika-Jagd aufgebrochen. Aber es war nicht die Rede davon, dass du beim Anblick von ernsterem Wild alles vergisst. Sogar mich!

Der Büffel ist übrigens so, wie wir ihn beim ersten Erblicken eingeschätzt haben. Alt, aber mit ziemlich enger Auslage. Der achtundzwanzigste Büffelbulle meines Lebens. Wir ziehen nur die Kopfhaut ab und schneiden den Kopf ab. Vor vier Jahren habe ich einen viel besseren Büffel mitgebracht; eine komplette Haut braucht das Museum also nicht. Mangi knipst viele Fotos. Auch etliche Ellen Film. Sie filmt das Ausweiden, das Abziehen des Skalps und das Abtrennen des Kopfes. Sogar den schönen, bunten Schmetterling, der sich auf den herausgenommenen Büffeldarm setzt und genüsslich daran saugt ...

Während wir in der grimmigsten Nachmittagshitze nach Hause fahren, blicken zwei Löwenköpfe aus dem etwa halbmeterhohen Gras hervor. Mangi springt vor Aufregung fast aus dem Wagen. Leider sind beide Weibchen. Lange kurven wir herum, suchen und fahren die unmittelbare Umgebung kreuz und her. Vielleicht finden wir doch ein Männchen, das einer Kugel würdig ist! Zehn Minuten später sehen wir noch zwei weitere Löwen! Aber – auch dies sind Weibchen! Wir durchkämmen die ganze Gegend mit dem Wagen, untersuchen jeden wahrscheinlichen Platz. Aber außer den vier Weibchen finden wir nirgends ein neues Tier. Von einem Männchen keine Spur! Die haben wohl jene „eingesammelt“, die vor uns hier waren!

Am Nachmittag fahren wir noch einmal zum Büffelaas hinaus, schneiden zwei Hinterkeulen ab und legen sie in der Gegend der vormittäglichen Löwen als Köder aus. Aber Löwen sehen wir wahrlich nicht mehr. Dennoch freuen wir uns über den heutigen, wirklich abwechslungsreichen Tag! Der Elefant der Deutschen, danach mein Büffel, schließlich noch vier echte Löwen – siehe da, der erste Jagdtag, der an alte Zeiten erinnert. Ich habe das Gefühl, vielleicht wendet sich unser Schicksal jetzt doch zum Guten! Sogar unsere Zeit würde reichen. Wir haben unsere gestrigen Gastgeber zum Abendessen eingeladen. Wir feiern den frischgebackenen Elefantenjäger. Nach dem Essen begleiten wir sie noch in ihr Lager. Ihre Stoßzähne liegen bereits schön weiß gesäubert vor ihrem Zelt. Jetzt erscheinen sie etwas kleiner; sie erreichen wohl kaum siebzig Pfund pro Stück. Aber ich hätte trotzdem nichts dagegen, wenn sie vor unserem Zelt lägen!

6 Februar, Camp „Loitokitok“

Wir stehen um fünf Uhr auf, und sobald es dämmert, brechen wir dorthin auf, wo unsere Nachbarn gestern Nachmittag erneut auf eine Elefantengruppe gestoßen sind! Als wir an ihrem Lager vorbeifahren, schlafen sie noch tief und fest; ihr Berufsjäger jedoch ist wach und berichtet Folgendes:

– Es ist noch keine halbe Stunde her, es begann gerade zu dämmern, als hier vor uns auf der gegenüberliegenden Wiese Löwen etwas geschlagen haben – wahrscheinlich ein Zebra! Ich stand hier in der Zelttür, ich habe alles deutlich gehört; noch vor ein paar Minuten haben sie hier geknurrt, sie können nicht weiter als hundert bis hundertfünfzig Schritte entfernt sein. Sicherlich sind sie noch dort und fressen ausgiebig ... Warten Sie ein wenig, gleich wird es hell, wir werden sie bestimmt sehen ... Ich hoffe, es ist ein Männchen dabei, ihrem Laut nach sind es mehrere ...

Kaum hat er es ausgesprochen – da hören auch wir die Raubtiere! Sie knurren wütend, fletschen die Zähne, streiten um die Beute. Wenn es hell wird und ein würdiges Männchen dabei ist, könnte man es vielleicht sogar von hier, aus der Zelttür, schießen ... Poolman

und sein Kollege besprechen leise, was zu tun ist. Der eine empfiehlt, hierzubleiben und das Morgengrauen abzuwarten, damit unser Wagengepatter die Löwen nicht verscheucht. Der andere drängt jedoch darauf, so schnell wie möglich in ihre Nähe zu kommen, bevor sie die Beute verlassen und sich ins Dickicht zurückziehen.

– Sie wissen um unsere Nähe! Sobald sie die Situation als gefährlich einschätzen, türmen sie sofort. Dann ist es schwer, sie zu finden. Brechen wir auf, bevor es ganz hell über uns wird ...

Wir setzen uns also ins Auto und rollen mit möglichst gedrosseltem Motor dem immer wieder ertönenden Knurren entgegen. Bald sehen wir sie auch. Es mögen drei oder vier sein, aber – alles Weibchen! Eine von ihnen, eine zornige alte Harpyie, kauert noch auf den Zebraresten und fährt uns mit zurückgelegten Ohren an; offensichtlich will sie uns verscheuchen. Aber wir fahren langsam weiter, wir wollen die ganze Wiese absuchen, denn auch von weiter her ist noch ein Knurren zu hören. Auf der nun sichtlich heller werdenden Wiese zählen wir insgesamt neun Löwen! Sieben alte Weibchen und zwei Junge von der Größe eines Bernhardiners. Ich glaube es gern, dass sie hier nachts einen großen Spektakel veranstaltet haben – die Deutschen dürften nicht viel geschlafen haben. Ich könnte jeden von ihnen schießen, keiner ist weiter als fünfzig bis sechzig Schritte entfernt. Aber wir brauchen kein Weibchen, unsere Lizenz gilt nur für ein männliches Exemplar!

Ich raufe mir vor Wut die Haare. Es ist unmöglich, dass sich kein einziges Männchen unter so viele alte Hexen verirrt hat! Gewissenhaft suchen wir die ganze Umgebung ab. Vergeblich! Als wir zum Lager der Deutschen zurückfahren, steigen sie gerade in ihr Auto und bereiten sich auf die Abfahrt vor. Sie halten wieder auf die Elefantenseite zu.

– Uns interessiert der Elefant ohnehin nicht mehr, wir haben unseren geschossen – sagen sie. – Wir suchen Büffel. Schließen Sie sich uns direkt an, und sobald ein Elefant oder eine frische Fährte auftaucht, halten wir sofort an und lassen Ihnen den Vortritt!

Kaum fahren wir eine Viertelstunde, da taucht wieder ein einsamer Büffelbulle auf, auf derselben Schilfwiese, wo ich gestern meinen geschossen habe! Wir halten also auch an und klettern auf das Dach unseres Landrovers, von wo aus wir bequem die Machenschaften der Deutschen „genießen“ können. Seht her, wie viel Nutzen das ungesetzliche Kampieren auf dem Rücken des anderen bringt! Gestern ein Elefant, heute schießen sie uns einen Büffel vor der Nase weg! Es gelingt ihnen leicht, in die Nähe des Büffels zu gelangen, und genau wie gestern den Elefanten, erledigen sie auch den Büffelbullen durch gemeinsames Schnellfeuer. Mit ihrer Trophäe können sie jedoch auch nicht prahlen. Sie ist wesentlich schlechter als unsere. Bereitwillig erklären sie uns, in welcher Richtung sie gestern die Elefanten gesehen haben, und geben uns einen guten Rat nach dem anderen. Dann machen sie sich ans Fotografieren ihres Büffels. Damit werden sie so schnell nicht fertig; danach – so höre ich – wollen sie zurück in ihr Lager. Wir sind sie also endlich losgeworden.

Wir können nun mutig dorthin gehen, wo wir es für richtig halten. Endlich gehört das seit anderthalb Jahren „exklusiv für uns reservierte“ Loitokitok-Gebiet wirklich uns! Wir holpern über einen schändlich felsigen, mit großen Steinen übersäten, weglosen „Elefantenwechsel“ in Richtung des Sumpfes, wo die Deutschen bereits zweimal auf eine kleinere oder größere Elefantengruppe gestoßen sind. Die Sonne brennt immer zorniger, der sogenannte „Wechsel“ wird immer ungangbarer, er schüttelt uns die Seele aus dem Leib. Wir sind gezwungen auszusteigen. Wir suchen die gestern am Hang ausgelegten Büffelkeulen auf. Etwas hat sich gründlich daran zu schaffen gemacht. Ob es ein Löwe war, ein Leopard oder nur eine Hyäne, können wir auf dem felsigen Boden nicht

feststellen. Umso mehr sind wir überrascht, als vor uns fast fußballgroße Elefantenlosung auftaucht. Eine Fährte sehen wir auch diesmal nicht, überall nur Steine. Da dies jedoch die Fortsetzung der Richtung ist, in die der Elefant der Deutschen zog, ist anzunehmen, dass auch dieser zum selben Sumpf unterwegs ist.

– Lassen wir das Auto hier, gehen wir dem Elefanten nach – schlägt Poolman vor –, auch wenn wir seine Fährte nicht sehen können, versuchen wir, den ab und zu auftauchenden Losungsgrenzen zu folgen.

Es geht auf zehn Uhr zu, die Sonne brennt grausam, doch die Elefantenäpfel scheinen immer frischer zu werden. Zwar sind sie kalt, ihr einstiger Besitzer mag schon weit weg sein, aber seine Marschrichtung ist unzweifelhaft; er hält gegen den Wind, wie es der tagsüber ziehende Elefant im Allgemeinen zu tun pflegt. Unseren Geruch kann er keinesfalls wittern. Der Boden ist nicht nur steinig, sondern besteht aus lauter Bergen und Tälern, was bei der schwindelerregenden Hitze besonders ermüdend ist. Wir überlegen schon fast, die hoffnungslose Arbeit abzubrechen; wir können den Elefanten ohnehin nicht einholen, vor dem Sumpf wird er kaum noch haltmachen. Und der ist – zumindest nach der Beschreibung der Deutschen – noch einige Stunden entfernt! Mit unserem Auto – wäre das Gelände nur einigermaßen befahrbarer – könnten wir ihm vielleicht noch ein paar hundert Schritte folgen. Aber davon sind wir schon so weit weggekommen, und der „Weg“ wird nicht etwa besser, sondern immer unpassierbarer! Versuchen wir also, uns zu Fuß weiterzuquälen, vielleicht finden wir irgendein neues, ermutigenderes Zeichen. Wir gehen also, aber immer verbitterter, immer hoffnungsloser ...

Und als wir aus einem steilen Graben auf den nächsten Hügel klettern – da sehen wir ihn! Aber grausam weit entfernt, mindestens ein bis zwei Kilometer! Und er zieht in gleichbleibendem Tempo zu seinem gewohnten Trinkplatz. Scheinbar so bequem und gelassen setzt er die Füße, dass man meinen könnte, es sei ein Kinderspiel, ihn einzuholen ... In früherer Zeit, mit einer fünfunddreißig Jahre jüngeren Lunge, Herz und Beinen, kam es vor, dass ich ihm hinterherlief! Ja, es war so – auf leichtem, elastischem Gelände –, dass ich ihn sogar einholte! Aber das ist keine einfache Sache! Der scheinbar gemächlich dahinschlenzende Elefant macht so große Schritte, dass er selbst den trainierten jungen Mann vorzeitig außer Puste bringt. Aber wenn wir ihn schon nicht einholen können, versuchen wir wenigstens, ihn in Augenschein zu nehmen. Soweit das aus dieser Entfernung möglich ist! Was einen auf den ersten Blick packt – seine gewaltige, fast haushohe Größe! So etwas bräuchte das Museum! Seine Stoßzähne – aus dieser Ferne – kann man selbst mit dem Fernglas nicht schätzen. Sie scheinen lang zu sein, ein ordentliches Stück hängt aus seinem Maul! Aber sie sind sehr dünn! Als ob metertiefe Zahnstocher an beiden Seiten seines Rüssels emporragten.

Aber er geht und geht – unaufhörlich! Ja, jetzt verschwindet er sogar aus unseren Augen; er muss wohl in eine Talsenke hinuntergestiegen sein. Das kurze Erblicken flößt uns dennoch neue Kraft ein. Wir vergessen die große Entfernung, vergessen die grausame, schwindelerregende Hitze. Wir werden ihn trotzdem erreichen; wenn er schon hier vor uns ist, lassen wir ihn nicht entwischen! Wie gut kenne ich diese früher oft vorkommende Situation. Man traut sich immer mehr zu, als man leisten kann. Wenn ich doch nur meine einstige Läuferzeit noch einmal hervorholen könnte. Mit Poolman würden wir losstürmen, ihn einholen, ihn schießen, und Mangi könnte bequem hinter uns her schlendern ... Aber legen wir einen Zahn zu, vielleicht sehen wir ihn wieder, vielleicht wird auch er müde, vielleicht hält er an und macht eine mehrminütige Pause? ... In solchen Momenten ist es schwer, die Hoffnung im hitzigen Elefantenjäger zu ersticken! Egal wie alt, egal wie hinfällig die Knie sind ...

– Gehen wir – ermutigt mich nun auch Mangi –, lassen wir nicht locker!

So stacheln wir uns gegenseitig an, mit gleicher, gespannter Leidenschaft.

ÉKSZEREIKET MAGUK KÉSZÍTIK

Und als wir auf den nächsten Hügel gelangen, sehen wir ihn sofort. Aber er geht immer noch. Die Entfernung zwischen uns hat sich nicht im Geringsten verringert. Das Gelände um ihn herum ist völlig offen und frei; man könnte ihn selbst aus der doppelten Entfernung im Auge behalten ... Das nährt unsere Ausdauer. Dieses ständige Sich-Zeigen. Wenn er verschwinden würde, sich in den Wald oder ins Dickicht flüchten würde, hätten wir die hoffnungslose Jagd längst aufgegeben und abgebrochen. Aber dieses unaufhörliche Locken, dieses Verführen nach Art eines fabelhaften Wunderhirsches, presst dem Jäger den Schweißvorrat bis zum letzten Tropfen aus. Wir brechen also erneut auf, mit keuchender Lunge, der Fährte des Elefantenbullen folgend, der im Takt mit seinen lakenartigen Riesenohren fächelt. Jetzt hält er ein wenig an. Aber nur für zwei oder drei Minuten. Im Schutz einer leichten Vertiefung rennen wir ihm sogar hinterher. Doch sobald wir uns auf den nächsten Hügel hinaufgearbeitet haben – zieht er wieder. Nicht viel, aber es ist uns gelungen, dreißig bis vierzig Schritte näher zu kommen. Sogar die Stoßzähne scheinen etwas Verheißungsvolleres zu zeigen ...

Und als wir die nächste Hügelkuppe erreichen – hält er wieder an. Ein schwacher Lufthauch weht nun; offensichtlich hat auch der Elefant genug von der Hitze. Er fächelt auf der Stelle und kühlt beharrlich sein sonnenverbranntes Haupt.

– Vielleicht hält er jetzt ein paar Minuten durch ...

Aber er ist immer noch schrecklich weit entfernt, etwa siebenhundert Schritte, und die Wärme pulst betäubend in unseren Köpfen.

– Na, jetzt los – sporne ich Mangi an –, beißen wir die Zähne zusammen, legen wir den letzten Rest unserer rapide schwindenden Kraft hinein! Wir jagen ihm schon die vierte Stunde hinterher ...

Ich weiß selbst nicht wie, aber das herannahende Versprechen lässt uns regelrecht Flügel an den Füßen wachsen und zögert die völlige Erschöpfung erneut hinaus ... Wieder stapfen wir in Deckung; wenn wir nur auf den nächsten Hügel gelangen könnten, von dort vielleicht ... Wir schnaufen hinauf, mit schwindligem Kopf. Der Elefant steht immer noch, aber an einen Schuss ist natürlich nicht zu denken. Er kehrt uns das Hinterteil zu. Auch die Entfernung liegt bei etwa zweihundert. Unser Wind ist jedoch unverändert gut. Jetzt lasse ich ihn nicht mehr ohne Schuss ziehen ... Ich schiebe die Sicherung meines Gewehrs beiseite; falls er losgehen sollte, repetiere ich das ganze Magazin hinein ... Zu so etwas kommt es zum Glück nicht. Die Entfernung zwischen uns verringert sich auf etwa hundert bis einhundertfünfzig Schritte.

– Schnell in seine Nähe – sage ich zu Mangi, die erstaunlicherweise mit paprikarot erhitztem Gesicht, aber mit harter Ausdauer das Tempo hält ...

Mit entsicherter, schussbereiter Waffe rennen wir auf ihn zu – bis auf etwa fünfzig Schritte. Er fächelt immer noch an einer Stelle; wir hören bereits das Klatschen seiner auf- und abgehenden Ohren ...

Mit im Hals hämmerndem Herzen und Schweiß, der mir in die Augen rinnt, warte ich auf die Gelegenheit.

Er muss etwas bemerkt haben – langsam biegt er zur Seite ab ...

Schon trifft ihn die schwere Kugel auf das Blatt.

Und gleich darauf die zweite. Er schüttelt wütend den Kopf und wendet sich direkt uns zu. Aber er sieht uns nicht, wir hocken hinter einem Busch. Wieder stellt er sich quer. Zum dritten Mal spricht mein Gewehr – und zum vierten Mal! Alle vier Kugeln sitzen in seiner Flanke. Mehr sind nicht im Magazin. Mit zitternden Händen versuche ich nachzuladen – aber es ist nicht mehr nötig ...

Der Elefant beginnt zu schwanken. Er wendet sich uns noch einmal zu, aber ich sehe, dass er genug hat. Er tritt auf der Stelle – dann kippt er friedlich zur Seite.

Er rührt sich nicht mehr.

Den Schläfenschuss, der eine schnelle, saubere Arbeit leistet – obwohl sich eine durchaus günstige Gelegenheit dazu bot –, habe ich gar nicht zu riskieren gewagt. Ich war zu sehr erschöpft. Mit zitternder Hand kann man nichts riskieren. Deshalb wählte ich den weniger glanzvollen, aber dafür umso sichereren Blattschuss. Davon reicht natürlich selten einer, aber drei bis vier tun es in der Regel auch.

Völlig erschöpft stolpern wir zu dem nun verendenden Elefanten. Er schnauft zwar noch, erhält aber einen Fangschuss an die Wurzel des Ohrs. Mit einem befreiten Stöhnen lassen wir uns neben ihm nieder. Und mit dankerfülltem Herzen. Er ist wahrlich ein gewaltig großes Tier; für die Untersuchung seiner Stoßzähne habe ich noch keine Kraft ...

Der ungeheure Körper spendet sogar ein wenig Schatten. Wir kauern uns in den schwachen Schutz seiner Achselhöhle und verzichten auf die wirkungslose Hilfe unserer warmgewordenen Feldflasche. Die Linderung des quälenden Durstes verschieben wir auf unser Trinkwasser im Lager. Meinen Waffenträger habe ich zurückgeschickt, um unseren weit hinten gelassenen Wagen zu holen.

Unsere Freude ist unbeschreiblich! Nicht nur wir, auch Poolman und unsere Leute freuen sich gleichermaßen. Schließlich ist dies nicht nur der erste Feiertag unseres Unternehmens,

es war überhaupt unser bisher erster ernsthafter Jagdtag! Spannende, mühsame, erschöpfende – erfolgreiche Jagdarbeit! Eine, die an alte Zeiten erinnert. Besonders freue ich mich, dass auch Mangi daran teilnehmen konnte! Ja, sie konnte von Anfang bis Ende bei mir sein und hat ihren Platz wahrlich hartnäckig behauptet. Wir werden noch lange von diesem Tag sprechen! Wir werden seine Erinnerung immer und immer wieder wiederkäuen! Sicherlich durfte ich den Freudenbecher über die Erlegung meines letzten Elefanten bis zur Neige leeren. Es tat gut. Obwohl das im Lager wartende, gekühlte Trinkwasser – wie viele Gläser werde ich wohl in mich hineinfüllen können? – vielleicht noch besser schmecken wird!

– Wenn er nicht angehalten hätte – sage ich zu Mangi –, wenn er uns nicht mit verbindlicher Höflichkeit erwartet hätte, hätten wir ihn im Leben nicht eingeholt! Nur die außergewöhnliche Hitze hat ihn träge gemacht, sie hat ihn zum Verharren veranlasst.

Glücklich klammern wir uns an den nach langer Zeit eintreffenden Wagen. Wir holpern heim ins Lager. Jetzt erst können wir ermessen, welch großes Gebiet wir in den vergangenen Stunden zu Fuß zurückgelegt haben. Das mühsame, aber völlig freie, offene Gelände trug wesentlich zu unserem Erfolg bei. Das fast ständige Im-Auge-Behalten des Elefanten spornte unsere Ausdauer an. Sonst wäre uns die Puste schon längst ausgegangen. Statt für den Elefanten – hätten wir für die Feldflasche gestimmt. Diesmal haben wir wahrlich das Bessere gewählt.

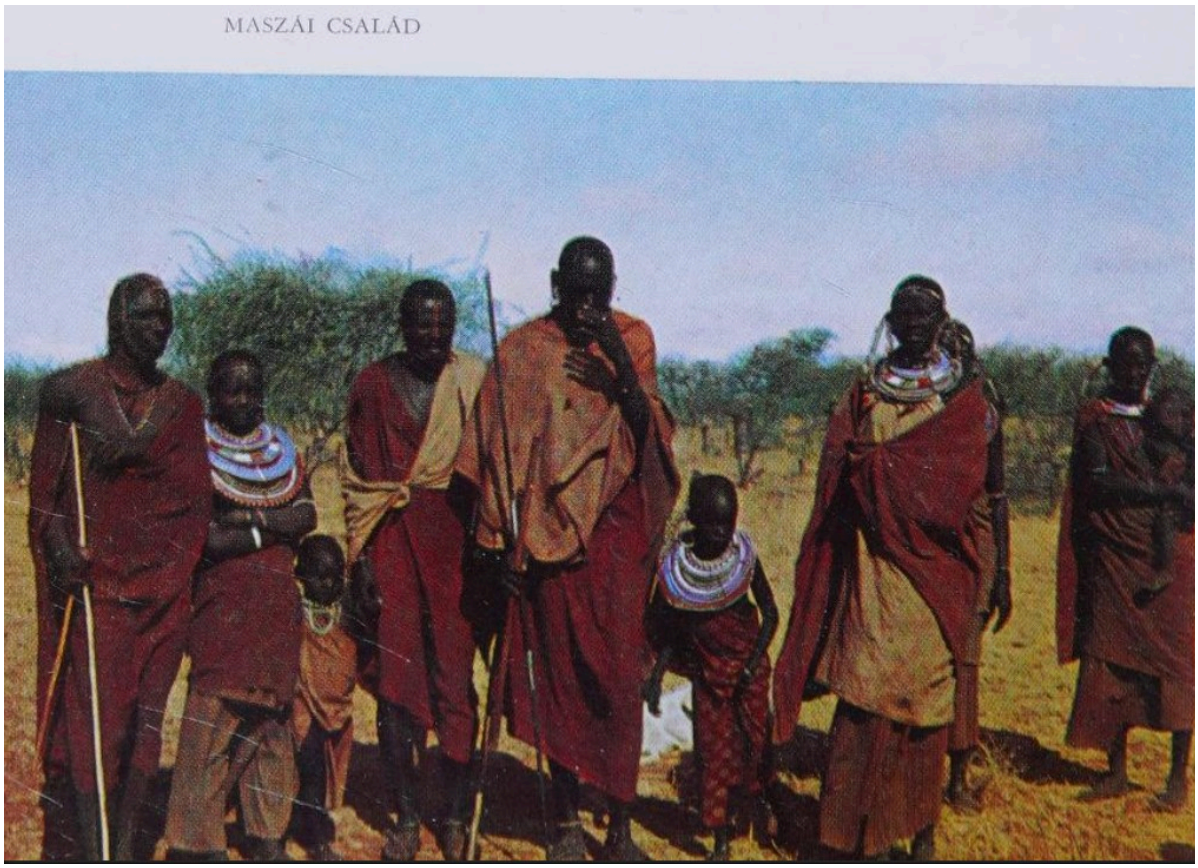
Jetzt stellt sich Poolmans vorausschauende, vor ein paar Tagen noch als Schalkhaftigkeit eingestufte, sich jedoch als lebensrettend, richtiger gesagt als „elefantenrettend“ erweisende Spekulation heraus. Am Lager angekommen, stopfen wir unseren Lastwagen bis obenhin voll mit Häutern! Nicht nur unser eigenes Kommando, auch jeden halbwegs brauchbaren Mann der Deutschen packen wir auf; so wächst unser Häutertrupp bereits auf sechzehn Köpfe an. Sie kehren auch schon zum Schauplatz zurück, mit ihnen fahre auch ich und die beiden Berufsjäger. Mit dieser aufgeblähten Anzahl an Leuten wird es hoffentlich gelingen, die sieben- bis achtstündige Aufgabe zu bewältigen. Als besonders harte Arbeit verspricht das Umdrehen des gewaltigen Körpers zu werden. Nach dem Häuten der einen Seite müssen wir ihn mit dem Lastwagen auf die andere Seite kippen, damit man auch an die gegenüberliegende Hälfte herankommt. Jetzt sehen wir erst, dass wir die Hilfe der Deutschen gar nicht erwidern können, da ihr Elefant gar nicht gehäutet werden musste; es kam nur zum Herausbeilen der Stoßzähne, und das erledigt ein einziger Fachmann. Aber wir, da wir ein Museumsexemplar mit nach Hause nehmen wollen, brauchen nicht nur die komplette Haut, sondern auch die wichtigsten Knochen.

Beim Elefanten zurückgekommen, machen wir uns zuerst an die Feststellung der genauen Maße. Die zuverlässige Aufnahme der zwanzig verschiedenen Maße ist an sich schon keine leichte Aufgabe, besonders in dieser schwindelerregenden Hitze. Danach folgt noch langes Fotografieren und Filmen. Unsere Leute arbeiten tüchtig und werden verhältnismäßig leicht mit der diesseitigen Seite fertig. Dann beilen wir die Stoßzähne heraus – sie sind zwar etwas dünn, aber verhältnismäßig lang genug. Etwa siezbig bis fünfundsiebzig Pfünder. (Ich schätze sie auf fünfunddreißig Kilo, die Zähne pro Seite.) Leider muss ich einsehen, dass es der Elefant mit den kleinsten Zähnen meines Lebens ist, aber meine größte Freude habe ich dennoch an ihm! Wenn ich die Stoßzähne zu beiden Seiten neben mich stelle, kann ich gerade noch zwischen ihnen hindurchgehen. Ich muss mich nicht einmal bücken. Der Stoßzahn meines größten Elefanten war genau doppelt so groß wie dieser. (Später, beim Messen, stellte sich heraus, dass der eine Stoßzahn dreiundsechzig, der andere vierundsechzig Pfund wog. Annähernd fast dreißig Kilo pro Stück.) Ich warte noch das Umdrehen ab, was sich als schwierigere Frage erweist. Mehrmals reißen die Ketten, die Seile, sogar der Lastwagen stellt sich stur. Aber endlich

gelingt auch das, das Ausziehen der Gegenseite kann beginnen. Die Widerristhöhe des Elefanten beträgt übrigens 380 Zentimeter!

Jetzt lassen wir den Leuten jedoch eine kleine Pause zum Ausruhen und Kochen des Abendessens. Vor ihnen liegt noch die Arbeit einer langen Nacht. Wir vereinbaren, dass sie, sobald sie fertig sind, sofort die Haut und die notwendigen Knochen aufladen und direkt nach Nairobi zu Zimmermanns Werkstatt fahren sollen. Nur die Stoßzähne soll Poolman mit ins Lager bringen. Ich lasse mich auch heimfahren, ich habe genug von der heutigen Betriebsamkeit. Wenn dieser elende Elefant doch nur schon im Budapester Museum wäre! Aber mit Haut!

7 Februar, Camp „Loitokitok“



Die gestrige anstrengende Hetzjagd hat mich so erschöpft, dass ich nachts kaum einschlafen konnte. Und das Aufstehen fiel mir erst recht schwer. Jeder Knochen einzeln tut mir weh. Die Elefantenjagd ist offensichtlich nichts mehr für mich.

Wir suchen den Elefantenkadaver auf. Im Laufe der Nacht haben sie die Arbeit gewissenhaft beendet; Haut und Knochen wurden bereits nach Nairobi transportiert. Auch Poolman hat die Stoßzähne mitgebracht; sie liegen hier vor unserem Zelt und wirken stattlicher als gestern im Maul des Elefanten. Ihr genaues Gewicht wissen wir noch immer nicht, aber sie dürften kaum leichter sein als die der Nachbarn. Dabei sehen die Zähne der Deutschen auch jetzt noch größer aus. Es kommt oft vor, dass ein Paar Stoßzähne größer wirkt und ein anderes weniger hermacht, als es der Realität entspricht. Die der Deutschen hätte ich auch mit Freuden genommen, als sie vorgestern dort lagen. Jetzt aber hoffe ich, dass unsere doch die besseren sind. Viel Unterschied wird sicher nicht dazwischen sein. Auch Poolman stimmt für unsere – das wird sich in Nairobi zeigen. Die der Deutschen wurden natürlich sauber und schneeweiß gewaschen, während unsere noch blutig und verschmiert sind. Ein sauberer Zahn macht immer mehr her als ein schmutziger.

Der Kadaver unseres Elefanten ist eine formlose, aufgeblähte Fleischmasse. Wir untersuchen ihn ringsherum – solange wir es aushalten. Er stinkt bereits gewaltig. Die Unmenge an gefiederten Aasfressern sitzt um ihn herum, sogar das Gebüsch obendraub haben sie dicht besetzt. Ob nachts auch Raubwild hier war, lässt sich unmöglich feststellen; Hyänen, Schakale und Geier haben das bereits zerfallende, kaum noch erkennbare, ekelerregende Aas kreuz und quer zertrampelt. Und dabei, was für ein tadelloser Elefantenbulle war er gestern um diese Zeit noch! In ein, zwei Tagen wird keine Spur mehr von ihm sein! Die afrikanische Vergänglichkeit räumt – besonders an einem so gnadenlos sonnenverbrannten Ort – im Sturmschritt auf.

Wieder scheint eine mörderische Hitze aufzuziehen. Ich schieße eine Impala als Leopardenköder. Dann suchen wir noch die gestrigen Büffelkeulen auf, finden dort aber auch keine Fährte. Mittags sind wir schon wieder zu Hause. Poolman ist zwar noch einmal losgefahren; er lässt die Impala auf einen geeigneten Baumwipfel ziehen. Der Erfahrung nach nimmt der Leopard den Köder dort lieber an als unten auf der Erde. Auch seine eigene Beute – oft schwerer als er selbst – schleppt er meist auf einen Baum, versteckt sie dort vor den Geiern, um sie dann über Tage hinweg immer wieder aufzusuchen und Stück für Stück zu verzehren.

Poolman und die anderen kommen bald zurück.

– Wir haben die Impala auf den Baum ziehen lassen – berichten sie –, und auf dem Heimweg sind wir, gar nicht weit vom Lager, auf eine größere Löwengesellschaft gestoßen! Ein stattliches Männchen ist auch dabei! Bereiten Sie sich schnell vor; es ist heiß, da halten sie sich meistens ruhig, wir finden sie sicher. Ich wollte nicht zu nah ran, um sie nicht zu verscheuchen!

Das hatte ich fast erwartet! Kaum bin ich einmal nicht dabei! Unbedingt treffen sie auf das, was ich am meisten suche! Aber wir sind schon fertig, brechen auf, den „in der Nähe faulenzenden“ Löwen entgegen. Unrettbar werden wir das große Männchen aus ihrer Mitte herausschießen! Das sind wahrlich anregende Minuten. Besonders, wenn das Märchen auch wahr ist ... Mangi hat die gestrige Kraftprobe offensichtlich vergessen. Auf ihrem Gesicht glänzt frisch die Aufregung. Wenn es gelänge, der Jagd den Schlusspunkt zu setzen – unser letzter, vielleicht größter Wunsch würde in Erfüllung gehen!

Wir erreichen das fragliche Dickicht. Poolman erklärt genau, wo sich die Löwen – vor kaum einer Viertelstunde – aufgehalten haben. Aber dort halten sie sich wahrlich nicht mehr auf! Sie müssen ein Stück weitergezogen sein. Wir durchforsten das Gebüsch bis ins Kleinste – die Erde kann sie doch nicht verschluckt haben? Doch – genau die muss sie verschluckt haben! Wir sehen einige Wasserböcke, ein paar Impalas, nur eben keinen Löwen. Nicht einmal ein räudiges Weibchen. Aber wie sollten wir sie auch sehen? Sie wurden ja von der Erde verschluckt! Bis zum Abend suchen wir sie, aber sie sind völlig spurlos verschwunden. Ich schieße ein paar Küchenvögel mit der kleinen Longrifle. Dann tuckern wir schön nach Hause. Dieser nachmittägliche, wahrlich unerwartete Reinfall überschattet ein wenig die Freude über den gestrigen Elefanten. Der abschließende Paukenschlag schien so sicher! Auf Mangis Vorschlag hin bleiben wir noch bis zum elften. Wir geben dem Löwen noch eine viertägige Chance. Sie ziehen hier umher – das ist unbestreitbar –, wir haben ja welche gesehen, Spuren beobachten wir fast täglich, nur ihre Stimmen hören wir kaum. Vielleicht sind sie so schweigsam, weil kein Männchen unter ihnen ist? Vielleicht war heute Nachmittag auch keines da? Aber wir haben ja noch die viertägige Frist!

8 Februar, Camp „Loitokitok“

Wir erwachen bei schändlichem Wetter. Die ganze Nacht und auch jetzt im Morgengrauen gießt es in Strömen. Es scheint, als schlage das Wetter in einen neuen „Fronteinbruch“, in einen landesweiten Regen um.

Das verdirbt Mangi ein wenig die Laune. Sie hat wenig geschlafen, klagt auch über Zahnschmerzen und erklärt, sie bleibe zu Hause. Doch sobald sie das Brummen des Landrovers hört und meine Vorbereitungen sieht, springt sie schon aus dem Bett. Sie hat es sich anders überlegt, sie kommt doch mit.

– Natürlich komme ich mit, wenn wir heute einen Löwen schießen – prophezeit sie leichtfertig, aber ungewöhnlich selbstsicher. – Übrigens sind meine Zahnschmerzen auch besser geworden; ich bin doch nicht verrückt, jetzt zu Hause zu bleiben!

Auch der Regen wird schwächer, um halb sieben brechen wir schon auf. Und kaum sind wir eine halbe Stunde unterwegs, da poltert es schon auf dem Dach:

– Simba! – schallt es durch das offene Dachfenster.

Bei diesem Wort, das auf Swahili Löwe bedeutet, setzt bei mir ein Herzschlag aus. In der Sprache der Mediziner führt es zu einer „Extrasystole“! Das Gras um uns herum ist hoch, wir sehen nicht hinaus, nur die Leute, die aus dem Dachfenster spähen, haben ihn erblickt. Endlich bemerken auch wir ihn, aber er flieht bereits in weiten Sprüngen, etwa zweihundert Schritte entfernt. Wir beobachten ihn durch das Glas; seiner Größe nach halten wir ihn für ein Männchen, aber mit einer sehr dürftigen Mähne. Vor ihm öffnet sich ein niedriges Schilffeld, darin ein rundes Gebüsch von nur wenigen Metern Durchmesser. Darin verschwindet er.

Wir fahren nahe an das Gebüsch heran. Wir umkreisen es aus etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Schritten. Wir spähen von allen Seiten hinein, doch es gelingt uns nicht, ihn zu entdecken. Aber ein Stück weiter erblicken wir einen anderen Löwen, der an einer Stelle steht – bei diesem sehen wir sicher, dass es ein Weibchen ist.

– Das muss er wohl gewesen sein – sage ich zu Poolman –, den haben wir vorhin für ein Männchen gehalten.

– Von wegen – sagt er –, der andere war wesentlich größer. Ich habe ihn an seinem breiten Kopf erkannt! Nur seine Mähne ist jämmerlich. Aber wenn wir keinen besseren finden, würden wir auch diesen mitnehmen. Er muss hier in diesem Gebüsch sein, wir werden ihn schon irgendwie heraustreiben. Wenn Sie ihn erblicken, schießen Sie sofort dorthin! Ich bin sicher, dass es ein Männchen ist. Lassen wir ihn nicht entwischen; freuen wir uns, dass wir endlich überhaupt so einen finden. Heutzutage ist auf freiem Gebiet selbst ein Löwe mit schlechter Mähne eine Seltenheit!

Wieder umkreisen wir das Gebüsch. Durch eine schmale Lücke erblicke ich ihn. Aber nur ein ein, zwei Finger breites Stück von ihm.

– Schießen Sie schnell dorthin, das wird ihn schon heraustreiben.

– Aber wenn das auch ein Weibchen ist – dann stehen wir schön da ...

– Auf meine Verantwortung!

– Hol's der Teufel – sage ich. Dabei schießt mir das alte deutsche Jägersprichwort durch den Kopf: „Es sei des Jägers erstes Gebot, was er nicht sieht, schießt er nicht tot ...“

Aber dann packt mich doch das „Löwenfieber“ – ich drücke ab ...

Er brüllt auf – springt aus dem Dickicht. Jetzt sehe ich auch klar, dass es ein körperlich stattliches, aber dünnmähniges Männchen ist! Schnell repetiere ich, aber ich habe keine Zeit mehr, die nächste Kugel zu platzieren; mit einem einzigen Sprung verschwindet er im etwa anderthalb Meter hohen Schilf.

– Na, und nun? – frage ich. – Was ist zu tun?

– Die Kugel hat er – stellt Poolman fest –, die Frage ist nur, wo?

Zuerst beruhigen wir uns. Dann wägen wir ausführlich das weitere Vorgehen ab.

– Ich befürchte, er könnte weit gekommen sein – sage ich –, zumindest wirkte er nicht besonders krank. Versuchen wir ganz vorsichtig, ihm mit schussbereitem Gewehr zu folgen. Aber zuerst untersuchen wir die Stelle, an der er ins Schilf gesprungen ist. Finden wir Schweiß?

Das Blut finden wir im Nu.

Und schon kriechen wir hinterher, aber überaus vorsichtig; die Situation ist verdammt brenzlig. Das Schilf ist kaum groß, er muss wohl in das nächste durchgelaufen sein ...

Seite an Seite treten Poolman und ich ein, beide mit gespannten Waffen. Mangi natürlich direkt in unseren Spuren. Wir machen keine drei Schritte – mit gewaltigem Gebrüll greift er uns frontal an – aber da knallt auch schon mein Gewehr – mitten in den Kopf getroffen, streckt er sich hin!

Mangi möchte am liebsten sofort fotografieren.

– Warte, bis sie ihn ins Helle herausziehen – sage ich –, so wird nichts aus dem Bild.

Es beginnt nämlich zu nieseln. Doch Mangi antwortet nicht. Ich drehe mich um – sie ist verschwunden! Offensichtlich hat auch sie die Erde verschluckt, genau wie die gestrigen Löwen.

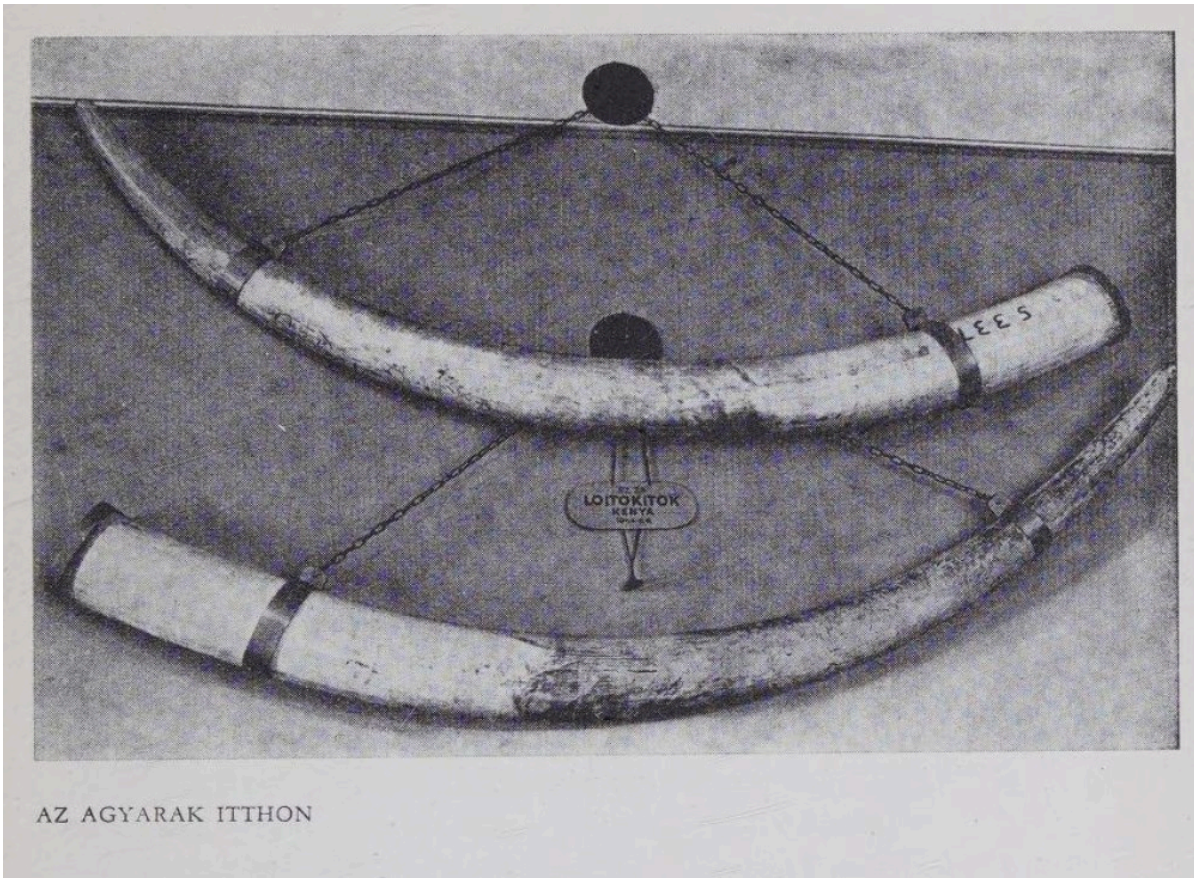
Dann meldet sie sich zu Wort, aber von irgendwo ganz tief unten:

– Ich bin wohl in ein Loch gefallen – empört sie sich –, zieh mich schnell raus!

Erst jetzt sehe ich sie, beziehungsweise ihren Kopf. Der Rest von ihr steckt bis zum Hals in einem unsichtbaren, wahrscheinlich von einem Warzenschwein gegrabenen, stattlichen Loch – oder in einer alten Elefantenspur aus der Regenzeit ...

Bis ich ihre Hand ergreife und sie herausziehe, ziehen sie bereits den mitten im Kopf getroffenen, an Körpergröße tadellosen Löwenbullen hervor. Die erste, fast blind abgegebene Kugel hatte ihn in der Körpermitte getroffen, deshalb war er nicht weit gekommen und hatte sich sofort flachgedrückt. In seiner Bedrängnis hatte er sich zum sofortigen Angriff entschlossen.

– Du hast heute Morgen gut geweissagt – sage ich –, aber in ein so großes Loch hättest du trotzdem nicht fallen müssen! Übrigens – das hast du klug gemacht! Hätte der Löwe sich unter uns mischen können, er hätte dich gar nicht finden können!



AZ AGYARAK ITTHON

Drei Tage früher haben wir unsere Sache beendet, wir könnten schon zurück nach Nairobi! Aber in Mangi erwacht die sparsame Hausfrau:

– Ich würde gerne noch drei Tage hierbleiben – erklärt sie, während der Löwe in den Landrover gezogen wird. – Du weißt, dass wir unsere Safari-Rechnung bis zum elften bezahlt haben. Bis dahin leben wir hier draußen umsonst, wohnen umsonst, essen umsonst. Wenn wir jetzt in die Stadt fahren, können wir das teure Leben von vorne beginnen, falls wir überhaupt ein Zimmer bekommen. Sogar das „Muthaiga“ ist ungewiss, es beginnen wieder Pferderennen, da ist es immer schwer, eine Unterkunft zu finden. Büffel könntest du noch vier schießen – wenn es welche gäbe. Ich bräuchte auch unbedingt noch eine zweite Zebradecke, die steht ja noch auf der Lizenz. Meiner Meinung nach ist es absolut mehr wert, wenn wir drei Tage hierbleiben! Wir könnten auch auf einen Leoparden stoßen ...

Der vormittägliche Regen zwingt uns mehrmals dazu, das Häuten unseres Löwen zu unterbrechen. Ständig muss die nassgewordene Haut unter das Zeltdach gebracht werden. Wir nehmen auch seine „Glücksknochen“ heraus; die in den Schultermuskel eingebetteten, frei schwebenden, vom Skelett völlig getrennten, krummen, flachen Knöchelchen – der Löwenjäger pflegt sie als Andenken aufzubewahren. Ich plane daraus einen Hutschmuck für Mangi.

Auch ein, zwei Krallen schneiden wir heraus. Daraus wird ebenfalls ein Hutschmuck oder sonstiger Schnickschnack. Ihr erstes afrikanisches Jagdandenken, ein Armband aus den drahthaarigen Schwanzhaaren unseres Elefanten, trägt sie bereits am Handgelenk. Mein Waffenträger hat sie noch an Ort und Stelle ausgerissen und sogleich zu einem geschickten Armband geflochten. Am Nachmittag fahren wir hinaus, sehen aber nichts Nennenswertes. Ich schieße nur einen Schakal mit schönem Pelz für unser Museum. Dazu ein paar Küchenvögel – „Gelbhalsfrankoline“. Sogar Mangi hat einen erlegt – ihre erste afrikanische Jagdbeute.

9 Februar, Camp „Loitokitok“

Die ganze Nacht, ja auch jetzt am Vormittag gießt es in Strömen. Gegen zwei Uhr brechen wir dennoch auf, es nieselt noch kräftig. Wir kommen kaum voran, so sehr sinkt der mühsam schnaufende Landrover ein und bricht immer wieder aus. Wir sehen nicht ein einziges Stück Wild, gegen Mittag kommen wir wieder nach Hause. Wenn das Wetter so weitermacht, sitzen wir am Ende hier fest, auf diesem rapide versumpfenden, immer aussichtsloser werdenden Gelände.

– Vielleicht wäre es doch klüger, die Jagd zu beenden – sagt Mangi –, rechtzeitig aus dieser Sintflut abzuhauen, bevor wir endgültig steckenbleiben ...

– Ich wäre schon vorgestern aufgebrochen, wenn du nicht so furchtbar sparsam wärst! (Offensichtlich ist sie sich des alten Spruchs bewusst: „Sparsamkeit ist an sich schon – der beste Broterwerb!“) Hier festsitzen möchte ich natürlich auch nicht unbedingt. Dieser Regen hört so schnell nicht auf!

Am Nachmittag klärt es sich jedoch auf. Ich bin ein jämmerlicher Wetterprophet, ich sehe es ein. Ich war nie besser, so bin ich eben geboren. Das besser werdende Wetter bringt sofort unsere Jagd- und zugleich Sparlust zurück. Wir bleiben also doch bis übermorgen hier. Nach einem frühen Mittagessen brechen wir auf. Bald schieße ich ein Zebra. Diesmal nicht für die Löwen, sondern ausschließlich für Mangi. Einen ausgesuchten, glänzenden, tiefschwarz-schneeweiß gestreiften, alten Zebrahengst. Einer, aus dem die schönste Handtasche wird. Nun hat sie zwei schöne Zebradecken, wenn sie sie nur ohne Zwischenfälle nach Hause bringen kann! Neuerdings braucht man dafür allerlei Ausfuhrgenehmigungen.

Die Sensation des Tages ist ein wahrlich gut gehörnter, ich möchte sagen hervorragender Nashornbulle! Natürlich betrachten wir ihn vergebens mit gierigen Augen; wir haben unsere zwei erlaubten Exemplare bereits, es ist verboten, ein drittes zu schießen, obwohl sein Horn doppelt so groß ist wie das der bei Makindu erbeuteten! Wir wollten ihn wenigstens fotografieren. Aber der Boden um ihn herum ist so steinig, dass wir uns ihm keinesfalls nähern können. Auch die Beleuchtung ist nicht mehr passend, es dämmert bereits stark. Der Regen fängt auch wieder an. Wir sollten morgen doch wirklich aufbrechen!

10 Februar, Camp „Loitokitok“

Ein sonniger, kristallklarer, von Tautropfen funkelnder Morgen. Heute ist unser letzter Jagdtag! Natürlich brechen wir auf – um Wild zu suchen!

Ich habe den Kilimandscharo noch nie so klar gesehen. Es scheint, als sei der gestrige Regen dort oben in Form von Neuschnee gefallen! Er trägt eine viel dickere und vor allem weißere Festhutkappe aus Schnee als an Alltagstagen.

Wieder treffen wir auf ein ordentliches – leider jedoch nicht „abschusswürdiges“ – Nashorn. Los geht's also mit dem Fotoapparat – mit der Filmkamera. Doch kaum nähern wir uns ihm, da kracht es gewaltig an unserem Rad; wir stecken zwischen zwei großen Lavasteinen fest. Vergeblich müht sich Poolman ab – weder vor noch zurück. Bis wir uns nach langer Zeit befreit haben, ist das Nashorn natürlich schon über alle Berge. Wir überlegen, ob wir nicht wenigstens bis zur guten Straße noch am heutigen Tag umziehen sollten, denn wenn nachts der Regen wiederkommt, fürchte ich, sitzen wir hier fest. Schließlich entscheiden wir uns – wir bleiben doch hier. Obwohl der Himmel bewölkt ist, kommen wir die Nacht vielleicht noch ohne Regen über die Runden. Wegen einer Nacht

wäre es schade, das ganze Lager abzubrechen und dreißig Kilometer weiter wieder aufzuschlagen. Nairobi ist von hier dreihundertsechzig Kilometer entfernt. Mehr als das haben wir schon an einem Tag zurückgelegt. Wir halten es aus, wenn nur der Landrover durchhält! Am Nachmittag fahren wir noch einmal raus – auf Abschiedspirsch. Aber außer Vögeln sehen wir nichts. Zudem tröpfelt es wieder, der Weg ist schändlich, ständig bleiben wir stecken. Wir kehren früh heim. Jeder packt. Die Jagd ist zu Ende! Vor zwei Wochen hätte ich wahrlich nicht gewagt, auf ein solches Ergebnis zu hoffen!

11 Februar, Camp „Loitokitok"

Märchenhafter, frischer Gebirgssonnenschein. Der brandneue Schnee auf dem Gipfel des Kilimandscharo erfrischt die Luft. Wir können es kaum glauben, wie wir am Elefantentag unter der höllischen Hitze gelitten haben. Wir fahren in das 35 Kilometer entfernte Dorf Loitokitok am Fuße des Kilimandscharo ein. Die Bevölkerung besteht aus reinen Massai; wir sehen nicht einen einzigen Weißen. Zwei „Dukas" (indische Kleinhändler) vertreten den ausländischen Handel. Wir mussten hierher zum Gemeindevorsteher, um uns „abzumelden". Eine äußerst freundliche, entgegenkommende schwarzhäutige Behörde. Ihre Bürokratie ist jedoch umso komplizierter. Lange lassen sie mich meine Unterschrift üben – am Ende lerne ich es noch.

Der prächtige Anblick des Kilimandscharo übertrifft jedoch sogar den gestrigen! Noch nie habe ich ihn aus solcher Nähe gesehen, noch nie habe ich ihn so strahlend gesehen! Sein sechstausend Meter hohes Haupt ist meist von einem Wolkentuch bedeckt, kleinere und größere Nebelinseln umschwimmen ihn. Aber das heute ist offensichtlich eine Ausnahme, eine Sonderparade, die nur zu Ehren von uns beiden veranstaltet wurde. Tiefblau ist der Himmel darüber, funkelnd glitzert darin der verschneite Sonnenschein. Direkt vor uns der „Kibo", die an einen gedeckten Tisch erinnernde, majestätisch abflachende Haupthöhe von 6100 Metern. Denn als Gipfel kann man ihn wahrlich nicht bezeichnen, dennoch ist er der Alleinherrscher des afrikanischen Kontinents. Fast ebenso groß – beinahe um die 6000 Meter – ist der etwas niedrigere Mawenzi neben dem Kibo! Das ist nun wirklich ein Gipfel, ein Felsgrat mit gezackter Spitze, kraus und mit Schneekrone. Eifrig klicken die beiden Fotoapparate in unseren Händen, leise surrt die Filmkamera. Ich befürchte, all unser Film geht drauf, aber für diesen Anblick – den lassen wir uns nicht reuen. Wir sind ihnen so nah, aber beide – den Kibo und den Mawenzi – bekommen wir dennoch nicht auf ein Bild. Die Entfernung zwischen ihnen ist zu groß.

Viele wohnen da oben. Unmengen von guten und bösen Geistern. Fast jeder Eingeborenenstamm von Kenia und Tanganjika hat seinen eigenen Hausgeist im Schnee des Kilimandscharo wohnen. Sicherlich geraten sie oft aneinander. Aber in einer solchen Höhe, dass es nie bis nach unten schallt. Zweifellos hat der Bergriese nur auf uns gewartet. Denn kaum brechen wir auf, bindet er sich einen Schleier nach dem anderen um den Kopf, immer dichter werdende Nebelfetzen umwehen ihn. Als wir eine Viertelstunde später zurückblicken, ist die Vision völlig verschwunden; niemand würde glauben, dass sich im Inneren des Wolkengewirrs Afrikas Meisterberg verbirgt!

Wir fahren wohl noch keine Stunde, als im Staub der immer besser werdenden Landstraße frische Elefantenspuren auftauchen. Wir steigen aus und besehen sie uns näher. Eine stattliche Gruppe, es mögen fünfzig bis sechzig Stück sein! Und was am auffälligsten ist – alles Bullen! Eine Seltenheit, eine so große Bullengruppe zusammen anzutreffen! Sicherlich mag einer mit hervorragenden Zähnen darunter sein! Wie groß er auch sein mag, wir dürfen ihn nicht anrühren – für uns ist jede Art von Jagd endgültig abgeschlossen. Dennoch drosseln wir das Tempo und beobachten zu beiden Seiten den lichter werdenden Akazienwald. Inzwischen erreicht uns das trübe Wetter, das sich um das Haupt des Kilimandscharo versammelt hatte; der Himmel donnert, und bald setzt

auch der meist überraschend eintreffende tropische Regenschauer ein! Genau da erblicken wir auf der linken Seite der Landstraße die sich bewegende Elefantengruppe! Als ob die gewaltigen Tiere aus Kupfer wären; offensichtlich müssen sie sich in dem überall in Kenia vorkommenden roten Lateritboden gewälzt haben, damit dürften sie sich gegenseitig gegen die stechenden Bremsen einbalsamiert haben.

– Wenn es uns schon gelungen ist, sie aus solcher Nähe (etwa hundert bis hundertfünfzig Schritte) zu überraschen – erwacht in Poolman die Leidenschaft –, versuchen wir, uns ihnen zu nähern, ob wir einen nach unserem Geschmack fänden?

Natürlich kann nur von Fotografieren die Rede sein. Aber selbst davon kaum; es gießt in Strömen, es ist finster geworden, es wäre schade, die empfindlichen Geräte auszupacken! Natürlich nehmen wir sie dennoch heraus – zumindest eine –, wir biegen von der Landstraße ab und fahren mitten hinein in die überraschte Gruppe, die wahrlich nur aus Bullen besteht. Schließlich halten sie sich auf freiem Jagdgebiet auf, wir könnten sie noch rechtmäßig schießen – wenn wir nicht jenen Elefanten erlegt hätten, der die Kraft von uns beiden auf eine so harte Probe gestellt hat. Aber wer zum Teufel hat mit einem solchen Zufall gerechnet, mit einer so außergewöhnlich günstigen Begegnung? Wer hätte es gewagt, die einzige, scheinbar letzte Gelegenheit verstreichen zu lassen – fünf Tage vor dem Abschluss? Und obwohl die Gesellschaft auf völlig freiem, ungeschütztem Gelände herumlungert, mag sie doch spüren, dass sie von uns nichts zu befürchten hat. Sie heben die Köpfe, trompeten uns hie und da an, zeigen aber nicht das geringste Zeichen von ernsthaftem Ärger. Nach Poolmans Meinung könnten sie aus dem nur wenige Kilometer entfernten Amboseli-Reservat hierher abgeirrt sein; sie haben keine Ahnung, dass sie ihr Leben riskieren. Übrigens planen wir, unsere letzten drei Tage genau dort, im „Amboseli"-Reservat, zu verbringen, um Mangi Gelegenheit für Abschiedsfotos zu geben. Diese heutige leichte Fotogelegenheit konnten wir infolge des regnerischen Wetters nicht gebührend nutzen. Der Großteil der etwa fünfzigköpfigen Bullengruppe ist von mittlerer Qualität, aus jüngeren Altersklassen zusammengewürfelt. Es finden sich natürlich auch vier bis fünf ernsthaftere alte Herren mit respektablen Zähnen darunter, wesentlich besser als der von mir am 6. erlegte. Wenn ich also unter diesen wählen könnte, käme ich gar nicht in Verlegenheit ... Ich würde mir jenen mit den langen, krumm gebogenen Stoßzähnen aussuchen; nach meiner Schätzung würde er sogar die achtzig Pfund pro Seite übertreffen! Aber wir stören sie nicht weiter. Zurück auf die Landstraße; hoffen wir, dass sie niemand findet. Unbehelligt können sie von ihrem gefährlichen Ausflug heimkehren, ruhig können sie ihre Zähne im sicheren Schutz von Amboseli weiterwachsen lassen.

Bild

Interessant ist, dass im Gegensatz zu dem sich durch mein Buch ziehenden, auffälligen und allgemeinen Wildmangel der Elefant immer zahlreicher wird! Der Zahl nach gibt es heute in Kenia wesentlich mehr als zur Jahrhundertwende, zugleich der Zeit der Ankunft des weißen Mannes. Nur die Zahl der großen Bullen ist gesunken, da jeder Jäger seit Jahrzehnten genau diese sucht und auswählt. Kenias heutiger Elefantenbestand wird – nach genauen, vom Flugzeug aus durchgeführten Zählungen – auf etwa zwanzigtausend Stück geschätzt. Der Großteil davon – ca. fünfzehntausend – ist im weitläufigsten kenianischen Reservat, dem etwa zwanzigtausend Quadratkilometer großen „Tsavo-Nationalpark", konzentriert. Der größte Vorteil dieses riesigen Gebiets ist, dass es relativ unbewohnt, unfruchtbar und den Großteil des Jahres völlig wasserlos ist; die Eingeborenen beanspruchen es nicht! Es taugt für keinen anderen Zweck, höchstens für den Wildschutz. In diesem unbewohnten Dickicht habe ich einst – vor fünfunddreißig Jahren – all meine Elefanten geschossen! Bemerkenswert ist, dass nur der Elefant zunimmt, alles andere Wild nimmt auch dort ab. Der Elefantenbestand rodet rapide

diesen letzten, fast grenzenlosen Schlupfwinkel, dessen Teile bereits eher einer Wüste als einem Elefantenwald ähneln; so sehr zerstören die sich von Jahr zu Jahr vermehrenden, waldrodenden Riesen alles.

Poolman tritt jedoch auf das Gaspedal; auch er hat es nun eilig. Er will heim auf seine Farm in Nanyuki – der mit uns geschlossene Vertrag ist abgelaufen. In wenigen Tagen muss er die Leitung einer neuen Safari übernehmen. Für den abschließenden Amboseli-Ausflug müssen wir also einen anderen Berufsjäger engagieren. Um die Mittagszeit halten wir an und beißen etwas aus der mitgebrachten „Lunchbox" – am Grabenrand der Landstraße. Um zwei Uhr kommen wir in Nairobi an. Unser erster Weg führt zur Post. Wir holen unsere in der Zwischenzeit eingetroffenen Briefe ab, dann fahren wir zum „Muthaiga", wo es uns wieder gelingt, eine passende Unterkunft zu erhalten. Bei unserer Post findet sich natürlich auch eine unangenehme Nachricht. Wieder ein Brief des fast schon vergessenen Dr. Winteler! „Es wäre ratsam", schreibt er zu gütiger Beruhigung, „jene gewisse Drüse doch gründlich zu untersuchen! Wenn hier keine Zeit mehr ist, dann wenigstens auf dem Heimweg, in Wien!" Als herzerfrischendes Postskriptum fügt er auch eine vergessene Rechnung bei. Eine rührende Abschiedsrechnung. Dieser Brief ist natürlich für keinen von uns ein ausgesprochenes Nervenberuhigungsmittel. Er wühlt unsere vorübergehend zur Ruhe gekommenen Zweifel wieder auf und tut alles Mögliche, um nach der Störung am Anfang unserer Reise nun auch den Abschluss und zugleich die Heimreise gebührend zu beunruhigen. Die arme Mangi macht sich an das erneute Packen, sie kann schon gar nicht mehr zählen, zum wievielten Male. Sie empört sich auch – durchaus verständlich –; man hat unser Gepäck an so vielen Stellen eingelagert, dass sie immer erst am allerletzten Ort findet, was sie gerade sucht. Es wäre zweckmäßiger gewesen, mit dem letzten anzufangen.

Um vier Uhr laufen wir noch in die Stadt. Zu Slim, in die Apotheke, zum Friseur. Todmüde und missmutig kommen wir nach Hause. Wir essen in unserem Zimmer und fallen bald ins Bett. Trotz der Müdigkeit schlafen wir beide wenig und schlecht. Wir wissen genau, dass Wintelers taktvoller Brief uns den Schlaf geraubt hat. Davon abgesehen haben wir wahrlich keinen Grund zur Klage. Schließlich haben wir unsere Museumsliste bis zum letzten Punkt abgehakt. Und der Elefant war erst recht eine unerwartete Zugabe! Später kommt Poolman noch vorbei; er muss heim zu seiner Familie eilen, da er übermorgen zu einer neuen Safari aufbrechen muss. Das Leben eines Berufsjägers ist auch kein reiner Honigschlecken. Wir verabschieden uns. Wenn auch nicht mit jener Herzlichkeit wie vor vier Jahren. Wir haben uns nicht so gut vertragen wie damals. Das lag – wie sich später herausstellte – auch an familiären Sorgen. Angeblich war etwas mit seiner Ehe nicht in Ordnung. Dabei hatte meine Frau der Frau sogar ihre Lieblingsbrosche geschickt – obwohl wir uns gar nicht getroffen hatten. Nach Beendigung einer Safari pflegt man dem Berufsjäger oder auch seiner Frau ein Andenken zu geben. Unverändert behaupte ich, dass Poolman ein fachkundiger, zuverlässiger Jäger ist. Ein erstklassiger Autofahrer und Mechaniker. Ein fleißiger Arbeiter, er packt alles an, er hilft jedem. Allen Eingeborenen der Safari gleichermaßen. Sein ungewöhnliches Benehmen muss man als Zugabe betrachten. Man darf auch nicht außer Acht lassen, dass ihn vor einigen Jahren ein von einem seiner „Klienten" angeschossener Löwe übel zugerichtet hatte. Er hatte ihn so zugerichtet, dass er kaum lebend ins Krankenhaus von Nairobi eingeliefert werden konnte. Ein halbes Jahr lang hütete er das Bett, bevor er wieder an seine Arbeit gehen konnte. So etwas vergeht nicht spurlos, obwohl er seinen Mut keineswegs verloren hat. Mit solchem Kaltblut näherte er sich mit mir dem angeschossenen Löwen, als hätten wir einen Schrotthasen gesucht. Wir dankten ihm also für seine vielfältige freundliche Hilfe. Wir begleiteten ihn zu seinem Wagen und winkten ihm lange nach.

Und als wir uns wieder in die Vorhalle setzten und einen kühlenden Whisky bestellten, sage ich zu Mangi:

– Jetzt, wo wir unsere Safari abgerüstet und unseren Jagdgefährten endgültig entlassen haben, hätte ich auch noch ein paar direkte Worte an dich. Denn mein wahrer Jagdgefährte war nicht etwa Poolman, sondern du. Immer ausdauernd, immer ermutigend, immer helfend. Wenn ich jemals wieder an einen solchen Ort geraten sollte – nur mit dir würde ich gehen! Ich bedauere nur, dass du auf den anderen, meinen alten Expeditionen, nicht mitkommen konntest. Dann hättest du dich weniger ärgern müssen und dich mehr freuen können. Denn eine bessere, härtere, liebere Reisegefährtin könnte ich mir gar nicht vorstellen. Besonderen Dank dafür, dass du auch mein Tagebuch in Schutz genommen hast! An kein einziges Datum würde ich mich sonst erinnern!

Und zum Zeugnis meiner Worte – wir waren allein im Saal – umarmte ich sie.

Dann ging ich in Zimmermanns Präparatorenwerkstatt. Ich erledigte mit ihm das Einpacken meiner Trophäen und den Heimtransport per Frachtschiff. In der Zwischenzeit suchte Mangi – wieder unter dem Vorwand des Friseurs – erneut Winteler auf! Der Arzt beruhigte sie sehr. Es bestehe hier kein Grund zur Sorge, sagte er. Im Grunde ist er ein sympathischer, vielleicht übertrieben gewissenhafter Mensch.

Er spricht jetzt natürlich leichtfertig. Dennoch hat er die erste Hälfte unserer Reise gründlich verdorben und unser beider Nervenkostüm ruiniert. Nach dem Mittagessen leiht uns „Safariland“ einen Wagen und schickt uns in den „Park“ am Rande der Stadt, um Wildtiere zu fotografieren. Es wird uns sogar ein Parkführer zugeteilt, der angeblich genau weiß, welches Tier wo zu finden ist. Die Schilder an den Fahrwegen im Park, ja sogar die Warnhinweise im Inneren der meisten Touristenautos verkünden gleichermaßen, dass keinerlei Waffen in den „Park“ gebracht werden dürfen, höchstens Fotokameras. Innerhalb des „Parks“ ist es strengstens verboten, aus dem Auto auszusteigen! Lautes Sprechen, Hupen, unnötiges Laufenlassen des Motors, das Stören, Reizen oder gar Füttern der Tiere ist ebenfalls verboten. Sicherlich ist noch vieles andere verboten – auf die Schnelle gelang es mir nur, diese Punkte zu notieren.

KÉPEK JEGYZÉKE

	Oldal
HAJÓNK, AZ „EUROPA“	48–49
MAGUNKRA KAPJUK A BUNDÁT	48–49
BŐVEN JUT KÖZÜLÜK A TURISTÁK FEJÉRE	48–49
KETTESBEN, TEVÉVEL, PIRAMISSAL, SZFINKSSZEL	80–81
ELHAGYTUK ADENT	80–81
KILINDINI, A MOMBASAI KIKÖTŐ	80–81
MEGÉRKEZTÜNK NAIROBIBA	80–81
A NAIROBI REZERVÁTUM BEJÁRATA	144–145
IMPALLA CSAPAT	144–145
DUPLA-TETEJŰ VÁSZONSÁTRUNK	144–145
TEREPJÁRÓ KOCSINK, A LANDROVER	144–145
MANGI TEREPSZEMLÉN	208–209
A „ZSIRÁFNYAKÚ“ GERENUK-BAK	208–209
ZSIRÁF AZ ÚTON	208–209
KÉT JÓ ORYX-BIKA	208–209
ŐSERDEI SZÁLLODA, AZ OUTSPAN	208–209
AZ OUTSPAN VENDÉGSZOBÁI (COTTAGE)	208–209
A FELNYERGELT TURISTACSALOGATÓ	208–209
AFRIKA FŐ CSODÁJA: A TREETOPS (Mason-Smith felvétele alapján)	208–209
KÖTELET HURKOLUNK AZ IRTÓZATOS LÁBSZÁRAKRA	256–257
DÉLI PIHENŐ	256–257
FOLYÓ MEDRÉBEN ELAKADT LANDROVERÜNK	256–257
A HOMOKOS MEDRŰ FOLYÓ	256–257
FELHÚZATÁS ELŐTT	256–257
MÁR A FATETŐRE SZÁLLOTT	256–257
A GRAVY-T IS KIPIPÁLHATOM	256–257
A FOGOLY RINÓK	256–257
KÖZEPES BIKA, DE BIKA	256–257
ELÉRJÜK A HUNTERS LODGE-OT	304–305
SZÖVŐPINTY FÉSZKEK A HUNTERS LODGE KERTJÉBEN	304–305
ZEBRACSAPAT ÉS GNU	304–305
GRANT-BAKOK	304–305
AZ EGYIK FUNDI	304–305
MASZÁI ELMORÁNOK	336–337

Schon bei unserem letzten Besuch habe ich erwähnt, dass diese als „Parks“ bezeichneten, ausgedehnten Wildreservate nicht das Geringste mit einem Ziergarten im europäischen Sinne zu tun haben. Es sind grenzenlose Wildnisse, die rein dem Schutz wilder Tiere und charakteristischer Wildpflanzen dienen. Sie sind das genaue Gegenteil eines gepflegten, durch Steinmauern oder Zäune geschützten Blumengartens, der kreuz und quer von geschotterten Spazierwegen durchzogen ist. Ihre Größe umfasst meist gewaltige Waldgebiete von der Ausdehnung mehrerer ungarischer Komitate, weitläufiges Bergland und frei wuchernden Dschungel. Ihr größter Nachteil ist – besonders an Sonn- und Feiertagen –, dass der Benzingeruch der Nairobi-Touristenautos sie unangenehm

verpestet; sogar das Fotografieren wird durch die ständig ins Objektiv fahrenden, glänzenden und blinkenden Autos verdorben ...

Der uns zugeteilte „Parkexperte“ erweist sich als ein ziemlich unfähiger Geselle. Wir sehen auch nicht viel mehr als eine große Anzahl an – Automobilen, die sich gegenseitig jagen! Was natürlich, wenn man aus der echten Wildnis kommt, ziemlich ernüchternd ist. Aber dann tauchen mitten in einer fernen Ebene etwa zehn oder zwölf Wagen auf, die einer hinter dem anderen im Kreis fahren! In einem beachtlichen Kreis jagen sie sich gegenseitig. Was für ein neuartiges Fangspiel – frage ich meinen Begleiter – ist dieser neueste Sport in Nairobi? Die Autos verkürzen sichtlich den Abstand zwischen sich, sie ziehen den Kreis immer enger.

– Von wegen Fangspiel – klärt uns unser professioneller Parkführer auf, der eine fein geputzte, mit vielen Messingabzeichen verzierte Khaki-Uniform trägt –, dort sind die Löwen!

Dort liegen sie mitten im enger werdenden Autokreis herum! Beeilen wir uns also auch, damit wir noch einen Platz im Kreis ergattern, bevor er sich völlig schließt! Denn wenn wir draußen bleiben, können wir nur noch von außen, über die Köpfe der vor uns aufgereihten Wagen hinweg, in die Mitte sehen, und von dort aus ist es schwierig, ein echtes Bild eines „ursprünglichen Wildlöwen“ zu machen. Ständig fährt ein neuer Wagen dazwischen, und das beeinträchtigt die Glaubwürdigkeit der „Wildlöwen“. Jeder könnte behaupten, das Bild sei nicht einmal in Afrika, sondern in irgendeinem europäischen Zoo entstanden!

Als wir dort ankommen, hat sich der Kreis bereits so verengt, dass wir nur mit großer Mühe eine autobreite Lücke finden, in die wir uns hineindrängen können. Aber selbst jetzt hat das Kreisfahren noch nicht aufgehört, die Wagen rücken immer dichter hintereinander auf. Die Raubtiere, die sich in der Mitte des Kreises gemütlich ausstrecken, lassen sich am wenigsten stören. Gelegentlich setzt sich eines auf, gähnt furchtbar, ein anderes dreht sich auf die Seite, schließt die Augen und schläft weiter. Ringsherum klicken die Fotoapparate. Die Autoinsassen hängen in ihrem großen Eifer halb aus den Fenstern, ja es gibt sogar jemanden, der heimlich aufs Dach klettert, was natürlich nicht nur ungesetzlich, sondern strengstens verboten ist. Aber die „Parkwächter“ befehlen die Unruhestifter vergeblich zurück ins Auto, sie wollen immer wieder hinaus klettern, man wird ihrer nicht Herr. Immer mehr Autos treffen ein, sie finden keinen Platz mehr in der ersten Reihe und müssen sich mit der zweiten begnügen und über die Köpfe derer in der ersten Reihe hinweg fotografieren. Natürlich kann in solchen Momenten statt eines gähnenden Löwen auch ein stattlicher Hinterkopf aufs Bild geraten – was wesentlich uninteressanter ist.

Die Löwen haben ausgeschlafen. Immer mehr von ihnen stehen auf, die Dämmerung naht, die Löwen sind hungrig geworden und bereiten sich auf die Jagd, oder besser gesagt auf das Abendessen vor. Es ist an der Zeit – sagen sie untereinander –, nach dem täglichen Zebra Ausschau zu halten! Die „Parkführer“, aber auch die Fahrer, kennen dieses Zeichen. Einer nach dem anderen verlassen sie den Schauplatz, die Vorstellung ist zu Ende, leichte Lücken öffnen sich zwischen den seltener werdenden Autos, die schläfrigen Darsteller trotten gemütlich hindurch. Doch an ihrem bald erschallenden Gebrüll können sich die Autofahrer nicht mehr erfreuen – es ist sechs Uhr, jeder muss den „Park“ räumen! Für die Nacht kehrt die Wildnis in ihn zurück – mit all ihren Tragödien. Bevor wir durch den Ausgang hinausfahren, werden wir Zeuge eines ganz und gar nicht tragischen, sondern eher komischen Anblicks. Eine stattliche Pavianschar von etwa vierzig bis fünfzig Mitgliedern versperrt uns den Weg. Die Autohupe beeindruckt sie so wenig, dass sie kaum vor dem Wagen beiseite treten. Ja, sie sind sogar so frech, dass

einer von ihnen auf das Dach des Wagens springt, der uns folgt! Es muss ein erfahrener, alter Pavian sein, offensichtlich hat er diesen geschickten Trick schon oft ausprobiert. Denn schon fliegt aus dem Inneren des Wagens ein Brocken heraus – obwohl die Schilder am Wegesrand das Füttern als verboten verkünden –, und der Pavian stürzt sich bereits hinterher und schnappt ihn sich, bevor einer seiner Gefährten ihn entwenden könnte.

– Um diese Zeit kommen sie hervor – erklärt unser Begleiter –, sie laufen die Wege ab und sammeln sorgfältig die Lebensmittel ein, die die Touristen vielleicht haben fallen lassen, sowie allerlei Abfall. Sie ziehen abends in Gruppen umher, sie haben keine Angst vor dem Leoparden, der einen einsam herumstreunenden Pavian sofort packen würde ...

14 Februar, Nairobi „Muthaiga Club"

Am 19. läuft von Mombasa aus unser Heimreiseschiff, die „Africa", aus – das bereits wohlbekannte Schwesterschiff der „Europa". Wir kennen es noch nicht, aber ich höre, es ist ein völlig identisches Ebenbild der „Europa", lediglich der Name auf dem Heck, den Rettungsringen und dem Mützenband der Besatzung ist verschieden! Wir haben uns mit Slim geeinigt, dass wir die verbleibenden paar Tage nicht in der teuren Stadt vertrödeln wollen, sondern zum Fotografieren in das berühmte Wildreservat namens „Amboseli" fahren, in dessen Nähe wir neulich vorbeigefahren sind, als wir auf die ausführlicher beschriebene Elefantenbullen-Gruppe trafen. Ich erwähnte auch, dass wir uns endgültig von Poolman getrennt und unsere Safari abgerüstet haben. Einen Berufsjäger und eine Fahrgelegenheit werden wir jedoch weiterhin benötigen; ohne sie ist es verboten, die Grenze irgendeines Wildreservats zu überschreiten. Wir gehen hinunter in Slims Büro. Dort treffen wir unseren neuen Berufsjäger, den er besorgt hat. Eigentlich ist er kein „Berufsjäger", sondern nur ein zur Leitung von Fotosafaris berechtigter Touristenbegleiter, der die verschiedenen Reservate bereist. Er heißt Donnebaum, ein seit Jahren in Kenia lebender, gut gelaunter Wiener Österreicher! Schon beim ersten Händeschütteln ist er ein gewinnender, sympathischer Gefährte. Eine wahre Erleichterung nach dem ständig schmollerischen, unfreundlichen Poolman. Leider können wir ihn nur für fünf Tage anstellen, dann ist unsere Zeit endgültig abgelaufen. Wir wollen „Amboseli" noch heute erreichen. Vier Tage lang werden wir in der dortigen Touristenherberge – dem „Ol Tukai" – wohnen, dann wollen wir am 19. mit Donnebaum nach Mombasa reisen und noch am selben Tag auf die gegen Abend abfahrende „Africa" klettern; nur so können wir die teuren Stadthotels umgehen und unsere Zeit zum Fotografieren bis zur letzten Möglichkeit ausnutzen. Die Fläche des „Amboseli National Reserve" beträgt 3148 Quadratkilometer. Es liegt im Massai-Land, zweihundertvierzig km südlich von Nairobi, entlang der Grenzlinie zwischen Kenia und Tanganjika. Es wurde nach dem größten der Seen benannt, die „Ol Tukai" umschließen. Der See ist achtundzwanzig km lang und 12 km breit, aber nur nach längerem Regen finden sich darin einige kleinere oder größere Tümpel.

– Ich kenne Amboseli gut – sagt Donnebaum –, eine bequeme Unterkunft, ein freundlicher englischer „Parkwarden" (Reservatsaufseher) und meist viel Wild erwarten dort den leidenschaftlichen Wildfotografen. Er zeigt uns auch gleich einige von ihm gemachte Amboseli-Wildaufnahmen – sie lassen uns förmlich das Wasser im Munde zusammenlaufen.

– Jetzt fahren wir zwar nicht zum allerbesten Zeitpunkt – fährt er fort –, die Vorboten der vom Kilimandscharo in Richtung Kenia wandernden Elefantengruppen beginnen um diese Zeit Amboseli zu erreichen. Mit großen Herden können wir jetzt kaum rechnen. Aber Löwen, Nashörner, ja sogar Büffel sollten wir reichlich sehen. Natürlich sind drei bis vier Tage etwas wenig, jedenfalls werde ich mich bemühen, dass Sie Afrika nicht ohne entsprechende Fotoausbeute verlassen müssen ...

Nach dieser ganz nach unserem Geschmack ausgefallenen Einleitung laufen wir noch kurz in die Stadt, geben unsere Post auf, besorgen eine entsprechende Ration Fotomunition und sind am Mittag schon draußen in „Muthaiga“, wo Mangi sogleich an ihr allerletztes – das endgültige Packen – geht. Unser Gepäck, das bei der Herreise nur dreizehn Stücke zählte, ist auf sechzehn angewachsen; ich hoffe, die „Africa“ hält das aus!

VIERTER TEIL: WILDFOTOGRAFIE UND ABSCHIED

Natürlich müssen wir all unsere Habseligkeiten auf Donnebaums etwas engen, im Vergleich zu Poolmans Wagen etwas bescheidener dimensionierten Landrover packen, denn wir haben nicht mehr die Absicht, hierher zurückzukehren; von Amboseli aus streben wir direkt zum Schiff. Sogar Slim kommt hoch, wir essen gemeinsam zu viert mit Donnebaum zu Mittag. Währenddessen beladen sie seinen Wagen gründlich; mit unserem Plunder wächst er zu einem beängstigenden Haufen an, die Wagenfedern biegen sich. Mangis sorgfältig verpackte Zebradecken machen zwei stattliche, verdächtig dünstende Handgepäckstücke aus. Zimmermann hat sie angeblich gewissenhaft desinfiziert – ihre Parfümierung hat er jedenfalls vergessen. So werden wir auch in der Schiffskabine Afrika nicht vergessen. Wir verabschieden uns von Slim und der lieben Leitung des Muthaiga. Ihre herzliche Freundschaft hat vieles erleichtert und unsere Reise noch mehr verbilligt. Und nachdem wir mit jedem abgerechnet und jedem für alles gedankt hatten, machten wir uns mit stark geschrumpftem Geldbeutel, aber mit unserem zu einem regelrechten Umzugslaster getürmten Wagen auf den Weg. Wir sitzen zu dritt vorne, nach altbewährter Methode; das Heck, das Dach und die Ladefläche des Wagens sind völlig ausgefüllt mit dem ganzen Kram. Sogar in die Lücken zwischen Kotflügel und Motorhaube kommt etwas.

	Oldal
MASZÁI ASSZONYOK	336–337
HÖRÖGVE HELYBEN MARAD	336–337
EZ SE MOZDUL TÖBBÉ	336–337
KEZDŐDHET A TÚLOLDAL VETKŐZTETÉSE	336–337
JÓKORA TESTŰ, DE RITKA SÖRÉNYŰ HÍM	336–337
KÉT SZÉP BIVALYBIKA AZ AMBOSELIBEN	336–337
NINCS SZEGÉNYNEK FÜLE	336–337
SOSE LÁTTAM ILYEN RAGYOGÓNAK (KILIMANDZSÁRÓ)	336–337
GEPÁRDDAL IS TALÁLKOZUNK	336–337
OL TUKAI LODGE, A FÉNYKÉPEZŐ SZAFÁRIK TÁBORHELYE	336–337
MUTHAIGA CLUB NAIROBIBAN (színes)	344–345
AZ ELEFÁNT NYÚZÁSA (színes)	344–345
LÁM, ÉN IS FÉNYKÉPEZTEM (színes)	344–345
TOMIK AZ AMBOSELIBEN (színes)	344–345
FIATAL OROSZLÁNOK (színes)	344–345
JÓLTÁPLÁLT ZEBRÁK (színes)	344–345
MENEKÜLŐ ZEBRACSAPAT (színes)	344–345
MINTHA MEGKÖTÖZVE ÁLLNA	352–353
APRÓ BORJAKAT VEZETŐ ANYÁK	352–353
MÉG AZ AUTÓT IS FELDÖNTHETIK	352–353
KIVÁLÓ FOGÚ BIKA	352–353
MAGÁNYOS BIKA	352–353
PORRAL PÚDEROZZA MAGÁT	352–353
KASULI, ALIAS KARMÁLI	352–353
KASULI EGYIK FELESÉGE	352–353
KASULI VETÉLYTÁRSA	352–353
A FÜLETLEN UDVARIATLANUL ELFORDUL (színes)	364–365
KIVÁLÓ HÍM OROSZLÁN AZ AMBOSELIBEN (színes)	364–365
FIATAL BIKA AZ AMBOSELIBEN (színes)	364–365
KÍVÁNATOS FOGÚ BIKA A REZERVÁTUMBAN (színes)	364–365
ÁGAT TÖRDELŐ ELEFÁNT (színes)	364–365
ÉKSZEREIKET MAGUK KÉSZÍTIK (színes)	364–365
MASZÁI CSALÁD (színes)	364–365
AZ AGYARAK ITTHON	370–371

Nach zweistündiger Fahrt trinken wir gegen sechs Uhr im mir schon lange bekannten „Namanga River Hotel“ Tee. Eine nette kleine Gaststätte am Wegesrand an der Landstraße nach Arusha. Man kann hier sogar übernachten, es gibt einige freundliche Wohnzimmer, ja sogar ein Schwimmbecken! Ein stattliches, zimmergroßes Vogelhaus aus Drahtgeflecht steht im Hof unter riesigen, schattigen Bäumen. Viele Arten bunter Vögel fliegen und zwitschern in dem geräumigen Käfig und erhöhen, vermischt mit der ringsherum blühenden Blumenpracht, den Farbenreichtum erheblich. Dies ist ein beliebtes Ausflugsziel für Nairobi-Touristen, diese schön geführte Imbissstube am Wegesrand. Sie wurde genau an der Grenze zu Tanganjika erbaut. Von hier aus zweigt der Weg nach Osten zum Amboseli-Wildreservat ab.

Wenn wir weiterfahren, gelangen wir bald in ein unendliches, ebenes, sandiges Gebiet – das gehört bereits zu Amboseli, sagt Donnebaum. Unser erster Weg führt zum Haus des „Parkwarden“ (Aufseher), das auf der anderen Seite des weiten Sandmeeres in einer freundlichen Baumgruppe erbaut wurde. Wir melden uns an, geben aber vor allem meine im Futteral verschlossenen Waffen und die verbliebene Munition ab, die der „Warden“ sogleich in seinen Panzerschrank schließt. Das ist eine strenge Verordnung und dient offensichtlich dazu, zu verhindern, dass irgendein Tourist beim Anblick des „vielen Wildes“ in Versuchung geraten könnte. Übrigens ist der „Parkaufseher“ ein sympathischer, gut gelaunter Mensch. Auch er zieht gerade um und ist eifrig dabei, seine Einrichtung zu verpacken.

– Viel Zeug hat sich angesammelt – sagt er ohne das geringste Anzeichen von Bedauern –, das Amboseli-Reservat wurde vor zehn Jahren gegründet, ich bin sein erster Aufseher. Seitdem bin ich nicht von hier weggekommen. Es ist auch gelungen, den Wildbestand schön in Ordnung zu bringen und aufzubessern. Es war leicht – ich verfüge über eine erstklassige Leibgarde von eingeborenen Wildhütern. Sie sind meine Mitarbeiter. Es tut mir am meisten leid, sie hierzulande zu lassen. In diesen Tagen erwarte ich meinen eingeborenen Nachfolger, ihm muss ich alles übergeben und erklären. Wenn er ein tierlieber Mensch ist – wird er es leicht haben!

– Von Ihnen habe ich übrigens öfter gehört – fährt er fort und wendet sich mir zu –, ich weiß, dass Sie oft in Kenia gejagt haben, als man Wild noch nicht nur in Schutzgebieten, sondern auch in der freien Wildbahn reichlich finden konnte. Ich verspreche Ihnen, dass ich Ihnen meinen besten Wildhüter als Begleiter zuteile. Er war Oberfeldwebel in der Armee, ein zuverlässiger Jäger, er kennt den „Park“ wie seine eigene Westentasche. Ich schicke ihn auch nicht mit den üblichen amerikanischen Scharfschützen-Geldprotzen los, sondern nur mit einem richtigen Waidmann!

Die „Jagdhütte“ – „Ol Tukai Lodge“ – liegt nur zehn Minuten entfernt, wir fahren sogleich dorthin. Sie ist brandneu, ja teilweise wird noch daran gebaut, das Ende wird gerade fertiggestellt. Es ist ein sehr ansprechendes, am Rande einer größeren Lichtung errichtetes, einstöckiges Gebäude mit einer stattlichen offenen Veranda. Es mag fünfzehn bis zwanzig Zimmer haben, dennoch ist es meist voll; es ist ratsam, sich auch hier vorab ein Quartier zu sichern. Unser Zimmer ist sehr bequem, mit Badezimmer und elektrischem Licht. Wir wohnen in einem kleineren Nebengebäude, etwa dreißig Schritte vom Hauptgebäude entfernt. Das Restaurant befindet sich im nahen Hauptgebäude. Wir bekommen ein gutes Abendessen, außer uns zeigen sich nur wenige Touristen.

– In etwa acht bis zehn Tagen – sagt der Verwalter –, wenn die riesigen, nach Norden wandernden Elefantenherden ankommen, werden all unsere Zimmer belegt sein!

Es ist elf Uhr, bis wir endlich das Licht löschen. Ich kann natürlich wieder nicht einschlafen. Mangi reichen dafür ein paar Minuten. Sie hört nicht einmal mehr den etwa einen Kilometer entfernt aufbrüllenden Löwen – den wir morgen hoffentlich vor die Fotolinse bringen werden!

15 Februar, „Ol Tukai Lodge“, Amboseli Game Reserve

Um sechs Uhr werde ich geweckt. Mangi öffnet die Augen mit der überraschenden Feststellung, dass sie nicht mehr so ausgezeichnet geschlafen hat, seit sie Ungarn verlassen hat. Sie beginnt erst etwas spät, sich daran zu gewöhnen – ich erwähne also das verpasste Löwengebrüll gar nicht erst. Der vom „Parkwarden“ versprochene Begleiter ist auch schon da. Ein wirklich Vertrauen erweckender, typischer Swahili, Soldat und Waidmann

zugleich in einer Person. Er meldet mit militärisch zusammengeschlagenen Hacken den scheinbar schon im Voraus formulierten Tagesplan.

– Auch ich habe den Löwen heute Nacht brüllen hören – sagt er –, ich kenne ihn gut, ein alter Bulle mit schöner Mähne, er zieht mit zwei Weibchen umher, sein Name ist „Kasuli". Ich hoffe, es gelingt uns bald, ihn zu finden, ich weiß, wo er sich tagsüber hinzulegen pflegt ...

Ich mag solche selbstsicheren Führer mit energischem Auftreten.

Ziemlich lange treffen wir auf kein interessanteres Wild. Wir sehen nur die üblichen Zebras, Giraffen und verschiedene Antilopenarten. Unser leidenschaftlicher Führer nimmt das Fernglas kaum von den Augen. Er untersucht ständig die sich vor uns öffnende, riesige Ebene, die hier und da von kleinerem Buschwerk gesprenkelt ist.

– Ich sehe den Alten schon – freut er sich –, aber wie ich sehe, hat er nur eine seiner Frauen mitgebracht!

Natürlich richten auch wir unsere Gucker in diese Richtung, aber wir sehen erst einmal gar nichts.

– Dabei habe ich ihn genau erkannt, ich gebe euch gleich die Richtung durch. Dort sind diese paar dunklen, einzeln stehenden kleinen Büsche, bitte nehmt den vierten von links unter die Lupe. (Die Büsche mögen etwa zwei Kilometer von uns entfernt sein!) Auf seiner rechten Seite ist ein kleiner, kaum faustgroßer schwarzer Punkt zu sehen. Gefunden?

– Diesen kleinen schwarzen Punkt habe ich gefunden, aber – wo ist der Löwe?

– Na, dieser kleine schwarze Punkt ist der Kopf von „Kasuli"! Und das Weibchen liegt dort drüben, zwei Büsche weiter!

Das sehen wir natürlich noch nicht – wo schauen unsere Augen gegen die eines Amboseli-Wildhüters an? Aber wir halten geradewegs auf sie zu, der faustgroße schwarze Punkt wird immer deutlicher, aber dass es ein Löwenkopf ist, würde ich selbst von hier aus nicht zu behaupten wagen. Wenn er es wirklich ist, kann ich nur ihn in der Nacht gehört haben. Den Herrn „Kasuli". Aus dieser Gegend kam der Ton. Den Mangi glücklicherweise nicht gehört hat. Denn wenn sie ihn gehört hätte, hätte sie sich gar nicht ausschlafen können – zum ersten Mal in Afrika!

Nun aber erkennen wir beide den zu einem prächtigen schwarzmähnigen Löwenkopf anwachsenden, faustgroßen schwarzen Punkt! Ja, wir sehen auch das etwas weiter liegende Weibchen. Einen entsprechenden Bogen schlagend, nähern wir uns gegen den Wind den völlig ruhig daliegenden Raubtieren. Sie lassen uns auf etwa dreißig bis vierzig Schritte heran, sie würdigen uns nicht einmal des Aufstehens, geschweige denn der Flucht. Wir fotografieren schon eifrig, als zum größten Schrecken der armen Mangi die berühmte Leicina in ihrer Hand stecken bleibt! Direkt vor uns der wirklich mustergültige Löwenbulle. Aber die Leicina – hol sie die Pest, und offensichtlich hat sie sie schon geholt – bewegt sich nicht. Die Arme ist verzweifelt, aber sie verliert dennoch nicht die Geduld. Sie dreht so lange daran herum, bis sie auf den Fehler stößt – irgendein geheimer Verschluss war verrutscht. Der gute Donnebaum schaut nur hilflos zu, helfen kann er natürlich nicht. Ich erst recht nicht. Glücklicherweise findet Mangi den völlig unbedeutenden Fehler, öffnet den versteckten Verschlussknopf – die Kamera funktioniert wieder tadellos! Sie widmet zwei volle Filme dem immer noch regungslos daliegenden Löwen.

Wenn wir weiterfahren, treffen wir bald auf ein Nashorn, ja sogar auf einen im lichten Wald arglos stehenden Elefantenbullen. Die Kamera funktioniert einwandfrei, die Beleuchtung und die Wolkenbildung sind tadellos, Nashorn und Elefant stehen da wie angebunden – der erste Vormittag schließt mit vollem Erfolg ab. Um drei Uhr am Nachmittag steigen wir erneut ins Auto – die sonnigen Mittagsstunden sind nicht sonderlich zum Fotografieren geeignet. Wieder sehen wir Unmengen an Wild, einen Großteil können wir bequem auf Film festhalten. Elefanten treffen wir auch ständig. Einsame Bullen, kleinere Familiengruppen. Donnebaum ist schon gar nicht mehr bereit anzuhalten. Es tut ihm leid um den vielen verknipsten Film.

– Wenn ihr so weitermacht, geht euch die Munition aus, bevor wir das Ende des dritten Tages erreichen!

Spät am Nachmittag gerät uns noch weiteres Großwild, zwei schöne Büffelbullen, vor die Kamera. Wir fotografieren auch diese zu Tode. Wir fahren noch an einigen Elefanten und Nashörnern vorbei. Wir haben schon so viele Bilder, dass wir nur noch außergewöhnliche Exemplare auswählen. Wir hätten nie gehofft, noch zu einer so wunderbaren Fotogelegenheit zu kommen. Mehrere Arten von Antilopengruppen, gewaltige Zebraherden grasen an jeder Ecke.

– Lass diese – sage ich –, davon finden wir genug! Bewahre deine Filme lieber für die Großen auf – Elefant und Löwe! Wenn du sie in diesem Tempo verbrauchst, reicht es nicht bis morgen!

Dieser Tag war wirklich ein hundertprozentiger Erfolg. Es wäre auch kein Unglück mehr, wenn morgen der Regen einsetzte. Selbst Donnebaum, der ständig die Reservate bereist, ist über das reiche Ergebnis des ersten Tages sehr überrascht.

– Glaubt bloß nicht, dass das immer so läuft; oft müssen wir tagelang suchen, bis wir mühsam einen Elefanten vor die Linse bekommen.

Wir können gar nicht genug loben, nicht nur das viele schöne Wild, sondern auch den geschickten, höflichen und entgegenkommenden Donnebaum, mit dem wir uns bereits angefreundet haben.

– Vom Jagen verstehe ich zwar nicht viel – sagt er bescheiden –, obwohl ich den Großteil der Wildschutzgebiete zuverlässig kenne. Das Fotografieren ist wesentlich billiger als das Jagen. Man braucht dafür weder Safaripersonal noch ein Zeltlager. Wenn ihr nächstes Jahr wieder Lust zum Fotografieren habt, stehe ich euch gerne zur Verfügung! Es gibt noch viele prächtige Reservate in Kenia, Tanganjika und Uganda! Wir würden von Jagdhütte zu Jagdhütte ziehen, außer meinem alten Wagen und uns dreien bräuchten wir keinerlei Hilfe!

– Natürlich auch kein Gewehr!

– Aber das Gewehr kommt in Afrika sowieso aus der Mode!

Bild

Gegen Abend, aber noch bei ausreichendem Fotolicht, führt das Glück auch zwei schöne Geparden (Cheetahs) in unseren Weg. Auch sie verschlingen eine Menge Film. Nach Beendigung des Tages, der all unsere Erwartungen übertroffen hat, kehren wir müde, aber zufrieden in unsere freundliche Bleibe zurück. „Lange hat das abendliche Bad nicht mehr so gut getan – schreibt Mangi – ebenso wie der übliche Abenddrink!“ Zahlreiche neue Gäste treffen im Laufe des Tages ein, es gibt keinen freien Tisch mehr im Speisesaal. Der junge englische Aufseher ist gezwungen, in ein Zelt zu ziehen und seine Wohnung den

Gästen zu überlassen. Die für das Tragen der Speisen angeheuerten eingeborenen Kellner stützen in Scharen die Wand, lachend sehen sie dem für sich allein schwitzenden Aufseher zu, der auf jedem Arm drei Schüsseln mit Essen balanciert und fast an der Arbeit zerbricht, dennoch aber seine Gäste, die ihre Zimmer weit im Voraus bestellt hatten, nicht versorgen kann. Die Kellnerschar schaut provokativ und schadenfroh zu. Schließlich findet sich doch für jeden ein Abendessen. Nur der weichgeschwitzte, vor Erschöpfung keuchende „Manager" bleibt auf dem Schlachtfeld zurück. Er hat nicht einmal seinen Sinn für Scherze verloren:

– Ich hoffe, jeder ist satt geworden! Wer hungrig geblieben ist, hebe die Hand, ich laufe sofort für ein neues Abendessen los, ich verschnaufe nur kurz für ein paar Minuten!

Man muss es den Engländern lassen, ihren Humor verlieren sie nicht so leicht!

16 Februar, „Ol Tukai Lodge", Amboseli Game Reserve

Am Morgen brechen wir genauso auf wie gestern. Wieder bereitet sich ein herrlicher, kristallklarer Tag vor. Von unserem Fenster aus blicken wir geradewegs auf den Kilimandscharo. Dies hier ist wirklich das angenehmste Klima, das uns bisher zuteilwurde. Belebende, fast gebirgige Luft, weder Moskitos noch Zecken noch Skorpione, von denen wir in unseren vorherigen Lagern immer eines abbekamen. Ein regelrechter, Körper und Seele erfrischender Kurort!

Bald nach dem Aufbruch sehen wir wieder ein Nashorn – und zwar ein ganz besonderes! Das Arme hat keine Ohren! Beide fehlen von der Wurzel an, so hat es bei unserer Annäherung auch keine Möglichkeit, sie zu spitzen. Wieder wurde uns der gestrige „Soldatenjäger"-Begleiter zugeteilt; von ihm erfahren wir, dass dieses Nashorn seit Jahren hier im „Park" umherzieht. Wann es verstümmelt wurde, weiß niemand, wahrscheinlich muss es mit diesem Fehler geboren sein. Später, als wir das Bild zu Hause entwickelten, haben wir viele meiner Bekannten damit geneckt:

– Dies ist ein Bild eines sehr seltenen Nashorns – sagte ich. – Viele haben es schon bewundert. Was hast du dagegen einzuwenden?

Eine halbe Stunde lang sahen sie es sich an. Aber bisher gab es nur einen einzigen „Experten", der die Ohren vermisst hätte. Wenn es verstümmelte Ohren hätte, würde es sicherlich eher auffallen. Aber dieses hier hat wahrlich nicht einmal ein Fünkchen eines Ohrüberrestes! Hören tut es hingegen tadellos. Davon konnten wir uns überzeugen.

Innerhalb einer halben Stunde eine neue Sensation: Eine Elefantenherde aus etwa zwanzig Köpfen, sogar zwei bis drei Kälber sind unter ihnen. Diese müssen offensichtlich in der Nacht vom Kilimandscharo her eingetroffen sein, ausschließlich zu unseren Ehren! Wir vertrödeln fast bis zum Mittag die Zeit unter ihnen, bis die senkrecht stehende Sonne das Fotografieren unmöglich macht. Sie wirbeln furchtbar viel Staub auf und beschießen sich gegenseitig mit der langen Staubkanone ihrer Rüssel. Auf dem Heimweg treffen wir den gestrigen schwarzmähnigen Löwenbullen. Den Namen „Kasuli" können wir uns jedoch unmöglich merken. Aber er ähnelt so sehr dem Namen des oft erwähnten indischen Fotografen aus Nairobi – Karmali –, dass wir ihn der Einfachheit halber von Kasuli in Karmali umtaufen. Das bleibt uns wenigstens leicht im Gedächtnis. Unser Führer versteht den neuen Namen natürlich nicht. Er wiederholt beharrlich, dass Kasuli eine im ganzen Park stadtbekannte Persönlichkeit sei! Wir bleiben jedoch bei Karmali, worüber unser Führer vor Lachen fast zerbricht, wann immer wir ihn aussprechen. Diesmal finden wir ihn in Gesellschaft von zwei anderen Löwenbullen, möglicherweise seinen heranwachsenden Söhnen. Sie wirken wesentlich fauler und satter als der Alte. Sie

müssen sich in der Nacht gründlich an Zebras gütlich getan haben. Auch jetzt zeigen sie keinerlei Neigung zum Aufstehen, Fletschen der Zähne oder auch nur zum Gähnen. Auch Donnebaum fotografiert fleißig, natürlich nur mit seiner eigenen Kamera. Nun taucht nicht nur der alte Karmali auf, auch zwei oder drei Frau Karmalis, ja sogar einige Karmali-Jungen erscheinen um uns herum, wir kommen mit der Arbeit kaum nach. Sogar einige entferntere Verwandte kommen hervor, auch diese pirschen wir an und bringen sie aus der Deckung des Busches vor die Fotolinse. Die Sonne brennt heiß, nicht nur die Fotografen, auch die Löwen hecheln jämmerlich. Beladen mit Ergebnissen eilen wir heim zu unserer Unterkunft, die Löwen hingegen in den spärlichen Schatten der ihnen zur Verfügung stehenden Dickichte.

Der Löwe ist im Allgemeinen nicht langlebig. Der bereits vorgestellte „Parkwarden" erzählt, dass der prächtige alte Karmali sehr betagt sei, ein über zehn Jahre altes Exemplar. Angeblich – ich weiß nicht, ob diese Annahme zutreffend ist – macht ein Löwenjahr etwa sieben Jahre im Leben eines Menschen aus. Das heißt, ein zehnjähriger Löwe entspricht etwa einem siebzigjährigen Menschen. Zu den Aufgaben des „Parkwarden" gehört es, die überalterten, kranken, schwer verletzten oder dem Alterstod nahen Tiere mit einem Gnadenschuss zu erlegen. Ich höre, dass auch über den alten Karmali die Zeit hinweggeht, auch er wird bald an der Reihe sein.

– Aber er hat noch zwei Frauen – sagt der Parkaufseher –, vorerst darf man ihn also nicht behelligen. Das sicherste Zeichen für das Ende der Lebensspanne ist, dass die Weibchen das überalterte Männchen verlassen. Dann muss man schleunigst handeln, denn die Jüngeren – meist des Großvaters eigene Enkel – befördern den Alten im Handumdrehen unter die Erde. Größtenteils natürlich aus Eifersucht oder infolge von Meinungsverschiedenheiten über die Beute. So können wir, wenn es gelingt, den Alten rechtzeitig herauszuschießen, wenigstens sein Fell mit der hervorragenden Mähne retten, während er, wenn er einem Rivalen zum Opfer fällt, in Stücke gerissen wird und kein verräterisches Fitzelchen von ihm übrig bleibt.

17 Februar, „Ol Tukai Lodge", Amboseli Game Reserve

Da wir das Wildfotografieren – infolge des tadellosen Wetters und vieler unerwarteter Gelegenheiten – im Großen und Ganzen beendet haben, widmen wir den Vormittag des heutigen – letzten! – Tages dem Fotografieren einiger Eingeborener. Der gesamte Amboseli-Park ist Eigentum des weitläufigen, hochberühmten Nomadenstammes der Massai. Ihnen gehören übrigens 120.000 Quadratkilometer, wovon 79.000 auf Tanganjika und 41.000 auf Kenia entfallen. Dazu gehört auch das etwa dreitausend Quadratkilometer große Amboseli-Reservat. Die gesamte „Masai Reserve" ist das ausschließliche Privatgebiet des Massai-Stammes. Hier darf niemand sonst, nicht einmal ein weißhäutiger Siedler, Land kaufen, und kein anderer Eingeborener darf sich dort niederlassen. Der ausschließlich Rinder sammelnde Massai-Stamm, der mit seinen gewaltigen Herden kreuz und quer wandert, wechselt innerhalb seines eigenen Reservats ständig seinen Wohnort, entsprechend dem Zustand der Weide. Die Weiden werden natürlich durch die zeitweise sehr unsicheren Niederschläge reguliert. Man könnte auch sagen, dass die Massai eigentlich dem Regen folgen, denn nur so können sie hoffen, ihre Herden weiden zu lassen. Hier im Amboseli-Park findet sich auch die eine oder andere kleinere, vorübergehende Massai-Siedlung. Sie sind an ihren wenigen dürftigen Reisighütten zu erkennen, vor allem aber an der sie umkreisenden, jede Vorstellung übersteigenden Wolke aus stechenden Fliegen. Der Massai-Stamm hat auf seinem riesigen Gebiet von mehr als hunderttausend Quadratkilometern bequem Platz. Im Durchschnitt kommt etwa ein Massai auf einen Quadratkilometer! Wir suchen lange, bis wir auf die erste Massai-Siedlung stoßen.

Ich schreibe aus Mangis Tagebuch die folgenden, für mich schwer kränkenden, weil meiner Meinung nach der Realität überhaupt nicht entsprechenden Zeilen ab:

„Zs. ist äußerst ungeduldig, dieses Thema interessiert ihn überhaupt nicht. Er hat in seinem Leben genug von Millionen Fliegen umschwärmte Massai gesehen, wir haben einen halben Tag übrig, wie sollte er da nicht lieber ein, zwei schöne Elefanten suchen! Es ist doch ein besserer Anblick als ein paar rot angemalte, mit ranzigem Fett glänzend geschmierte Massai-‚Moran'! Ich hingegen habe wesentlich weniger Massai-Krieger gesehen – und obwohl mich das ohrenlose Nashorn zweifellos auch interessiert –, kann ich die Atmosphäre der Massai-Siedlung nicht aus meinem Programm auslassen! Wir befinden uns also mitten im Zentrum der Massai-Freuden. Unter ihren Gazellenfell-Umhängen, die ein besseres Schicksal verdient hätten, bemühen sie sich, mit ihren großzügig zur Schau gestellten, an vertrocknete Tabakbeutel erinnernden Brüsten, sich zu einem begehrenswerten Fotomotiv zu machen. Ja, sie bieten sogar unverschämt an, gegen ein Schmerzensgeld von zwei Schilling auch noch das Gegenstück zu dem bereits Gezeigten hervorzuholen. Zwei Schilling sind offensichtlich der feststehende Touristenpreis. Gerne würde auch ich die zwei Schilling geben, aber nur dann, wenn sie auch das frei hängende wieder unter den Schutz des Fellumhangs zurückwerfen würden. Offensichtlich fehlt mir der nötige Geschäftssinn."

Bild

Ich würde lügen, wenn ich das den ganzen Vormittag ausfüllende Fotografieren der Massai als besonderen Kunstgenuss bezeichnen würde. Die Bremsenstiche beginnen erst jetzt ihre Wirkung zu entfalten. Sogar während des Mittagessens kratzen wir uns um die Wette. Die anderen Gäste beobachten uns interessiert. Sie glauben offensichtlich, wir tanzten einen besonderen ungarischen Volkstanz – im Sitzen.

Ich habe ganz vergessen, dass ich Mangi noch in Nairobi einen eingeborenen Gürtel gekauft habe, wie er schon vor dreißig Jahren in Mode war. Offensichtlich ist er es heute noch, man sieht ihn ständig an der Taille der Damen in Nairobi. Mit kleinen bunten Glasperlen besticken sie den gewöhnlichen Hosengürtel, so wird er zu einem besonderen, exotischen Kleidungsstück für Frauen. Während wir heute die Eingeborenen fotografierten, prangte genau dieser bunte Hosengürtel an Mangis Taille. Sobald die eingeborenen Frauen ihn bemerkten, begannen sie ein lebhaftes Kreischen und zeigten freudig auf Mangis Bauch. Im ersten Moment wusste ich gar nicht, worüber sie sich freuten, erst Donnebaum klärte mich auf, dass dies schließlich eine typische Massai-Arbeit sei, mit der sie seit Jahrzehnten die fremden Gäste überfluteten. Mangis Hosengürtel machte sie bei den Massai-Frauen so beliebt, dass sie sich umsonst vor ihrer Kamera aufreihten und sie kaum gehen lassen wollten. Dann umringten sie sie, um ihren Gürtel einzeln zu betasten. Letzten Endes musste ich mich deshalb von so unzähligen Fliegen zerstechen lassen.

Nach dem Mittagessen machen wir noch eine Runde – wir finden noch einige Rollen unbenutzten Film. Ja, bald darauf sogar noch sechs Elefanten. Einer – der beste, den wir bisher vor die Linse bekommen haben – mochte mindestens fünfundachtzig Pfund pro Seite haben; er lieferte die gelungensten Elefantenbilder unserer Reise. Wir treffen sogar noch auf eine mittlere Bullengruppe, mit denen wir uns ebenfalls gut amüsieren.

Sie stehen um einen kleinen Sumpf herum, saugen ihre Rüssel voll Wasser und bespritzen sich gegenseitig in langem Strahl wie mit Wasserpistolen. Danach saugen sie ihre zwei Meter langen Nasen mit trockenem Staub voll und blasen ihn sich gegenseitig ins Gesicht. Auf dem Film ist die um sie herumwirbelnde Staubwolke deutlich zu erkennen ... Währenddessen fliegen schneeweiße „Kuhreiher" (wasserbewohnende Vögel, ähnlich den

Seidenreihern) von einem Elefantenrücken zum anderen und picken Schmarotzerinsekten aus der runzligen Haut ihrer drei Meter hohen Wirte. Ich hoffe, meine Frau sieht nun auch ein, dass dies ein besseres Vergnügen ist als das morgendliche Massai-Fotografieren!

Auf dem Rückweg schauen wir beim Haus des „Parkwarden" vorbei; wir wollen uns für das dreitägige Erlebnis bedanken – die wahre Krönung unserer sechswöchigen Exkursion! Leider ist er nicht zu Hause. Seine freundliche Frau bittet uns jedoch herein. Sie serviert uns Tee, zeigt uns ihr äußerst liebevoll eingerichtetes Heim, ihren schön gepflegten Blumengarten und die prächtigen bunten Vögel, die in ihrem Garten glänzen. Eine prachtvolle, blau-gelb-rot gefärbte Starenart, ihr ungarischer Name ist „fényseregély", auf Deutsch „Glanzstar", ihren lateinischen Namen weiß ich nicht. Ihre besondere Eigenschaft ist, dass sie bei trübem Wetter fast farblos sind. Sobald sie jedoch von der Sonne beschienen werden, blühen sie förmlich auf und glänzen in schreienden Farben. Auch draußen in der Wildnis sind sie oft zu sehen. Es bewölkt sich finster, die prächtigen Vögel werden grau. Wir fragen die Frau des Parkaufsehers, ob wir morgen wiederkommen dürfen; wir wollen es nicht versäumen, die herrlichen Vögel zu verewigen.

– Jederzeit – sagt sie –, die Vögel sind immer hier, es muss nur Sonnenschein sein!

Wir kehren in unser Quartier zurück. Auf der offenen, ebenerdigen Terrasse stehen Rohrsessel, dort pflegen die Gäste der „Lodge" zu sitzen. Auch wir machen uns bereit, dort mit Donnebaum die verschiedenen Details unserer morgigen Abreise zu besprechen. Die Gästeschar steht jedoch sichtlich verwirrt um die Terrasse herum, und wir sind gezwungen, es ihnen gleichzutun. Denn jeder einzelne der Rohrsessel auf der Terrasse wurde von speertragenden, mehr oder weniger nackten, laut lärmenden Massai-Kriegern besetzt. Eine entsprechende Fliegenschar haben sie auch mitgebracht. Der elende „Manager" versucht in höflichem Ton, die unerwarteten Gäste wegzukomplimentieren. In seiner Not verlegt er sich schließlich aufs Flehen. Völlig ergebnislos. Die Krieger mit ihren Hamsterzähnen, dick mit ranziger Butter eingeschmiert, beachten den vor Verlegenheit schwitzenden Hotelaufseher gar nicht. Sie lachen ihm frech ins Gesicht. Sie wissen, dass sie zu Hause sind, auf ihrem eigenen Territorium, und setzen sich daher dorthin, wo es ihnen gefällt. Im Grunde genommen haben sie völlig recht. Aber den ausländischen Gästen, die Devisen ins Land bringen und das Wild im Reservat fotografieren, behagt dies nicht gerade. Wir zerstreuen uns also alle, um die stolzen Krieger, die ihren Orangensaft schlürfen, nicht zu stören. Wir überlassen den in Bedrängnis geratenen Manager seinem Schicksal, denn die Mittagszeit naht, und er muss etwa fünfzig hungrige Fotografen ganz allein bedienen. Ein Großteil seiner Kellner hat ihn nämlich im Schutze der Nacht im Stich gelassen. In seiner Not wollte er sich an die Zentrale in Nairobi wenden – doch bekommt er seit dem Morgen keine Verbindung ...

Das Wetter verschlechtert sich zusehends. Düstere Wolken ziehen auf, und im Nu setzt der Regen ein. Das Verewigen der prächtigen Glanzstare fällt aus. Wir können unser Glück nicht genug preisen, dass uns diese drei Tage mit strahlendem Sonnenschein und außergewöhnlichem Fotowetter geschenkt wurden. Am Nachmittag besuchen wir bei immer dichter werdendem Nieselregen erneut den Parkwarden.

– Es tut mir leid – sagt er –, das Vogelfotografieren ist jetzt unmöglich. Schauen Sie morgen früh noch einmal vorbei, vielleicht kommt bis dahin die Sonne heraus? Aber wenn Sie Lust haben, gebe ich Ihnen die Erlaubnis, den nördlichen, vorerst gesperrten Teil des „Parks" zu besichtigen. Dort war seit Jahren kein Tourist mehr, es werden dort besondere Einrichtungen gebaut. Sicherlich finden Sie auch dort etwas zum Fotografieren. Vielleicht sogar Außergewöhnlicheres als in den neulich besuchten Teilen!

Wir danken ihm für seine Freundlichkeit und brechen bald mit unserem gewohnten Führer auf, in ständig tropfendem, dauerhaft wirkendem Regen. Gleich in den ersten zehn Minuten treffen wir auf einen Nashornbullen mit begehrenswerten Hörnern. Er steht in hohem Schilf, nur sein Kopf schaut heraus. Wir beginnen ihn zu umkreisen, in der Hoffnung, dass er sich mehr heraushebt und ein lohnenderes Bild bietet. Doch er verliert schneller die Geduld, schnaubt uns wütend an und verschwindet mit steif aufgerichtetem Schwanz im Schilf. Später schimmert eine stattliche Elefantenherde grau aus der Vegetation des sumpfigen Morasts hervor. Viele Kühe mit kleineren und größeren Kälbern. Es ist auch ein so winziges darunter, dass es nicht einmal bis an die Bauchunterseite seiner Mutter reicht. Sie bemerken das Auto; Donnebaum wagt sich nicht recht näher heran, er befürchtet, wir könnten im Sumpf einsinken, dann wären wir den immer wieder aufschreienden und mit ihren Rüsseln ständig in unsere Richtung zeigenden Elefanten ausgeliefert. Mütter, die kleine Kälber führen, könnten sogar ein hilflos steckengebliebenes Auto umwerfen. Darauf sind wir jedoch ganz und gar nicht neugierig. Nach einigen, bei dem regnerischen Wetter recht unsicheren Aufnahmen verlassen wir die Herde, die nun ihre Trompeten gegeneinander richten. Der Regen lässt nicht nach; es scheint, als hätten wir auch unsere Fotosafari beendet.

Wir eilen also zurück in unsere Unterkunft. Die arme Mangi beginnt – Gott weiß zum wievielten Male, aber ich hoffe vorerst zum letzten Mal – mit dem ihr eigenen, sorgfältig-akribischen Packen. Ich wage natürlich gar nicht, meine Hilfe anzubieten. Wiederholt habe ich es versucht, wurde aber immer mit dem gleichen Satz abgewiesen:

– Wenn du die Unordnung nicht auf die Spitze treiben willst, dann lies lieber!

Am Abend schauen wir noch einmal bei den freundlichen Parkdirektorsleuten vorbei. Wir danken ihnen für ihre vielfältige Freundlichkeit und sagen den abgedroschenen, nur allzu selten in Erfüllung gehenden Abschiedssatz:

– Dann hoffe ich, wir sehen uns noch einmal in diesem Leben!

Er hofft es auch – natürlich glaubt auch er nicht daran.

– Wenn morgen früh die Sonne scheint, vergessen Sie die Stare nicht. Ich halte sie in Bereitschaft.

18 Februar, „Ol Tukai Lodge“, Amboseli Game Reserve

Als ich am Morgen das Fenster öffne, würde ich wegen des dicht wallenden, dunkelgrauen Nebels nicht einmal einen Elefanten sehen – geschweige denn einen Glanzstar! Doch bis wir gefrühstückt haben und unser Gepäckturm auf dem Autodach errichtet und festgebunden ist, verzieht sich der Nebel! Wir warten etwa eine halbe Stunde – wir haben keinen weiten Weg vor uns –, die Sonne kommt heraus, die ganze Landschaft glänzt und blinkt! Amboseli hat sich schon bisher bewährt. Wieder erstrahlt der Gipfel des Kibo vor uns. Und vor unserem Fenster, am Ende der Wiese, absolvieren drei Giraffen von erlesener Statur ihren Morgenspaziergang! Wir laufen zum „Parkwarden“ hinüber. Nicht nur, um seine bunten Stare zu fotografieren, nicht nur, um uns erneut zu verabschieden, sondern – was ich an erster Stelle hätte erwähnen sollen – um meine im Panzerschrank eingeschlossenen Gewehre auszulösen. Der Warden hakt den Kassenschlüssel von seiner Uhrkette ab, hebt meine Waffen heraus, öffnet jede einzelne, schaut in die Läufe, schließt sie wieder in ihre Futterale und vertraut sie zusammen mit den in Verwahrung genommenen Patronen Donnebaums Obhut an.

– Alles in Ordnung? – fragt er.

– Scheinbar in Ordnung – antworte ich –, es sei denn, Sie haben meine Munitionsschachteln verzollt.

– Dann unterschreiben Sie die Empfangsbestätigung. Und nun lassen Sie uns in den Garten gehen, ich habe die Vögel zur Parade angekleidet.

Tatsächlich scheint es so. Er streut Futter vor sein Haus. Fast wie auf Kommando flattern sie aus Büschen und von Baumwipfeln hervor. Sie scharen sich um das ausgestreute Frühstück, stahlblau, zitronengelb, orange-rot. Mangi verbraucht mit Genuss die letzten Meter des „Kodachrome"-Films ihrer Leicina für sie.

Bild

Leb wohl, schön in Erinnerung bleibendes Amboseli, der dreitägige krönende Abschluss unserer mit zahlreichen Schwierigkeiten gewürzten sechswöchigen Exkursion! Das Wetter ist angenehm, auch der Staub wurde durch den nächtlichen Regen weggespült. In weiß blühendem Buschwald trotten hie und da eine Giraffe, ein Zebra und ein Strauß vor uns über den Weg. Wir begegnen keinerlei Fahrzeugen. Gegen zwei Uhr erreichen wir die an der Uganda-Bahnlinie errichtete, mir nur allzu denkwürdige Bahnstation namens „Mtito-Andei". Von hier aus brach ich – nunmehr vor sechsunddreißig Jahren – mit einer Fußsafari auf, um schließlich meinen allerersten – und zugleich größten – Elefanten zur Strecke zu bringen! Das Häuschen der damaligen Bahnstation hat sich kaum verändert. Aber drumherum ist seither eine stattliche Eingeborenen-Siedlung entstanden, einige indische „Dukas" (Gemischtwarenläden), ja sogar dicht aufeinanderfolgende Wegweiser: „Hotel Mtito-Andei"! Dorthin streben wir, dort wollen wir ausruhen und unsere letzte afrikanische Nacht verbringen.

Jenseits der Gleise, etwa zweihundert Meter entfernt, inmitten der Wildnis, steht das erst vor wenigen Wochen fertiggestellte, brandneue, einen äußerst vorteilhaften Eindruck machende, ebenerdige Hotel. Irgendein Anwalt aus Mombasa hat es gebaut; es hat bereits einen schönen Zaun, außerhalb des Zauns verläuft die Landstraße, die Nairobi mit Mombasa verbindet; der Hotelier baut seine Zukunft offensichtlich auf den vorerst noch recht spärlichen Autoverkehr. Sogar an einem komfortablen Schwimmbecken wird bereits eifrig gegraben! Die schattenspendenden Gartenbäume und Blumen sind erst für später geplant – wahr ist allerdings, dass hier alles unglaublich schnell, fast zusehends wächst! Unsere Zimmer sind bequem, ruhig, geräumig und luftig, natürlich jedes mit dem sozusagen bereits obligatorischen Badezimmer. Das gemütliche, luftige Restaurant, die ausgesuchte Kost und das höfliche Personal machen das Straßenwirtshaus „Mtito-Andei" ebenfalls zu einem begehrenswerten Ruheplatz. Ich kann es jedem nach mir hierher Kommenden wärmstens empfehlen. Zur Sicherheit wollte ich Mombasa anrufen, ob es keine unerwartete Änderung bezüglich der Abfahrt unseres Schiffes gibt? Aber es gelingt mir nicht, eine Verbindung zu bekommen. Das Telefon ist offensichtlich gerade erst in Arbeit – zusammen mit dem Schwimmbad. Wir können den Unternehmungsgeist des Erbauers nur bewundern! Dass er sich in der heutigen unsicheren Zeit zu einer solch großen Investition entschlossen hat, hier mitten im Urwald, völlig schutzlos, in Gesellschaft der Elefanten. Wahr ist, dass die Landstraße Mombasa–Nairobi, ja sogar die Bahnlinie hier vorbeiführen, fast am Rande seines Gartens. Aber die Entfernung – die das Hotel etwa halbiert – beträgt immerhin vierhundertachtzig Kilometer! Einerlei – wer wagt, gewinnt! Ich wünsche dem Hotelier von Mtito-Andei aufrichtig, dass er gewinnt. Er verdient es.

Am Nachmittag schauen wir uns ein wenig um. Ich versuche Mangi die genaue Stelle zu zeigen, wo im Februar 1929 mein Zelt stand, irgendwo hinter dem Stationsgebäude, von wo aus ich mit meiner aus etwa achtzig bis hundert Menschen bestehenden Safari in

nördliche Richtung in den Elefanten-Urwald aufbrach. Natürlich hat sich seither auch hier vieles verändert. Der Platz meines einstigen Zeltes ist nun bebaut ...

19 Februar, Hotel „Mtito-Andei"

Etwa dreihundert Kilometer liegen noch vor uns bis Mombasa. Gegen acht Uhr brechen wir auf. Der Hotelier macht uns Hoffnung, dass wir wahrscheinlich auf Elefanten treffen werden; jetzt findet ihre übliche Wanderung zwischen dem Kilimandscharo und dem Kenia-Berg statt, hier bei Mtito-Andei überqueren sie die Bahnlinie. Es ist schon mehrfach vorgekommen, dass der Nachtzug bei dichtem Nebel einen unvorsichtigen Elefantenwanderer rammte. Immer trifft es den armen Wanderer schlimm, natürlich wird auch die Lokomotive beschädigt und verliert einige ihrer Schrauben ...

Elefanten sehen wir zwar nicht, dafür umso mehr von ihren Hinterlassenschaften. Auf Schritt und Tritt liegen kleinere oder größere, ältere oder frischere, trockene oder noch erfrischend orangefarbene Elefantenknödel – mit schwerem Herzen nehme ich auch von diesen Abschied! Es scheint, als ginge die Wanderung der Riesen unverändert weiter, genau wie vor sechsunddreißig Jahren ...

Von Mtito-Andei an durchqueren wir Kenias größtes Wildreservat, den neulich bereits erwähnten, etwa 21.000 Quadratkilometer großen „Tsavo Royal National Park".*

Das Tor zum Paradiesgarten schließt sich hinter mir. Kaum werde ich mich jemals wieder – an einem Elefantenknödel ergötzen ...

Nun sind wir aus dem Reservat heraus, die Wildnis geht zu Ende, die Umgebung wird allmählich zivilisierter. Zwar ist die Meeresküste noch fern, aber wir nähern uns. Und je mehr wir uns nähern, desto unangenehmer wird die Hitze. Die Straße ist auffallend schlecht und furchtbar staubig, nur die letzten fünfundsiebzig Kilometer sind Beton. Wild sieht man um diese Zeit natürlich nicht mehr, Mangi versucht nun, ihre restlichen Filme für Eingeborene zu verbrauchen. Die Landstraße ist voll von ihnen. Sie streben nach Mombasa, schleppen gewaltige Bananenbündel und allerlei Erzeugnisse zum Marktplatz von Mombasa. Die Armen schwitzen, schließlich kommen auch sie vom Hochland, aus kühleren Gegenden; verständlicherweise haben sie sich daher ausgezogen, Kleidung ist nur sehr vereinzelt an ihnen zu sehen. Vor jedem Fotomotiv – besonders vor Frauen – verlangsamen wir die Fahrt. Sofort bemerken sie die Kamera in Mangis Hand, im Augenblick zerren sie ihre dürftigen Lumpen hervor und bedecken alles, was sich bedecken lässt. So hören sie natürlich augenblicklich auf, Fotomotive zu sein. Sind sie neuerdings so schrecklich schamhaft geworden? Natürlich zeigen sie ständig an, für wie viel sie bereit wären, sich wieder auszuziehen – aber auf einen solchen Handel lassen wir uns nicht mehr ein – wir haben aufgehört, Afrika-Jäger zu sein.

In schwüler, dampfiger, erstickender Hitze treffen wir in Mombasa ein. Zuerst suchen wir das Büro des „Lloyd Triestino" auf, wo wir nicht nur unsere Fahrkarten erhalten, sondern auch erfahren, dass die Einschiffung ab drei Uhr nachmittags beginnt – Abfahrt ist morgen früh. Von dort gehen wir zur Polizei, wo wir mit großer Mühe den bei der Ankunft hier hinterlegten Munitionsüberschuss zurückerhalten. Schließlich hatten wir nicht viel Gelegenheit, ihn zu verbrauchen. (Der unverständlicherweise fehlgeschossene Büffel schmerzt mein Herz unverändert.) Dann hinaus zum Hafen. Die Zolluntersuchung überstehen wir diesmal in Minuten, aber die Identifizierung der Gewehre und Patronen zieht sich sogar beim Hinausgehen endlos hin. Der wackere Donnebaum bleibt überall bei uns, hilft überall, ich weiß gar nicht, wie wir ohne seine bereitwillige Unterstützung fertig geworden wären. Sogar beim Schleppen unserer Unmengen an Gepäck auf das Schiff wirkt er mit, besorgt Träger, begleitet sie in unsere Kabine ... Die „Africa" – wie

gesagt – ist völlig identisch mit der „Europa“, auch unsere Kabine, genau wie die alte; jene war die Nummer zwanzig, die jetzige ist die vierundzwanzig. Aus der Hitze von Mombasa kommend, zittern wir fast auf dem durch die volle Klimaanlage „gemilderten“ Schiff; ich hoffe, Mangi fängt sich keine neue Erkältung ein.

Es ist noch reichlich Zeit, Donnebaum läuft mit uns noch einmal zur Post zurück; wir geben unsere Briefe und die im Londoner Kodak-Werk zu entwickelnden Filme auf – wobei es sich übrigens lohnt, den wunderbar organisierten Postdienst zu erwähnen. Wir legten die in Afrika belichteten Filmrollen in kleine gelbe Umschläge, die wir eigens zu diesem Zweck erhalten hatten; auf die eine Seite musste der Name des Absenders, auf die andere der des Empfängers geschrieben werden. Das Londoner Kodak-Werk führt nämlich die zuverlässigste Entwicklung durch. Den in Nairobi aufgegebenen Film erhielten wir am siebten Tag fertig entwickelt zurück! Bezahlen mussten wir auch nicht, die Entwicklung wird in den Kaufpreis des Films einkalkuliert.

Mangi kann sogar noch zum Friseur gehen; sie hat keine allzu guten Erinnerungen an den Figaro der „Europa“. Doch als sie den sehr sauber wirkenden in Mombasa betritt, ist es gerade vier Uhr, die Friseure schließen. Uns fallen die wackeren Harold Whites ein, deren herzliche Gastfreundschaft wir vor fünf Jahren genossen. Leider sind sie nicht zu Hause, aber ein Verwandter ruft bereitwillig ein bekanntes Friseurgeschäft an; natürlich schließt auch dieses gerade, wartet aber auf die Bitte seines Freundes hin noch auf Mangi. So können wir also auch der durchaus notwendigen Haarwäsche Genüge tun. Das eilige Frisieren in der dünstigen Hitze von Mombasa ist schon weniger erfolgreich:

– Mein Kopf sieht aus – entrüstet sie sich –, wie ein schlecht geladener Heuwagen, ich fühle ihn nicht einmal als sauber!

Während des Friseur-Intermezzos trinken wir in der nahen Bar mit Donnebaum Limonade. Ein unbekannter, blassgesichtiger junger Mann tritt ein und fragt bescheiden:

– Ich sehe am Nummernschild, dass Sie aus Nairobi sind. Wenn Sie nicht viel dafür verlangen, würde ich Sie bitten, mich mitzunehmen, ich habe wenig Geld ...

– Ich verlange gar nichts dafür, besonders wenn Sie bereit sind, sich mit mir zu unterhalten. Ich bin müde, ich schlafe leicht am Steuer ein. Treffen wir uns hier in einer Stunde!

Das Geschäft ist also bereits zur beiderseitigen Zufriedenheit perfekt. Wir kehren zum Schiff zurück, trinken noch einige Abschiedslimonaden mit unserem wirklich liebgewonnenen Wiener Begleiter.

– Jedes Jahr komme ich nach Hause, meine Adresse können Sie jederzeit im Geschäft namens „City-Foto“ in der Kärntnerstraße erfahren, dort lasse ich meine Fotos entwickeln. Wir können sogar gleich unsere Exkursion für das nächste Jahr besprechen ... bis dahin alles Gute – kwa heri!

Es klopft an der Kabinentür. Der Steward bringt einen ganzen Haufen ungarischer Post herein ...

Ende

AUFLISTUNG DES WÄHREND UNSERER REISE ERLEGTEN WILDES:

Nashorn (Rhinoceros africanus) 2

Afrikanischer Elefant (Loxodonta africana) 1

Kaffernbüffel (Synncerus caffer caffer) 1

Löwe (Felis leo masaicus) 1

Beisa-Oryx (Oryx beisa) 3

Pinselohr-Oryx (Oryx beisa callotis) 1

Impala (Aepyceros melampus) 3

Grant-Gazelle (Gazella granti) 2

Schakal (Canis lupaster) 1

Thomson-Gazelle (Gazella thomsoni) 3

Giraffengazelle od. Gerenuk (Lithocranius walleri) 4

Grevy-Zebra (Equus grevi) 1

Zebra (Equus zebra) 4

Giraffe (Giraffa camelopardalis) 1

Klippspringer (Oreotragus oreotragus) 2

Steinböckchen (Rhaphicerus campestris) 1

Vögel (Frankolin und Perlhuhn) 22

Insgesamt: 53

INHALT

ERSTER TEIL: AUFWÄRMEN 5

ZWEITER TEIL: WIE WIR ZU ZWEIT NACH AFRIKA KAMEN? 12

DRITTER TEIL: DIE EIGENTLICHE JAGDEXPEDITION 181

VIERTER TEIL: WILDFOTOGRAFIE UND ABSCHIED 352

AUFLISTUNG DES WÄHREND UNSERER REISE ERLEGTEN WILDES 571

ABBILDUNGSVERZEICHNIS 373

VERANTWORTLICHER HERAUSGEBER: DER DIREKTOR DES SZÉPIRODALMI KÖNYVKIADÓ

VERANTWORTLICHER REDAKTEUR: FERENC KÖSZEG

TECHNISCHER LEITER: ISTVÁN JÁNOSA

TECHNISCHE REDAKTEURIN: ÉVA TÓTH

BILDREDAKTEURIN: VERA ZSOLDOS

UMSCHLAG- UND EINBANDGESTALTUNG: KLÁRA RUDAS

ERSCHIENEN 1971, IN 46.100 EXEMPLAREN, IM UMFANG VON 23,5 (A/5) BOGEN

3,5 BOGEN + 2 BLATT KUNSTBEILAGE

MSZ 3601-55 UND 3602-59

SZ 3577 - b - 7175

71.7497.66-14-1

ALFÖLDI NYOMDA, DEBRECEN

---

*(Etwa 3.600.000 Katastraljoch) Ungefähr so groß wie die Komitate Fejér, Somogy, Veszprém und Zala zusammen!